
Div.Sch.
BV
2073
.S32
1906
Abt.3
Hft.2

Die Beziehungen von Röm. 1—3 zur Missionspraxis des Paulus.

Von Lic. E. Weber. 2,40 M.

(Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. IX, Heft 4.)

Eine wissenschaftliche exegetische Studie über Röm. 1, 18—3, 20 für die Missionsfreunde unter den biblischen Theologen. Weber versucht, die problemenreichen Ausführungen des Heidenapostels, in welchem er die Zornverfallenheit der gesamten Menschheit als Grundlage und Voraussetzung des universalen Heilsratschlusses Gottes darstellt, unter einen lichtvollen, einheitlichen Gesichtspunkt zu stellen. Sie sind ihm zwar nicht ein Schema, aber ein Typus der allgemeinen Missionspropädeutik des Paulus, eine kurze Darstellung, wie er sich von dem Appell an das Gewissen den Weg zur Erschließung des Heilsverständnisses bahnt. Mit einem großen wissenschaftlichen Apparat ausgerüstet, aber mit einem klaren, leicht inne zu haltenden Kompaß durch das Wirrsal exegetischer Meinungen beweist der Verfasser in der Hauptsache seine Hypothese überzeugend. Wir werden in der Tat in diesen Kapiteln ein wertvolles Stück der Missionspraxis des Apostels in seiner propädeutischen Missionsrede haben; allerdings wie er diese Gedankengruppen nun im konkreten Falle appliziert hat, darüber gibt uns das Neue Testament keinen Aufschluß. Evang. Missionen.

Wollte Jesus die Heidenmission?

Eine moderne theologische Frage für die Missionsgemeinde beantwortet

von

Lic. K. Bornhäuser,

Professor in Greifswald.

Preis 80 Pf.

Die Form der vorliegenden Untersuchung ist von der Absicht bestimmt, nicht nur für Theologen, sondern überhaupt für Missionsfreunde verständlich zu reden. Die Ausführungen sind so, daß der bibelkundige Missionsfreund sowohl ihrem Zusammenhange wie ihren entscheidenden Behauptungen zu folgen und sich sein Urteil darüber zu bilden in der Lage sein wird.

Acht Monate in Südafrika.

Schilderung der dortigen Mission der Brüdergemeine

von

Ch. Buchner †.

Mit einer Kartenskizze. 1,60 M., geb. 2,20 M.

Die Missionstexte

des

Neuen Testaments

in

missionsgeschichtlichen Beispielen.

Ein Hilfsbuch zu Lic. Dr. G. Mayers
Meditationen und Predigtdispositionen

von

Hermann Schade,
Pastor in Prießen (Niederlausitz).

Dritte Abteilung:

Missionsgeschichtliche Beispiele zu den Texten der paulinischen Briefe.

Zweite Hälfte: Philipper- bis Philemonbrief.



Gütersloh 1908.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

Inhaltsverzeichnis.

1. Das Gebet eines Missionars für seine Gemeinde.

(Phil. 1, 3—11.)

1. Wieder auf Jakobi.

1. Januar 1907. „Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin. Ich will Ehre einlegen unter den Heiden, ich will Ehre einlegen auf Erden," (Ps. 46, 11) so mahnt uns die Neujahrslosung. Warum toben die Heiden? Diese Frage des Psalmisten drängte sich vor einem Jahr besonders auf unsere Lippen. Es war doch im tiefsten Grunde auch ein Auflehnen und Ratschlagen wider den Herrn und seine heiligen Ordnungen. Die Bande und Seile einer Regierung und Obrigkeit aus dem Christentum wollte man zerreißen und von sich werfen. Nun ist's wieder stiller geworden. Der den Kriegen steuert in aller Welt, der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrennt, der ruft nun auch hier: „Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin." Sein Werk darf niemand hindern. „Ich will Ehre einlegen unter den Heiden." Er hat's wohl getan hier unter diesen Heidenvölkern. Die falschen Götzen, worauf man sich so fest verließ, sind zu Spott geworden. Sie hielten sich wohl für die Sieger, als sie die Orte zerstörten und verwüsteten, wo vorher Jahre hindurch des Herrn Name gepredigt war. Der Herr ließ sie eine Zeit toben, damit er seine Allmacht um so herrlicher offenbaren könne. Wenn durch Sturm und hartes Ungewitter ein zartes Bäumlein zerzaust und zu Boden gedrückt wird, ja wenn Blätter und Blüten und zarte Zweiglein herabgerissen werden, o, das ist wohl ein trauriger Anblick! Aber wenn das Bäumlein wieder sein Haupt erheben kann, wenn es neue Zweige und Blüten treibt und Früchte ansetzt, wer freut sich nicht darüber von Herzen und preist Gottes bewahrende Treue und Schöpfermacht!

Unser Gemeindlein auf Jakobi war noch kein starker, fester Baum, als der Sturm des Aufstandes darüber hinbrauste, sondern erst ein kleines, schwaches Gewächs mit zarten Zweiglein von 18 Seelen. Zwei hat der Sturm geknickt; sie wohl, wie wir zuversichtlich hoffen, nicht verdorben, sondern sie nur hingeweht zu dem großen, festen Baum der oberen Gemeinde, an dem sie, neu eingepfropft, blühen und grünen.

Am Nachmittag des ersten Weihnachtstages versammelten sich hier in meinem Zimmer 9 Männer resp. Jünglinge und 11 junge Frauen resp. junge Mädchen. 3 von den Frauen trugen ihre Kindlein im Arm oder auf dem Rücken. Wir knieten alle nieder zum Gebet und zogen dann gemeinsam unter dem Geläut der Glocke zum Gotteshause. Unter dem brennenden Christbaum hielten wir hier eine ernste, fröhliche, selige Feier. Ich taufte die 23 Seelen freudigen, dankbaren Herzens. Am 2. Feiertag Nachmittag standen vor dem Altar in unserm Kirchlein 8 Ehepaare, und ihr Ehebund wurde nun vor der Gemeinde bestätigt und kirchlich eingesegnet.

Auch diese neuen Christen sind, ebenso wie ihre Vorgänger und wir alle, nicht vollkommene, fertige Musterchristen, ja sie sind schwache, unselbständige Anfänger, die getragen werden müssen durch treue Fürbitte. Auch ihre Erkenntnis, ja das Wissen, was wir als zur Taufe nötig erachten, ist noch mangelhaft. In der Aufstandszeit und Zerstreuung war der Unterricht nur zu sehr gestört. Aber sie hatten aufrichtiges Verlangen nach der Taufe, und ich konnte, da die meisten schon 3—4 Jahre und länger im Katechumenat waren, nun nicht mehr dem Wasser wehren.

„Ich will Ehre einlegen unter den Heiden," spricht der Herr. Wie kann sich das noch deutlicher und herrlicher zeigen, als durch das Wachsen christlicher Gemeinden in Heidenlanden? Aus einem Rundbrief des Missionars Gröschel.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1889, Beiblatt, S. 81 ff. Wie soll man für die Mission beten? Allgemeine Missions-Zeitschrift 1907, Beiblatt, S. 64. Hebich sah das Gebet als die wichtigste Predigtvorbereitung an.

2. Der Segen der Bande.

(Phil. 1, 12—14.)

2. Verfolgungen in Schakkok.

Missionar Endemann: In Ki ma thong, einer Außenstation von Schakkok (Südchina), erstreckte sich die Verfolgung über die ganze Gemeinde. Von Tag zu Tag wurden die Christen mehr bedrängt, beschimpft und verhöhnt; zuletzt wurden sie gar vertrieben. Ein Christ wurde schwer verwundet, das Kapellendach an einigen Stellen zertrümmert, eine Frau aus der Kapelle gerissen und in den Dorftempel geschleppt. Dort sollte sie bei Androhung schwerer Strafe vor dem Götzen knien und anbeten. Gott aber schenkte ihr Kraft und Mut, nicht zu verleugnen, sondern lieber die schändlichsten Mißhandlungen und Peinigungen zu ertragen um seines Namens willen. Ein schrecklicher Trank, welcher in Deutschland Schwedentrank heißt, wurde ihr eingeflößt. Das Gesicht zerfleischt, blutig geschlagen am ganzen Leibe, so blieb sie endlich bewußtlos liegen.

Um die Christen zu trösten und zu stärken in ihrer großen Not, ging ich nach Khi ma thong und mußte fast selbst das Leben dort lassen. Eine Nacht saß ich gefangen in der Kapelle, von den bewaffneten Verfolgern, die nach dem Blut der Christen lechzten, umstellt. Sieben Soldaten unseres Kreismandarins und die Christen von Thoi hang eilten auf die Kunde meiner Gefangennahme sofort nach Ki ma thong, befreiten mich und erlösten die bedrängten Christen, welche auf der Station sowohl wie in dem benachbarten Dorfe Thoi hang lange Zeit unsere Gäste sein mußten.

Da so die Christen der Macht ihrer Verfolger entrissen waren, vergriffen sich diese nun an dem Eigentum derselben, beschädigten, raubten und vernichteten dieses zum großen Teil. Über ein halbes Jahr währt schon die Verfolgung, und sie ist noch nicht zu Ende, die chinesische Regiernng will nicht helfen; sie hat wohl ihre heimliche Freude daran. Bete, du liebe Missionsgemeinde, daß der HErr sich meiner Gemeinde erbarme und Hilfe und Rettung sende und den Christen Bekennermut und Treue bis in den Tod schenke.

Wie ein Stein, der ins Wasser geworfen ist, seine Kreise immer weiter zieht, so zog auch die Christenverfolgung von Ki ma thong bald ihre Kreise über das ganze Panyi-Gebiet. Die Kunde von der Verfolgung erregte Angst und Schrecken unter den Taufbewerbern und Frohlocken und Schadenfreude unter der heidnischen Bevölkerung. So wagte es daher bald kein Taufbewerber mehr zu den Gottesdiensten zu kommen. Die Taufen aus dem Panyi-Gebiet für das Jahr 1905 blieben darum fast ganz aus. Doch in aller Trübsal und Demütigung sandte uns der freundliche Gott eine rechte Erquickung und Glaubensstärkung durch das kühne und mutvolle Zeugnis eines Taufbewerbers in Ki ma thong. Er, der früher nie den rechten Mut gehabt, sich als Christ zu bekennen und um die heilige Taufe zu bitten, er trat jetzt mit Entschiedenheit zum Christentume über und bekannte seinen Glauben mit einer Kühnheit, die uns in Erstaunen setzte. Er, der zu den Ältesten des Dorfes gehört, litt alles mit, ließ sich schmähen und verfolgen und mit dem Tode bedrohen, doch nimmer verleugnete er. Der, welcher am Kreuz so viel tausend Schmerzen für ihn und seine Sünden gelitten, ohne zu klagen und zu murren, wurde jetzt sein Trost und seine Liebe. A yu pak — so heißt der Alte — war bereit, für den Mann der Schmerzen im Purpurkleid und in der Dornenkrone zu leiden und zu sterben. Eine tiefe Bewegung ging durch die ganze Gemeinde, als dieser Mann auf meine Frage: „Glaubst du an den Sohn Gottes und willst du in seinen Tod getauft werden," mit lauter Stimme die Antwort gab: „Ja, ich glaube von ganzem Herzen!" Jedermann wußte, was ihm nach seiner Taufe bevorstehen würde, es war gleichsam die Weihe zum Leiden und zur Trübsal. Jahresbericht, Berlin I, 1905, S. 152 f.

---

3. Die Gefangenschaft des Missionars Westphal.

Missionar Westphal auf Pniel (Oranje-Synode) kehrte im Sept. 1902 aus Deutschland, wo er 1 Jahr und 4 Mon. geweilt hatte, nach Pniel zurück. Kurz darauf wurde er wegen Hochverrats verhaftet. Er war bereits vor seiner Reise in eine Untersuchung verwickelt, bei welcher ihm keine Verschuldung nachgewiesen werden konnte,

so daß eine autoritative Person in Barkley-West unserm Direktor Anfang Juli 1900 auf seine Nachfrage sagen konnte: „Ich denke, es ist alles in Ordnung."

Die neue Anklage sprach vom Diebstahl eines Pferdes, Auslieferung eines Farbigen an den Feind (d. h. die Buren), Depeschenbeförderung an den Feind u. s. w. Als Zeugen traten mehrere Farbige auf, die seinerzeit wegen Unlauterkeit und Gemeingefährlichkeit von Pniel verwiesen waren. Auf Grund jener Anklage wurde Bruder Westphal verhaftet und mußte neun Tage im Gefängnis zubringen, bis er gegen Kaution wieder auf freien Fuß gesetzt wurde. Nun folgten die über zwei Monate dauernden gerichtlichen Verhandlungen in Barkley-West. Gegenüber den Aussagen der Brüder Müller und Windisch, so wie einer großen Zahl farbiger Christen erwiesen sich jene niederträchtigen Verdächtigungen als haltlose Lügen. Es blieben als angeblich belastend nur einige Briefe, die Westphal während der Occupationszeit an den Landdrosten (Verwaltungsbeamter der Buren) in Angelegenheiten der Station und einzelner Christen geschrieben hatte. Alle Brüder, welche die Verhältnisse kennen, sind darin einig, daß Westphal nicht anders handeln konnte, als er getan hat. Die Sache wartet noch der endgültigen Entscheidung. Am 20. April 1903 ist Termin in Barkley-West angesetzt. Die Anklage auf Hochverrat ist fallen gelassen worden. —

Im Termin wurde behauptet, es wären Leute vom Stationsgebiet ausgewiesen worden, welche sich „loyal" gezeigt hätten. Es konnte aber leicht nachgewiesen werden, daß Unehrlichkeit (Diebstahl) und Unmoralität die Gründe der Ausweisung gewesen waren, so daß diese Maßregel von der Regierung gut geheißen wurde. Trotzdem diese Vorgänge zeitweise ein energisches Vorgehen zur Herstellung von Zucht und Ordnung unmöglich machten, gelang es dann doch, die Verwirrung zu beseitigen. Die ganze Einwohnerschaft wurde schriftlich auf das Platzgesetz verpflichtet.

Berliner Missions-Berichte 1903, S. 202 u. Jahresbericht für 1903, S. 30.

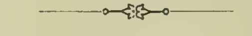
---

4. Aus dem Bericht des Missionars H. Behrens in Mosetla während des Burenkrieges.

Das war schrecklich! Überall rauchende Trümmerhaufen, dazu lagen die Leichen im Felde mehrere Tage, ehe sie begraben werden konnten, und mehrere Leute sind in den Häusern verbrannt. Bei diesem Volk bricht in solchen Zeiten das alte Wesen doch zu leicht wieder hervor. Da war es schwer, Missionar zu sein. Jetzt ist hier Ruhe — schreibt er am 13. April 1901 —, aber beendigt ist die Sache noch nicht. — Persönlich geht es mir, gottlob, bislang noch immer gut. Freilich, manches möchte man anders haben, aber ich für mein Teil klage durchaus nicht. Unsere Speise besteht aus Sauerpapp; Sie werden diesen Brei von zerstampftem Kafferkorn wohl kennen. Brot gibt's seit August vorigen Jahres (also seit 1900!!) nicht mehr, sowie Butter, Kartoffeln Gemüse u. s. w. Sauerpapp morgens, mittags und abends! Aber wir leben dabei. Auch habe ich versucht, Heuschrecken zu essen, allein bislang schmecken sie mir nicht. Was wir anfangen, wenn Kleider und Schuhe alle werden, weiß ich nicht; müssen wohl Sandalen tragen und Kleider von Fellen. Sehr leid tut es mir, daß kein Abendmahl sein kann, da wir keinen Wein mehr haben und die Engländer nichts aus Pretoria herauslassen. Beten Sie für uns, daß wir bald erlöst werden aus dieser Trübsal.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1902, S. 28 f.

Kirchliche Mitteilungen Nördlingen 1906, S. 1 f.: Erdbeben in dem Gebiet der Neuendettelsauer Mission. Berliner Missions-Berichte 1903, 210 f.: Missionar Bauling in Leidenburg. Berliner Missions-Berichte 1903, 214: Missionar Kahl in Neu-Halle. Richter: Indische Missions-Geschichte, S. 200: Gozinath Nandry.



3. Nur Frucht.

(Phil. 1, 21—24.)

5. Henry Martyns Gedanken in schwerer Krankheit.

Am 22. April 1806 landete Henry Martyn nach langer, und bis zuletzt gefährlicher, mühseliger Fahrt in Kalkutta als von der Regierung bestellter Kaplan für die englischen Soldaten

der Kompanie, kein Missionar und doch fortan ein Bahnbrecher der Missionsarbeit und ein Vorbild für viele, wie er es sich selbst gewünscht: „Und wenn ich nie einen bekehrten Heiden sehen sollte, möchte Gott es fügen, daß durch meine Geduld und Ausdauer künftig Missionare ermutigt würden."

Dem kleinen Kreise der Frommen in Kalkutta, Brown und Buchanan vor allem, war der neue Mitarbeiter von Herzen willkommen. Man wies ihm eine Wohnung an in einer alten heidnischen Pagode am Ufer des Hugli. Eine schwere Krankheit überfiel Martyn, aber angesichts des Todes schrieb er: „Ich konnte beim Rückblick auf mein verflossenes Leben keinen Beruhigungsgrund finden. Je mehr ich mich im Sturm der Krankheit nach Beweisen meines Christentums umsah, desto weniger konnte ich mit Einfalt und Ruhe mich am Kreuz meines Erlösers niederlegen. An den Grenzen der Ewigkeit flehte ich zum Herrn, und er hatte die Gnade, mein gefühlloses Herz zu trösten. Nicht ohne einen Tränenstrom konnte ich für die unglücklichen Einwohner dieses Landes flehen und es fühlen, daß auch der verächtlichste Sudra in Indien einen nicht minder hohen Wert in Gottes Augen hat, als der König von Großbritannien."

Seine Freunde wollten ihn nach seiner Genesung in Kalkutta halten, „aber — erklärte er — es würde mir das Herz zerbrochen haben, wenn ich gehindert worden wäre, zu den Heiden zu gehen." So wurde ihm sein Arbeitsfeld in der Stadt Dinadschpur, nördlich von Kalkutta, angewiesen, wo er mit Heiden, Mohammedanern, Papisten und Ungläubigen vollauf zu tun fand. Allgemeine Missions-Zeitschrift 1907, B., S. 5 f.

---

6. Der Helfer Benjamin in Christianenburg.

Missionsdirektor D. Gensichen: Am 15. April 1900 standen wir frühmorgens, eh' die Sonn' aufgeht — der blasse Mond stand noch am Himmel — mit der Christenschar in Christianenburg auf dem Friedhofe.

Wie wunderbar und feierlich klangen die Osterlieder. Man fühlte es, wie die Kraft der Verheißung: Mein Tau ist ein Tau des grünen Feldes. Deine Toten, Herr, werden leben und mit dem Leichnam auferstehen. Die Lektion las Bruder Glöckner

aus 1. Kor. 15. Dann hielt der kleine bescheidene Benjamin ein herrliches Schlußgebet voll Glaubens und heiligen Geistes:

War das nicht auch ein Tatbeweis dafür, daß der Herr die Zerschlagenen heilt und die Toten aufrichtet, daß sie vor ihm leben? Drinnen in der Kammer bei Benjamin lag sein liebes, frommes Weib und litt viele Schmerzen am Leibe. Aber der Herr heilte sie täglich an der Seele, sie hatte viel Trost. Nun konnte ihr gläubiger Mann als ein in der Schule Gottes Erzogener von dem zeugen, der unsern tiefsten Schmerz geheilt. Auch Elias und Paulus und andre Älteste hatten die Krankheit im Haus, aber den Frieden im Herzen.

Berliner Missions-Berichte 1902, S. 97 f.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1876, Beiblatt S. 30 f. Erprobte Freiwilligkeit. Missions-Freund 1897, S. 37. Das Sterben ein Gewinn. Berliner Missions-Berichte 1901, S. 238 Sterbensfreudigkeit eines Chinesen. Wegner, Einzelzüge Nr. 186 Marie. 250 Zu Jesus.



4. Die Leiden bekehrter Heiden.

(Phil. 1, 27—30.)

7. Warum kommt ihr nicht eher?

Ein Karenenmissionar in Barma wurde gefragt, ob er nicht eine Frau im Hause des Häuptlings besuchen wolle. Diese Frau war, soweit man es beurteilen konnte, 123 Jahre alt, sie hatte nie zuvor einen weißen Mann gesehen. Aufmerksam hörte sie, was zu ihr gesagt wurde. Sie saß zusammengekrochen am Feuer und sagte: „Lehrer, ist das wahr, daß der Herr retten kann, daß er mich, ein Weib, retten kann und will? Du darfst mich nicht betrügen. Ich bin sehr alt und muß bald zur Hölle hinabfahren, wenn diese neue Religion nicht wahr ist. Ich habe viele Opfer gebracht und viele Pilgerreisen zu den heiligsten Stätten gemacht, und doch finde ich keine Befreiung von der Last der Sünde. Ach, lehre mich beten zu diesem Jesus, der retten kann.“ Der Missionar erklärte ihr den Weg des Heils und Gottes Liebe zu ihr und lehrte sie ein einfältiges, kurzes Gebet. „Lehrer, du kommst aus dem großen Amerika, nicht wahr?“ „Ja.“ „Ist dein Land

größer als unser Schan?" „Ja, viel größer." „Sind die Leute da alle Christen?" Er mußte gestehen, daß es nicht alle wären, aber es gebe da viele Christen. „Waren deine Eltern Christen?" „Ja, auch meine Großeltern und meine Vorfahren in vielen Geschlechtern." „Meine Eltern", sagte sie, „starben, als ich jung war. Meine Geschwister sind alle tot. Ich bin dreimal verheiratet gewesen, und meine Männer sind alle tot. Ich habe viele Enkel gehabt, sie sind alle tot bis auf den einen, der hier wohnt. Ich habe drei Geschlechter zur Hölle fahren sehen. Jetzt glaube ich an Jesus und hoffe, daß ich ins himmlische Land gehen werde, wenn ich sterbe. Wenn so viele Christen in eurem Lande sind und ihr solange von diesem Herrn gewußt habt, der retten kann, warum kamt ihr da nicht eher und erzähltet uns das? So viele von unserm Volk hätten gerettet werden können." Tränen liefen von ihren Wangen hernieder, als sie sagte: „Ich bin so froh, diese guten Nachrichten zu hören, ehe es zu spät ist. Aber alle, die ich lieb habe, sind zur Hölle hinabgefahren. Warum kamt ihr nicht eher?"

„Diese Frage steht noch lebendig vor mir," fügt der Missionar hinzu, „ich wünschte, daß jeder Christ in Amerika sie hören könnte, wie ich sie gehört habe." Einige Wochen später traf er die Männer aus diesem Dorf auf dem Markt in Nam Kam. Er fragte nach der „Großmutter des Dorfes." Sie erzählten, daß sie am Tage zuvor gestorben sei, sie wären gekommen, um Einkäufe zum Begräbnis zu machen. Auf eingehende Fragen sagten sie: „Wir schämen uns, erzählen zu müssen, daß sie verrückt geworden ist. Als sie schwächer wurde, sagte sie, daß sie in wenigen Tagen sterben würde, darüber wäre sie sehr froh, sie ginge ins himmlische Land, und andere solche Torheiten. Als sie nicht mehr laut sprechen konnte, flüsterte sie: „Jasu hock sung, Jasu hock sung!" (Jesus liebt mich) und damit starb sie."

Missions-Freund 1907, S. 46 f.

---

8. Warum ein schwarzer Knecht doch zur Kirche ging.

Superintendent Grützner in Bethanien im Oranje-Freistaat berichtet folgenden Zug. Der schwarze Knecht eines weißen

Bauern ging Sonntag für Sonntag, wenn es ihm irgend möglich war, nach der ziemlich entfernt liegenden Missionsstation zur Kirche. Das wurde seinem weißen Herrn zu viel, und eines Tages sagte er: „Höre, weshalb läufst du immer den weiten Weg zur Kirche, weshalb singst und betest du nicht hier zu Haus, geht das hier nicht ebenso gut als dort?" Statt zu antworten nahm der Knecht eine glühende Kohle aus dem Feuer, an dem er saß, und legte sie vor sich hin; dann, nachdem sie schwarz geworden war, legte er sie wieder in das Feuer, wo sie alsbald von neuem erglühte. „Siehe da, Herr", sagte er dabei, „das ist meine Antwort. Ich gehe zum Gottesdienst, um mich aufs neue entzünden zu lassen. Deshalb werde ich kein schlechterer Knecht für deinen Dienst. Wenn ich den Kirchgang einstellen wollte, würdest du das bald merken, und manches an mir würde bald deine Unzufriedenheit hervorrufen!"

Missions-Freund 1898, S. 16.

---

9. Wie die ersten Christen in Ho schu wan gehaßt wurden.

Als von der Station Nyen hang li seitens der Brüdergemeine die Tochterstation Ho schu wan im Jahre 1878 gegründet worden war, mußten die Christen viele und schwere Kämpfe bestehen, da die umwohnenden Heiden sehr feindlich gesinnt waren. Das eine Mal drang während des Gottesdienstes ein roher Pöbelhaufe in die Kapelle, riß den Prediger von der Kanzel herunter und mißhandelte ihn und die Christen. Als diese dann im Amtshause Hilfe suchten, wurden sie von den Gerichtsdienern mit ihren Zöpfen an die Säulen des Amtshauses fest gebunden und der Wut des Pöbels preis gegeben. Eine Zeitlang konnte gar kein öffentlicher Gottesdienst mehr gehalten werden. — Ein ander Mal verbanden sich Tausende von Studenten, die zum Examen in Yun on zusammengeströmt waren und hier von einigen Graduierten aufgehetzt worden waren, nicht eher ins Examen gehen zu wollen, als bis sie das Missionshaus, diesen Greuel, zerstört hätten. Schon begab sich am Abend viel Volks auf die umliegenden Höhen, um von dort aus dem Schauspiel des

Brandes zuzusehen, als sich der Kreisrichter noch rechtzeitig die Namen der Rädelsführer einhändigen ließ und für Sicherheit sorgte. Die Studenten gingen kleinlaut ins Examen, und die Gefahr war abgewendet.

Missions-Magazin 1897, S. 75, Anmerkung.

---

10. Die Ausbreitung des Evangeliums durch einen treuen Bekenner.

Ein chinesischer Christ, der am Pfingstfest 1901 getauft war, reiste bald danach in seine Heimat, die im Bezirk Dschiningdschu liegt, einige Tagereisen von Tsingtau entfernt. Nach seiner Rückkehr erzählte er mit freudestrahlendem Angesicht: „Es ist mir mit Gottes Hilfe gelungen, meine ganze Familie, die aus 11 Personen besteht, zum Glauben an den Herrn Jesum zu bewegen. Sie beten jetzt alle täglich dreimal zu Gott."

Es war dies auf folgende Weise bewirkt worden: Der Christ hatte ein Neues Testament und Luthers Katechismus mit nach Hause genommen und seinen Verwandten daraus vorgelesen. Bald waren alle von dem Worte Gottes tief ergriffen, und seine Frau, Eltern und Geschwister waren von der Wahrheit der christlichen Lehre überzeugt. Sie versammelten sich täglich, um das Evangelium von Jesu Christo, dem Weltheiland, zu lesen und den wahren, einigen, lebendigen Gott anzubeten, wobei unser Christ den Hauspriester machte. Bald darauf wurde Rat gehalten, was nun mit dem Götzen geschehen sollte, der in einem der Familie gehörenden Tempel bisher verehrt war. Man beschloß seine Vernichtung, und unser Christ besorgte das gründlich: Der Götze wurde zerschlagen und verbrannt. Die Heiden meinten, die Rache des Götzen werde nun den Frevler dafür treffen. Aber dem mutigen Bekenner widerfuhr nichts Übles. Die kleine Gemeinschaft wurde dadurch im Glauben sehr gestärkt.

Aber ein naher Verwandter der Familie, ein gelehrter Bücherleser, war über dies Zerstörungswerk sehr erzürnt. In großer Aufregung und Hast kam er dahergelaufen und rief: „Was habt ihr getan? Was höre ich von euch? Wo ist der Schänder des alten Familienheiligtums, vor dem unsere Ahnen von altersher geopfert und gebetet haben?" „Hier bin ich,

Großvater," wagte unser Christ zu sagen. „So! hier hast du ein paar hinter die Ohren, wie sie dir zukommen!" schrie der Alte und begleitete seine heftigen Worte mit einem Schlag ins Gesicht. „Aber Großvater, nun laß mich doch erst zu Worte kommen," erwiderte der Christ sanftmütig. Doch ehe er sich's versah, hatte ihn der Alte schon zum zweitenmal geschlagen. Da war nichts zu machen, als zu warten, bis der Zorn des alten Mannes verraucht war.

Nachdem sich der Alte beruhigt hatte, gab ihm unser Christ das Neue Testament und den Katechismus. Der alte Mann, der ein eingefleischter Bücherwurm ist, konnte die schönen Bücher nicht abweisen. Er tat einen Blick hinein und las und las den ganzen Tag. Je länger er las, desto erstaunter wurde sein Gesicht über den wunderbaren Inhalt, bis er sich schließlich folgendermaßen äußerte: „Sage einmal, Junge, wo hast du diese kostbaren Bücher her?" „Die habe ich von meinem lieben Pastor Kunze in Tsingtau gekauft. Derselbe hat noch viel mehr schöne Bücher über die christliche Lehre," antwortete der Christ. „Bringe mir, wenn du wieder einmal von Tsingtau zurückkommst, ja noch mehr Bücher mit; ich muß über diese wunderbare Lehre mehr hören," sprach der Großvater. Das schönste aber war dieses: am folgenden Tage nahm auch der Alte an der Familienandacht teil und gelobte, diese Lehre eifrig zu studieren.

Berliner Missions-Berichte 1902, S. 172 f.

---

11. Verfolgt um Christi willen.

Vor etwa Jahresfrist trug sich in Madras folgendes Ereignis zu. Eine vornehme Hindudame hatte durch eine Bibelfrau das Evangelium kennen gelernt und ihm ihr Herz aufgetan. Sie erklärte den Ihrigen offen: „Ich muß Jesus obenan stellen." Ihr Mann, ihre Mutter und ihre Angehörigen gerieten darüber in großen Zorn. Eine Weile später kam sie zu einem Asyl, das Missionsfreunde für Frauen, die um ihres christlichen Glaubens willen verstoßen sind, gegründet haben. „Jesus soll der erste sein," erklärte sie auch hier; „ich muß alles für ihn dahingeben, der für mich gestorben

ist." Ihre Angehörigen folgten ihr und wollten sie mit Bitten und Schmeicheleien veranlassen, zurückzukehren; sie drohten, sie schimpften, sie versuchten jedes Mittel, sie zu überreden, Jesum aufzugeben und zu ihrem törichten, schändlichen Götzendienst zurückzukehren. Aber sie stand fest: „Jesus muß der erste sein. Ich bin eine Christin." Sie legten ihr ihren lieblichen kleinen Sohn, ihr einziges Kind, in den Arm. Aber indem sie ihn herzte und küßte, blieb sie doch dabei: „Jesus muß der erste sein." Da rissen sie ihr das Kind wieder fort und überschütteten sie und ihren Heiland mit Flüchen, Verwünschungen und Beleidigungen. Das war an einem Donnerstag.

Folgenden Tages waren sie wieder da. Der Missionar ließ sie, da er keine ernstliche Gefahr fürchtete, auf den Hof. Eine solche Menschenmenge ergoß sich auf diesen, daß die Polizei ohnmächtig war; unter dem Haufen waren sogar eingeborene Soldaten, teils in Frauenkleidern, teils in Uniform. Wieder trat die liebe Christin heraus, und die Angehörigen erneuerten ihre Bitten, daß sie mit ihnen kommen möchte. Als sie dann sahen, daß ihre Bitten und Drohungen ganz vergeblich waren, hielt ihr einer wieder ihren Sohn hin und forderte sie auf, herunterzukommen und ihn hinzunehmen. Arglos stieg die Mutter herab, die Arme nach ihrem Kinde ausbreitend. In dem Augenblick hatten ein Dutzend Fäuste sie an der Kehle gefaßt und erdrosselten sie fast. Sie rissen ihr die Kleider vom Leibe, stießen sie gegen eine Säule und trugen sie dann eilig davon. Die Missionsleute folgten ihnen auf die Straße, in der Hoffnung, die Geraubte den Händen der wütenden Menge noch entreißen zu können. Aber kein Gedanke daran. Scharfe Messer blitzten in der Luft. Bald war der Haufe den Blicken der Nachschauenden entschwunden.

Solche Ereignisse können sich noch am hellen lichten Tage in der großen Stadt Madras, der Hauptstadt Südindiens, abspielen. Auf abgelegenen Plätzen mögen Hindu-Frauen, die zum Christentum übertreten wollen, noch schlimmer daran sein.

Saat und Ernte 1906, S. 7 f.

Missions-Freund 1903, S. 80 Der Brief eines christlichen afrikanischen Soldaten von der Goldküste.

5. Die Christengemeinden als Lichter in der Finsternis des Heidentums.

(Phil. 2, 12—16.)

12. Das Evangelium hat doch etwas an den Kaffern gewirkt.

Im Kafferland hat Superintendent Kropf am 4. Juni 1895 mit Gliedern der dort bestehenden deutschen Gemeinden ein Missionsfest im Freien, und zwar im Walde abgehalten; denn im Kafferlande gibt es Wälder, die sonst in Südafrika sehr selten sind. „Als wir nach Hause fuhren," so erzählt er, „lobte eine alte deutsche Frau die Eingeborenen. Sie erzählte, nach dem Tode ihres Schwiegersohnes, der Schmied und Wagenbauer war, seien mehrere Kaffern gekommen, um ihre Schulden zu bezahlen, die aber im Buche des Verstorbenen nicht aufzufinden waren; sie bestanden jedoch darauf, daß dies ihre Schulden seien, die sie auch bezahlen wollten. Einer aber habe zu ihr gesagt: „Wenn du in Not kommst (sie hat ein Dutzend Kinder), so will ich meine Speise mit dir teilen." „So sind die Weißen nicht," fügte die Erzählerin hinzu. Sup. Kropf aber macht den Zusatz: „Das Evangelium hat doch etwas gewirkt an den Kaffern."

Missions-Freund 1896, S. 24.

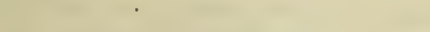
---

13. Das Licht des Evangeliums in China.

Als Missionar Leuschner 1890 nach der Stadt Tschichin kam, war dort die Macht des starken Gewappneten noch ungebrochen. „Hierher soll der grünäugige Teufel nicht kommen," hieß es. Als endlich doch eine kleine Kapelle eingerichtet war, wurde in ihr gestohlen, sobald der Missionar ausging. Nach 5 Jahren wurden die Erstlinge getauft, noch ehe die Station gebaut wurde, waren 400 getauft. Während des Bauens der Kapelle hatte es lange nicht geregnet. Die Heiden riefen zu ihren Götzen, fasteten, aber es half nichts, der Regen blieb aus. Schließlich fanden sie die Ursache: Missionar Leuschner hatte einmal einem alten Mann eine Holzpuppe abgekauft, die derselbe geschnitzt hatte. Sie stand auf einem Tisch in der Nähe des Fensters. Eines Tages fiel sie um, und zwar so, daß sie auf dem Kopf

stand. Das sahen einige Heiden. Am selben Tage noch kamen einige angesehene Männer der Stadt zu Leuschner und baten ihn, die Puppe doch wieder auf ihre Füße zu stellen, sonst könne es nicht regnen! Leuschner sagte ihnen natürlich, wie töricht solcher Glaube sei, aber er sagte auch, daß er und die Christen um Regen beten wollten. Das taten sie auch am Morgen in der Kapelle: am selben Tage noch kam der ersehnte Regen! Das machte auf viele Heiden großen Eindruck, andere aber sagten: „Jetzt hat der fremde Teufel seine Puppe wieder auf die Füße gestellt, darum regnet es!“ Das ist der starke Gewappnete, der die Heiden in ihrem Wahn geknechtet hält, er ist es auch, der all die Wirren hervorgerufen hat. Und doch, der Stärkere kommt über ihn! Am Tage vor Leuschners Abreise kommt ein buddhistischer Priester zu ihm und bettelt, er habe nichts mehr zu essen, weil keiner mehr zu ihm komme.

Berliner Missions-Berichte 1901, S. 270.



6. Visitationsreisen in der Mission.

(Phil. 2, 19—22.)

14. Visitationsbericht über Saker.

Über Sakers Tätigkeit in Kamerun bezeugte der Visitator Dr. Underhill im Jahre 1870: „Ich bin über die Menge von sowohl weltlichen als geistlichen Arbeiten erstaunt, welche Saker in den 24 Jahren seiner mühevollen Tätigkeit vollbracht hat. Er hat eine Ausdauer, eine Hingabe an des Meisters Dienst, einen Heldenmut im Kampf mit Gefahren und Schwierigkeiten nach allen Seiten hin bewiesen, wie nur wenige Missionare dazu berufen sind und wie es von seinen Nachfolgern nicht mehr gefordert wird. Ich würde gegen meine Überzeugung handeln, wenn ich nicht Saker von neuem dem vollsten Vertrauen des Komitees empfehlen wollte ... Der Hauptzweck meines Besuchs war erreicht, und ich hatte die Freude zu sehen, wie sich das Verhältnis der Freundschaft wieder anknüpfte und die Eintracht wiederhergestellt wurde.“

Allgemeine Missionszeitschrift 1903, Beiblatt, S. 110.

15. Der Dank einer Gemeinde für die Visitation.

Missionsdirektor D. Gensichen hatte die Gemeinde Bloemfontein (Oranje-Freistaat) visitiert und berichtet über den Schluß folgendes: Nun trat der ganze Gem.-Kirchenrat vor den Altar, und der alte Johannes Lavers hielt mir eine Ansprache, die er mit lebhaftem Augenspiel und mit lebendiger Aktion des ganzen Menschen begleitete. Dieser Mann ist überhaupt voll origineller Gedanken. Als er einmal des Sonntags predigen durfte, weil Bruder Arndt auf einer Außenstation war, fängt er an: „Ich habe die Freude, euch zu verkündigen, daß der Lehrer heute nicht hier ist und ich heute die Predigt halten werde." Nachher aber kam doch die Erklärung der Freude: „Wir aber freuen uns sehr, daß unser Mynheer heute die Christen auf den Außenplätzen versorgt, die sich sehr nach Gottes Wort sehnen." — Mir hielt er folgende Ansprache: „Lieber Vater und Rektor (sic). Wir sind sehr froh, daß du gekommen bist. Wir haben oft in dem Krieg gefragt: Wo ist nur unser Vater, der Rektor? Und wenn wir bange waren, dann kam immer wieder eine Nachricht: Er kommt doch mitten in dem Kriege. Da sehen wir wieder die Liebe von unsrer Gesellschaft, die wie eine Mutter für uns gesorgt hat, als wir noch kleine Klümpchen von 3 oder 4 Familien der Christen waren. Da hat sie uns Lehrer geschickt und heute unsern Vater. Und als du uns nun Gottes Wort verkündigt und uns getröstet und gestärkt hast, da sind wir fröhlich geworden, daß bei uns gar kein Krieg mehr ist. (Dabei sehen seine leuchtenden Augen so vertrauensvoll aus, als könnte kein Mensch behaupten, daß da noch irgend etwas vom Krieg wäre.) Nun wollen wir dir auch etwas Reisegeld für deine Reise geben (er überreichte 166,68 M., die ich sofort in Bruder Arndts Missionskasse einzahlte) und Gott bitten, daß er dich und deine Frau, unsre Mutter, auf allen Wegen begleite und segne und euch glücklich nach Haus zu Euren Kindern bringe."

Berliner Missions-Berichte 1901, S. 179 f.

Hesse, Mission auf der Kanzel, S. 149 f. Auch ein Timotheus. Allg. Missions-Zeitschrift 1907, S. 279 f. Die Zuverlässigkeit des Zeugnisses der evang. Missionare.

7. Treue Missionshelfer.

(Phil. 2, 25—30.)

16. Eingeborne Gehilfen im deutschen Togolande.

Auf die Gewinnung von eingeborenen Gehilfen hat man in Togo von Anfang an die größte Mühe verwendet, war allerdings nur sehr langsam vorwärts gekommen. Auch jetzt noch müssen manche Hilfskräfte eingestellt werden, die nur geringe Fähigkeiten haben und manche Enttäuschungen bereiten. Leider fehlen diese auch nicht bei denen, die eine vollständige Ausbildung erfahren haben, einige sogar in Europa. Indessen überwiegen die erfreulichen Seiten bei weitem. Einer der Herren Reichstagsabgeordneten äußerte beim Durchblättern der Schreibhefte der Lomeschüler: „Die Kinder schreiben ja besser als die Meinen daheim!" Beim Aufblicken war er ganz überrascht, keinen Europäer, sondern einen unterrichtenden Neger zu sehen. So gut klang sein Deutsch! Derselbe Lehrer hat kürzlich Bunyans Pilgerreise selbständig ins Ewe übersetzt und ein tadelloses Manuskript für den Druck geliefert. Welche dankbare Gesinnung die Gehilfen beseelt, kam bei dem 25jährigen Jubiläum des Seminarleiters, Missionar Bürgi, der ersten derartigen Feier in unserer Missionsgeschichte, am 20. Februar 1905 in überaus charakteristischer Weise zum Ausdruck. Sie überreichten ihrem Lehrer als Unterpfand ihrer Achtung und Liebe die Zeichen der afrikanischen Königswürde: Stuhl und Schirm, Sprecherstab mit silbernem Griff und die Königsherrlichkeit, einen Schmuckgegenstand mit silbernen Knäufen. Bei der Überreichung sagte ein Lehrer u. a.: „Wir setzen Sie heute zum König der Lehrer ein. Wir Eweer haben keine Königskrone, sondern einen Königsstuhl. Sie haben in einem Abschiedswort in Bremen gesagt, Sie gingen nach Afrika und würden sich auf die Erde setzen wie das Volk dort. Heute hat Ihnen das Volk einen Stuhl geschnitzt, daß Sie sich darauf setzen wie ein König. Von dem Sprecherstabe sagen die Alten: „Des Königs Sprecher ist seine Lieblingsfrau!" Mit ihr berät er, wie das Volk zu leiten sei. Ihre Sprecher sind die Lehrer, die Sie ins Zimmer gebracht und in die Wissenschaften eingeführt haben, damit sie dieselben dem Ewevolke mitteilen. Der Glanz der Königsherrlichkeit bedeutet, daß Sie uns, die wir in der Finsternis waren, durch Ihre Lehren ein Licht haben aufgehen

lassen. Der Königsschirm wird für Sie durch das Bibelwort erklärt: „Er wird dich mit seinen Fittichen decken." Die geschnitzte Figur auf dem Schirm ist ein Bild von uns Schwarzen. Dieser ist kein dummer Eweer mehr, sondern ein großer Büchermensch. Er ist nicht nur im Lesen und Schreiben bewandert, er kann auch musizieren. Er hat Feder und Papier in der Hand und möchte das Lied schreiben, aber die Zeit erlaubt es ihm nicht mehr. Darum will ich das Lied an seiner Statt singen: Danket den Bremer Missionaren. Wären die Bremer Missionare nicht, wir sähen keine Rettung!" Evangelische Missionen 1906, S. 13 f.

---

17. Ein treuer Helfer im Kantoner Oberlande.

Gerühmt wird Ha sin tsin in Wu schak, der trotz seines lahmen Beines wöchentlich 3—4 Meilen wandert, um Christen und Taufbewerber zu unterrichten. Ihm wird nachgerühmt daß er, ein Bücherleser und Gelehrter, dem einfachen Manne, ans Herz zu reden wisse, wie wenige. Während er auf der Gehilfenkonferenz verstummt, fließt sein Mund über, wenn er von Jesu zeugen kann. Jahresbericht Berlin I, 1906, S. 144.

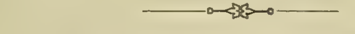
---

18. Andreas Magonoa in Makapaanspoort.

Missionar Reitz in Makapaanspoort (Nordtransvaal) schreibt: Bei der großen Arbeit der Versorgung von 9 Außenstationen bis zu 12 Meilen Entfernung leisten dem Missionar 22 farbige Helfer, Schullehrer und Gemeindeälteste treue Dienste. Der Missionar urteilt von ihnen: „Ihre Gaben und Kenntnisse sind sehr verschieden, aber alle haben mit Lust und großem Fleiße gearbeitet und sich aus Gottes Wort und im Gebet Kraft dazu vom Herrn geholt." Andreas Magonoa ragt unter ihnen allen hervor. Er wurde als großer meester allen Gemeinden vorgestellt. Br. Reitz erwog schon den Gedanken, ob derselbe nicht ordiniert werden könnte. Rührend ist die Treue Magonoas. Bei einer Fahrt, die Reitz mit ihm machte, stellte er sich erst um Mitternacht wieder bei dem Wagen ein und fragte den Kutscher, ob er etwas zu essen habe. Hierbei ergab sich, daß er zwei in der Gegend wohnende, vom Glauben abgeirrte Christen

aufgesucht hatte, um sie wieder zum Herrn zurückzuführen. Er hörte, daß in dem Wagenkasten, der in der Nähe der Schlafstätte des Missionars stand, für ihn Kost aufgehoben sei, protestierte aber rücksichtsvoll dagegen, daß seines Hungers wegen der schlafende Missionar geweckt werde.

Jahresbericht Berlin I, 1905, S. 73.
Jahresbericht Berlin I, 1906, S. 141. Der älteste Lam.



8. Ein ideales Christenleben.

(Phil. 3, 7—14.)

19. Paulus Kapane.

Kapane war ein Unterhäuptling der Herrscherin von Bolubedu, namens Modschadsche, und der nächste Nachbar des Missionars Reuter, als dieser im Oktober 1881 die Station anlegte. Er zeigte sich bald als ein heftiger Feind der Mission und suchte mit aller Macht das Werk Gottes zu hindern. Zuweilen störte er den Gottesdienst durch lärmende Umzüge. Vor allem verbot er allen Leuten seines Kraals aufs strengste, Gottes Wort zu hören oder zu lernen. Bei allen Verfolgungen der Christen wirkte er mit. Es war aber all sein Wüten gegen die Mission vergebens; die Zahl der Christen nahm immer mehr zu. Als im August 1894 die Macht der Heiden durch den Feldzug des General Joubert gebrochen und eine Verfolgung der Christen nicht mehr möglich war, verhielt sich Kapane noch einige Jahre still in seinem Heidentum und blieb dem Werke Gottes fern. Aber die große Hungersnot, welche 1896 das Land so schwer heimsuchte, trieb ihn hilfesuchend auf die Station zu Missionar Reuter. Liebevoll wurde er aufgenommen und mit Lebensmitteln versorgt; zugleich wurde seiner Seele das Brot des Lebens, das Evangelium von Christo dargereicht. Einen besonders tiefen Eindruck machten auf ihn die Erzählungen seiner Landsleute, welche, um der Hungersnot zu entgehen, sich 1897 nach Berlin hatten bringen lassen und das Missionshaus und so vieles andere Merkwürdige hier gesehen hatten. Da kam Kapane endlich zu dem Missionar mit dem Bekenntnis: „Mynheer, ich bin des Heidentums müde; ich sehne mich nach der Ruhe der Kinder Gottes; schreibe meinen Namen in die Liste der Tauf-

bewerber." Bei seiner Taufe wählte er sich den Namen Paulus und trat nun als ein treuer Zeuge der Wahrheit auf. Fast alle seine Verwandten hat er zum Herrn geführt. Rührend waren seine Worte, wenn er einen neuen Taufbewerber anbrachte: „Lehrer, der ist auch müde geworden im Heidentum, er will sich zu Christo bekehren." — Eine plötzlich auftretende Unterleibsentzündung raffte ihn schnell hinweg. Vorher stärkte ihn noch Reuter durch das heilige Abendmahl. Auf die Frage des Missionars, ob er auch in der Todesstunde an seinem Heiland festhalten werde, antwortete er sehr freudig: „Mynheer, Jesus ist mein Trost und meine Hoffnung im Leben und im Sterben." So ist er am 24. März 1900 selig heimgegangen.

Berliner Missions-Berichte 1901, S. 393 f.

---

20. Johannes Matsobane.

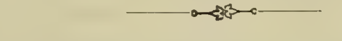
Missionar Parisius in Ga Matlale: Wie immer, feierte ich auch heute wieder das Epiphaniasfest unter den Heiden, und zwar bei Koakoa und Maineleng. Als ich kaum mit den Schulkindern die große Lapa (Hofraum) des Häuptlings betreten hatte, war dieselbe auch schon voll von Heiden, — natürlich hatte ich mich gestern schon angemeldet, — und sie wollten gleich hier Gottes Wort hören. Ich suchte aber auch die Heiden der andern nahen Kraale heranzuziehen. Aber es gehen nicht Bewohner des einen Kraals auf einen andern; das wäre erniedrigend; darum suchte ich einen Ausweg, indem ich einen großen Morulabaum zwischen den Kraalen wählte, wohin sie nun alle willig in Scharen kamen. Ich predigte über das schöne Festevangelium (Matth. 2, 1—12) und stellte ihnen viele Fragen, die sie auch immer beantworteten. Dann hielten Johannes Matsobane und Lukas Mothibi Ansprachen. Ersterer war früher Häuptling von Maineleng und hielt seine erste Rede. Johannes zeigte ihnen recht schön, wie er früher ihr Häuptling war und von den Mädchen besungen sei, — daß dies aber alles nichts wäre gegen das, was er nun als Christ hätte, und sie möchten ihm doch nachfolgen.

Wie immer blieb ich nachher noch lange unter den Männern sitzen, um in Einzelgesprächen die Hauptpunkte des Ge-

sprochenen zu vertiefen und allerhand Gewissensfragen an die Einzelnen zu stellen.

Kurze Zeit später meldete sich ein Jüngling zum Taufunterricht und sagte, er sei an jenem Epiphaniasfeste „vom Worte überwunden". Möchte das Wort auch auf Matlale immer mehr und mehr die Heiden „überwinden"!

Berliner Missions-Berichte 1901, S. 395.



9. Zweierlei Heidenchristen.

(Phil. 3, 17—20.)

21. Abtrünnige bei den Batas.

Der Hauptgrund, weswegen der Islam nicht nur für die Heiden, sondern auch für viele Christen eine so unheimliche Anziehungskraft besitzt, dürfte nach Missionar Schütz in Bungabondar darin zu erblicken sein, daß er der Oberflächlichkeit der Batas, die auch vielen Christen noch anklebt, so sehr entgegenkommt. „Der Bata," sagt er, „hat ja meistens eine aufs Äußere gerichtete Natur, ohne viel innere Überlegung und Nachdenken. Daher ist es so bequem für ihn, die mohammedanischen Gebräuche mechanisch zu verrichten. Das andere besorgt ja der Priester, der alles kann und weiß und mit seinen Gebeten bei fetten Mahlzeiten es fertig bringt, selbst die Toten aus dem Fegfeuer zu holen." Dazu kommt, daß es den Christen oft noch sehr an christlichem Gemeingefühl fehlt und so die einzelnen zu wenig Rückhalt an ihren christlichen Glaubensgenossen haben, während die Mohammedaner bei ihrer Propaganda nie vereinzelt, sondern stets geschlossen vorgehen. So erliegen denn jahraus jahrein auf den sogenannten Mohammedanerstationen gar manche Christen dem Ansturm des Islam. So schmerzlich das für die Missionare ist, so trösten sie sich doch auch wieder mit dem Gedanken, daß „der Abfall dieser faulen Elemente schließlich doch nichts anderes bedeutet als eine Säuberung der Gemeinde, da diese Art Leute in die Kategorie gehören, von der Paulus Phil. 3, 18. 19 schreibt." Auch hat es, wie Missionar Schütz meint, „doch wieder sein Gutes, daß die kleinen Gemeinden meist das Gewand der Niedrigkeit tragen und der Ver-

achtung und dem Haß der Islamiten stets ausgesetzt sind und daß sie, wo sie gehen und stehen, sich als Christen wehren und Farbe bekennen müssen." Missions-Magazin 1904, S. 87.

---

22. Der Herr will die Starken zum Raube haben.

Superintendent Glöckner-Christianenburg berichtet: Am 8. Januar 1903 hatte Erwachsenen- und Kindertaufe stattgefunden. 31 Erwachsene wurden in Jesu Tod getauft. Unter den Täuflingen war ein Mann, der mir früher viel Ärger und Kummer bereitet hat. Seine Mutter und Geschwister sind schon vor Jahren getauft worden. Dieser aber wollte von Bekehrung nichts wissen, sondern führte ein rechtes Heidenleben. Wild und unbändig war er wie ein stößiger Stier. Seine Hand war gegen jedermann und jedermanns Hand gegen ihn. Blutige Köpfe gab's, wenn er mit seinesgleichen anband. Er führte den gewaltigen Namen Mandhlamakulu, d. h. Großmächtig. Den Namen verdiente er in der Tat, bis zu der Zeit, da ein anderer ihm zu mächtig wurde, und das war der allmächtige Gott selbst. Ich traute meinen Augen und Ohren nicht, als vor mehr als einem Jahre dieser wilde Mensch mich bat, ihn in die Klasse der Taufkandidaten aufzunehmen. Es zeigte sich sehr bald, daß eine vollständige Änderung seines Wesens mit ihm vorgegangen war. Er lernte sehr bald den ganzen Katechismus auswendig; auch brauchte kein Mensch mehr vor ihm Angst zu haben. Er war freundlich gegen jedermann und wurde bescheiden in seinem ganzen Wesen. Viel hat dazu auch seine sanfte Frau beigetragen, die nicht müde wurde, für ihn zu beten. Für sie war der Tauftag ihres Mannes ein Freudentag. Er erbat sich als Taufnamen den schönen Namen Samuel. Was kein Mensch vorher zustande bringen konnte, das brachte der Geist Gottes zustande. Er machte aus dem schrecklich wilden Menschen eine neue Kreatur. Der Herr will auch die Starken zum Raube haben. Berliner Missions-Berichte 1903, S. 460 f.

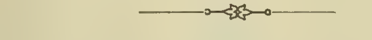
---

23. Mutter und Kinder.

Missionsdirektor D. Gensichen: In Christianenburg stand eine alte Frau vor der Hütte, die jetzt Katechumenin geworden ist. Sie weiß schon vom Herrn und spricht von ihm — setzt aber immer bescheiden hinzu: „Ich weiß noch nicht viel, bin noch sehr schwach." Ihre beiden großen Söhne, von denen einer mit schmatzendem Behagen einen Maiskolben, der leicht geröstet ist, abknabbert, sind noch Heiden. Sie geben alles zu und wollen auch bald zur Klasse kommen, denn sie könnten ja ganz schnell sterben. Aber diese Art von bereitwilligem Zugeben täuscht uns längst nicht mehr. Vielleicht denken sie noch einmal an den lieben Joseph in Bethanien, der so plötzlich starb, gerade als wir zum erstenmal dorthin kamen. Er war von der Lowre gefallen und überfahren worden, kurz nachdem er gesagt: das Sterben muß doch sehr schwer sein. Ich sehe noch der lieben seligen Schwester Grützner trauriges Gesicht, als sie uns diese Geschichte auf der Station erzählte. Jetzt sagte ich sie diesen Jünglingen. Aber ob sie zur Klasse kommen werden?

Berliner Missions-Berichte 1901, S. 282.

Saat und Ernte 1905, S. 72: Welchen der Bauch ihr Gott ist. Berliner Missions-Berichte 1907, S. 183: In letzter Stunde.



10. Evangelische Kirchenzucht.

(Phil. 4, 1—3.)

24. Wie der Helfer Ruatoka einen Weißen ermahnte.

Streng ließ sich der Helfer Ruatoka auf Neuguinea die Heilighaltung des Sonntags am Herzen liegen. Jede Entweihung dieses Tages schmerzte ihn tief. Nicht fern von Ruatokas Hütte hatten sich Weiße angesiedelt; sie waren mit Goldsuchern ins Land gekommen und führten leider für die Heiden kein vorbildliches Christenleben. So dachten sie z. B. auch nicht an Beachtung des dritten Gebotes. Eines Sonntags hielt Ruatoka seiner kleinen Christengemeinde Gottesdienst, da drangen von dem Gehöft der Weißen dröhnend Hammerschläge herüber. Eine Weile hörte Ruatoka die Störung geduldig mit an. Als

es zu arg wurde, brach er die Predigt ab und schloß den Gottesdienst. Dann nahm er seine Bibel unter den Arm und marschierte direkt auf die Ansiedlung der Weißen los. Er fand einen Zimmermann auf dem Küchendach sitzen und hämmern. Auf ihn steuerte er zu, trat unten hin und rief hinauf: „Ich sagen, herunterkommen!" Der Weiße, der noch nicht lange im Lande war, hielt erstaunt einen Augenblick inne. Wie, ein Brauner wagte, in Befehlsform mit ihm zu sprechen? Er würdigte ihn keiner Antwort und fuhr mit Hämmern fort. „Ich sagen, herunterkommen!" rief Ruatoka abermals hinauf. Ein gräßlicher Fluch war die Antwort darauf. Aber der wackere Braune ließ sich keineswegs beirren; gelassen fuhr er fort: „Was sagtest du? Deine weißen Brüder senden Missionare in mein Land, mein Land werden gut und halten Sonntag heilig. Ich kommen nach Neu-Guinea, sagen zu den Leuten: „Sonntag tabu (heilig), nicht arbeiten, nicht fischen, nicht jagen, nicht hausbauen." Aber Neu-Guinea-Mann sagen, Ruatoka lügen; weiße Leute arbeiten am Sonntag. Wozu ihr mich machen? Komm herab!" Als der Zimmermann sich dazu immer noch nicht bequemen wollte, machte Ruatoka Miene, die Leiter hinaufzusteigen, um den Sabbatschänder mit Gewalt herunterzuholen. Ein anderer Weißer, der Ruatokas Art schon kannte, legte sich aber ins Mittel. Er rief seinem Genossen auf dem Dach zu: „Komm herab, Törichter! Siehst du nicht, Ruatoka, unser Freund, der Lehrer, ist es. Wir haben unrecht." Als der Zimmermann herunterkam, gab ihm Ruatoka die Bibel in die Hand, wies ihm das dritte Gebot darin und sagte: „Gott, er sagen, du nicht arbeiten, darum leg deinen Hammer beiseite!" Der Rest des Sonntags verlief in ungestörter Ruhe.

Saat und Ernte 1906, S. 12.

---

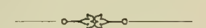
25. Seelsorge und Kirchenzucht in Bulongoa.

Missionar Hübner: Vor einiger Zeit durfte ich einige erfreuliche Erfahrungen machen, die mir zeigten, daß den Katechumenen auf Bulongoa Gottes Wort nicht gleichgültig ist; es hatten sich mehrere etwas zuschulden kommen lassen, und um ihnen zu zeigen, daß Gottes Sache eine ernste sei, verbot ich

ihnen den Besuch des Unterrichts. Aber keiner von denen — es waren ihrer drei — hielt es lange aus, fernbleiben zu müssen, sie kamen und baten um Wiederaufnahme. Auch die schöne Sitte des sich gegenseitig Beistehens pflegen sowohl Christen als Katechumenen untereinander. So hatte die Frau des Christen Malika das Unglück, aus Unvorsichtigkeit die Gärten mehrerer Heiden anzuzünden. Der Mann sah sich genötigt, den Schaden zu bezahlen, doch wenn er dies hätte tun wollen, so wäre eine Jahreseinnahme für ihn verloren gegangen. Ohne daß jener Mann es wußte, sammelten die Christen und Katechumenen für ihn und nahmen ihm somit die Sorge ab. Vorigen Sonntag wurde ein Katechumen auf dem Wege krank, bald nach Eingang der Nachricht waren genug Katechumenen zur Stelle, die den Kranken mittels Hängematte nach Hause trugen. Das sind freilich nur geringe Früchte eines Lebens im neuen Wesen des Geistes, aber Gott der Herr wird auch seine Kinder — das bin ich überzeugt — zu größeren heranziehen.

Berliner Missions-Berichte 1903, S. 464 f.

Berliner Missions-Berichte 1907, S. 222: Seelsorge und Kirchenzucht in Bethel (Britisch-Kafferland).



11. Die Liebestätigkeit der Heidenchristen.

(Phil. 4, 10—20.)

26. Was arme Heidenchristen tun können.

Frau D. Kropf aus Bethel schreibt unter dem 31. Dezember 1906: „Ich habe unter meinen armen Frauen, die zur Bibelstunde kommen, eine Sammlung contra Defizit gemacht. Das hat lange gedauert, bis ich endlich ein paar Schillinge zusammenbrachte, denn die Geldnot ist groß in diesem Jahre. Endlich konnte ich 25 Mark, die meist durch Waschen und Plätten mühsam verdient waren, einzahlen. Das sind wirklich Scherflein der Witwen, von denen die Mission Segen hat."

Berliner Missions-Berichte 1907, S. 185 f.

27. Eine seltene Kafferndchristin.

Elisa Mdaba ist ein Kaffernmädchen, an dem Missionar Hoppe und wir andern herzliche Freude hatten. Als sie im Taufunterricht war, versäumte sie nicht eine Stunde. Als sie dann durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen war, bezahlte sie den Gemeindebeitrag, den andere nur zu lange anstehen lassen, gleich für zwei Jahre voraus. Geradezu erstaunt war der Missionar über folgendes. Die Missionarsfamilie war in rechter Verlegenheit, da sie auf der ganzen Missionsstation nicht genug Milch bekommen konnte, um ein Kind zu sättigen. Da hörte er, Elisa Mdaba habe eine Kuh, die Milch gebe; er fragt sie deshalb, ob er nicht von ihr Milch kaufen könne. Sie antwortete: „Kaufen? Nein! das habe ich nicht gelernt, von meinem Lehrer Geld zu nehmen. Ich will, solange ich Milch habe, dir etwas schicken, aber Bezahlung nehme ich nicht an.“ Darauf er: „Das ist sehr freundlich von dir, aber du bist selbst arm; ich will dir gern geben, was ich andern bezahlen muß.“ — „Woher weißt du denn, daß ich arm bin? Hast du mich nicht gelehrt, daß ich reich bin in der Gnade Gottes? Nein, Geld nehme ich nicht.“ Die Kaffern sind sonst als äußerst geizig übel berüchtigt; und auch den Christen haftet von dieser heidnischen Untugend meist noch viel an. Umsomehr war der Missionar über diese ungewohnte Dankbarkeit und Freigebigkeit erfreut und gerührt.

Saat und Ernte 1903, S. 88.

---

28. Die Liebestätigkeit in Medingen während des Burenkrieges.

Missionar Reuter schreibt am 26. Oktober 1901 aus Medingen in Nord-Transvaal folgendes: Sage den lieben Betern und Freunden Medingens, daß ihre Gebete die Station bisher vor dem Untergang bewahrt haben, sie möchten treulich weiter beten. Das Missionswerk geht hier prächtig weiter, so daß ich in den zwei Kriegsjahren 312 Leute, darunter 143 Erwachsene taufen konnte. Auch die Gaben waren reichlicher denn je, trotz der Armut und Not. Allein die Abendmahlskollekten

brachten 1020 Mark in der genannten Zeit und das Erntedankfest eine Kollekte von 1000 Mark.

Missions-Freund 1902, S. 8.

Missionsfreund 1903, 56 und 1903, 65 f.: Weitere Liebestätigkeit in Medingen.



12. Eine wichtige Missionstugend.

(Pil. 4, 11b–13.)

29. Der Eskimomissionar Peck.

Im Juli 1894 fuhren die Missionare Peck und Parker nach Blacklead-Island und erreichten glücklich ihr Ziel. Da lag die kleine, kahle, felsige Insel vor ihnen, von keinem Grün geschmückt, nur Schnee und Eis erblickte das Auge. Als das Schiff sie wieder verließ, umfing die beiden eine furchtbare Einsamkeit und Monotonie. Kein Laut war zu hören, wenn nicht gerade die Stürme tobten. Am kürzesten Tage war die Sonne nur eine Stunde lang zu sehen, ganz erhob sich ihre Scheibe überhaupt nicht mehr über den Horizont. Die Kälte stieg bis zu 50 Grad. Auf Reisen mußte das gefrorene Brot nachts über durch die Körperwärme im Bett aufgetaut werden, um am Morgen genießbar zu sein, und nur mit größter Mühe gelang es, auf der Spirituslampe ein wenig heißes Getränk, Tee oder Kakao zu bereiten. Auf der Insel selbst wohnten nur 171 Eskimo, aber gegenüber auf Cumberland war eine Anlegestelle und Station für Walfischfänger, auf der sich zeitweise sogar ein Weißer aufhielt, um den Handel zu vermitteln. Dort sammelten sich zu Zeiten mehr Eskimofamilien. So waren für die beiden Missionare im Sommer und Winter häufig Reisen erforderlich, die oft mit Lebensgefahr, immer mit schweren Entbehrungen verbunden waren. Das schlimmste war der Nahrungsmangel der Eskimo. Noch häufiger als auf den früheren Stationen ging hier das Gespenst des Hungers unter ihnen um. Tag für Tag lud Peck in solcher Zeit die Schwächsten unter den Hungernden zu Gast in sein Haus. Aber sein eigener Vorrat ging zur Neige. Er war auf die pünktliche Ankunft seiner Segelschiffer angewiesen. Wie leicht konnte auf so weiter Fahrt von England

einem solchen etwas zustoßen! Die Ankunft verzögerte sich wirklich. Täglich musterten die beiden einsamen Männer ihre schwindenden Vorräte, täglich standen sie auf den Klippen und schauten nach Süden, ob sich noch kein Segel zeige. Welche Freude, als sie eines Morgens der Ruf erreichte: Ein Schiff! ein Schiff! Das waren die Verhältnisse, unter denen der schon ergraute Missionar mit aller Frische und jugendlicher Begeisterung im Dienste seines Herrn das Evangelium verkündigte, treu unterstützt von seinem jungen Gefährten Parker. Sie sammelten wieder Kinder und Erwachsene in der Schule und erzählten ihnen von der Liebe des Heilandes. Doch zeigte sich auch viel Widerstand bei den Heiden, die von den Beschwörern aufgehetzt wurden. Als schlechtes Wetter eintrat, wurden der Sedna Feste gefeiert, verbunden mit unsittlichen Zeremonien. Auch Trunksucht zeigte sich hier unter den Eskimo, ein Laster, das manche der Walfischfänger durch Verkauf von Spirituosen hervorgerufen hatten. Doch gelang es Peck, eine Anzahl von Heiden näher an sich zu fesseln. Die Weihnachtsfeier 1896 diente zur Befestigung ihrer Anhänglichkeit. Mit großer Mühe hatten die beiden Missionare eine Art Weihnachtsbaum aus Reifen hergestellt und mit kleinen Geschenken behangen. Die Verheirateten wurden bewirtet, und die Kinder erhielten für die besten Leistungen in der Schule Preise. Da legte Gott seinem treuen Arbeiter abermals eine schwere Prüfung auf. Parker hatte sich bisher hauptsächlich mit Erlernung der Sprache beschäftigt. Er war damit einigermaßen zu einem Abschluß gekommen, und Peck redete ihm zu, sich eine kleine Erholung zu gönnen, da sich unvermutet dazu eine Gelegenheit bot. Der Chef der Handelsgesellschaft nämlich kam nach Blacklead-Island. Er wollte in den Flüssen von Cumberland Lachse angeln, und so schloß sich Parker der kleinen Reisegesellschaft, die aus 3 Weißen und 4 Eskimo bestand, an. Das Boot fuhr ab. Nach einigen Tagen erreichte die Zurückgebliebenen die Schreckensnachricht, man habe ein Boot mit der Leiche eines Weißen im Meere treiben sehen. Die schlimmsten Befürchtungen bestätigten sich. Man fand das Boot, es trug nur die Leiche des Kapitäns, die übrigen wurden nicht gefunden. Ganz konnte der Unglücksfall nicht aufgeklärt werden. Peck aber hatte seinen treuen Freund und Mitarbeiter verloren und stand nun ganz allein. Die völlige Vereinsamung hatte

auch für ihn, den erprobten Mann, ihre Gefahren. Er spricht in seinem Tagebuch von dem Gefängnis Johannes des Täufers und dem Zweifel, der ihm da kam, und nennt auch sein Leben ein Gefängnis im Eis. Daß er diesen Gefahren nicht erlag, dazu half ihm in erster Linie sein inniger, täglicher Gebetsumgang mit Gott. Auch jeder 24. im Monat war ihm eine Erquickung. Dieser Tag nämlich ist in der englischen Kirche der Fürbitte für die Mission unter Indianern und Eskimo gewidmet. Auf seiner fernen, stillen Insel fühlte sich Peck dann doch im Geist mit so vielen treuen Freunden verbunden, die auch seiner gedachten. Auch andere Mittel wendete Peck an, um sich geistig frisch und gesund zu erhalten. Er schrieb Briefe an seine Freunde in England. Einmal im Jahre konnten sie ja nur befördert werden, aber dann war es eben ein großes Paket, das Ergebnis eines Jahres. 120 Briefe nennt sein Tagebuch einmal, und noch größer war die Zahl der Briefe, die er empfing. Ferner hatte er mit seinen Freunden die Verabredung getroffen, daß sie ihm mit dem Schiffe den vollständigen Jahrgang einer Zeitung, sowie andere periodische Zeitschriften zusandten. So las denn Peck auf Blacklead-Island regelmäßig nach Tisch seine Zeitung, nur daß die Nummer genau ein Jahr alt war. Glücklicherweise brachte das nächste Schiff wieder einen jungen Missionar. Aber schweren Herzens mußte Peck diesen zunächst allein unter den Eskimo lassen, er trat seine Urlaubsreise an. Ein Halsleiden, das nicht weichen wollte, zwang ihn dazu, außerdem lauteten die Nachrichten über die Gesundheit seiner Frau schlecht, endlich hatte er schon lange im Einverständnis mit seiner Gesellschaft den Druck der vier Evangelien in der Eskimosprache geplant. So galt es wieder einmal Abschied zu nehmen. Rührend zeigte sich hierbei die Liebe der Eskimo. Sie wollten ihn gar nicht lassen, und die Frauen kamen noch auf das Schiff, reichten ihm Messer dar, entblößten ihre Arme und forderten ihn nach einer eigentümlichen Sitte auf, in das Fleisch der Arme zum Andenken zu schneiden. Finden wir Peck im Jahre 1896 in England mit dem Druck der Evangelien beschäftigt, so finden wir ihn im Sommer des folgenden Jahres pünktlich wieder auf der Rückreise zu seinen Eskimo. Er führte ein Haus mit sich, das ihm seine Freunde geschenkt hatten, das ihm etwas mehr Bequemlichkeit bieten sollte. Es war harte Arbeit für ihn, mit

Hilfe seines Gefährten dies Haus zusammenzusetzen und aufzurichten. Bis zu 18 Stunden täglich arbeitete er daran, und als es fertig war, — bestimmte er es zu Kirche und Schule und blieb in seinem alten Häuschen wohnen. Denn er sah, daß der bisherige Raum die Hörer im Gottsdienst nicht mehr fassen konnte. Bald durfte er auch in Blacklead sehen, daß seine Arbeit nicht vergeblich war. Schon 1898 hatte er die erste Heidentaufe feiern können. Besonders reiften vom Jahre 1900 an, als er von einem nochmaligen Aufenthalt in England zurückgekehrt war, die Früchte seiner treuen Arbeit. 65—70 Eskimo kamen regelmäßig zur Schule und lernten mit Eifer und Erfolg. Immer mehr erschienen täglich zum Morgen- und Abendgottesdienst. Im Januar 1901 meldeten sich 2 Männer und 24 Frauen zur Taufe. Blieben auch Schwachheitssünden und Rückfälle nicht aus, so konnte doch Peck in diesem Jahre mehrmals Tauffeiern halten. Mitten in diese freudige Arbeit hinein fiel die Anfrage seiner Missionsleitung, ob er nicht die Station Blacklead-Island aufgeben wolle. Die Verbindung mit ihr sei zu schwierig. Peck besann sich keinen Augenblick und lehnte den Vorschlag ab, und es war für ihn die größte Freude, als das folgende Jahr ihm die Nachricht brachte, daß die Missionsgesellschaft nicht mehr daran dächte, das Werk auf Blacklead-Island aufzugeben. Als Beweis dafür traf zugleich wieder ein junger Missionar ein, den Peck noch in die Arbeit einführen konnte. Der Sommer des Jahres 1902 ging schon zu Ende, da legte ein Dampfschiff bei der Missionsstation an. Es war das Schiff, das den alten, treuen Missionar wieder einmal in die alte Heimat führen sollte. Diesmal wurde dem Scheidenden der Abschied besonders schwer. Er fühlte, daß es eine Trennung für länger, vielleicht für den Rest seiner Lebenstage sein würde. Unter den Strapazen seines Lebens war er früh gealtert, er mußte sein Werk jüngeren Kräften überlassen und sich begnügen, von England aus für seine armen Eskimo zu wirken. Eine wehmütige Freude war es für ihn, die Trauer und den Schmerz seiner „Brüder“ bei der Abfahrt zu sehen, aber der Dank gegen Gott blieb, daß er so 26 Jahre sein Reich in den Einöden der Polarländer hatte bauen dürfen.

Evangelische Missionen 1906, S. 127 ff.

---

30. Ich bin heute schon bereit zu sterben.

Wie der Baseler Missionar Ziegler aus Lilong schreibt, schwirrten dort allerlei unheimliche Gerüchte durch die Luft, und die Kinder der Eingebornen spielten auf den Straßen ganz ungescheut sat fang kui, d. h. Töten der fremden Teufel. Die Heiden trugen bestimmte Abzeichen, so daß alle Personen ohne diese in Gefahr kamen, getötet zu werden. In Konlan wurde einer der Christen auf dem Markte von einem Bekannten gefragt, ob er denn schon wüßte, daß man im achten Monat alle Christen abschlachten würde. Der Heide war aber sehr verblüfft, als der Gefragte die schlagfertige Antwort gab: „Das weiß ich schon lange. Ich verstehe nur nicht, warum ihr warten wollt bis zum achten Monat. Ich bin heute schon bereit zu sterben, wenn ihr bereit seid zum Abschlachten."

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1901, S. 52.

Merensky, Erinnerungen S. 4: Wie Posselt die neu angekommenen Glaubensboten aufrichtete. Allgemeine Missions-Zeitschrift 1907, S. 274: Die Erziehung der eingebornen Christen.

13. Grüße an die Heidenchristen.

(Phil. 4, 21. 22.)

31. Brief einer eingeborenen Lehrersfrau auf Neuguinea.

In Neuguinea steht auf der Station Saguane ein eingeborner Lehrer mit seinem Weibe, und diese letztere, also eine dunkelfarbige liebe Schwester und Mitarbeiterin am Werk des Herrn, mit Namen Tamate Vaine, hat vor einiger Zeit an die Gemeinde ihrer Heimatsinsel folgenden Brief geschrieben, den wir hierdurch im Wortlaut wiedergeben:

Saguane, 19. Jan. 1900.

An die Frauen von Raratonga, alt und jung!

Ich wünsche Euch allen Gottes Segen und schreibe diesen Brief, damit Ihr etwas von der Art der Arbeit hört, die wir hier unter den Heiden am Fliegenflusse tun. Dieses Tages erhielten wir Nachricht, daß etwas Besonderes vorgehe in einem heidnischen Dorfe, welches Samari heißt, und wir waren

begierig zu sehen, was es denn sei; denn wir hörten, sie wollten ihre heidnischen Sitten drangeben und Jesum, den Sohn Gottes, als Heiland annehmen. Die Sitten, welche sie aufgeben wollten, waren alle Arten von heidnischer Zauberei, die sie sonst betrieben hatten. Sie übten die Künste, um Menschen sterben zu lassen, um die See zu beschwören, daß sie wieder ruhig würde, um Äcker fruchtbar zu machen und Bäume mit Früchten zu segnen, oder aber umgekehrt Felder und Bäume zu behexen, so daß Hungersnot entstand. Sie bedienten sich auch vielfach der Zauberei, um junge Leute, wenn sie erwachsen waren, in das Leben einzuweihen. Eines Tages ließen uns die Heiden wissen, sie hätten all ihren ganzen Zauberkram zusammengebracht, um ihn zu vernichten, und es wurde ein Mittwoch dazu bestimmt, daß wir kommen sollten, um bei dem Vorgang Zeugen zu sein. Am Dienstag abend lief ein Mann mit lautem Geschrei durch unser Dorf, er erzählte uns, er sei ein Zauberer und sei der Sohn eines großen Zauberers. Seine Dorfleute aber seien böse auf ihn, sie hätten ihn fortgeschickt, denn sie sagten, er habe ihre Wünsche doch niemals recht erfüllen können, er habe es nicht verstanden, die Kokospalmen dahinzubringen, daß sie mehr Früchte lieferten. Dabei klagte er, daß man ihn fortjage, denn er habe mit diesen Dingen nun selbst gebrochen. Gott, der Allmächtige, nur Gott allein könne den Menschen geben, was sie nötig hätten. Wir redeten dem Manne zu, er solle nun doch nicht fliehen, sondern solle mit uns umkehren in sein Heimatdorf. Am andern Morgen erhielten wir Nachricht, daß alles fertig sei. Als wir in dem Heidendorfe ankamen, ging ich zu dem Häuptling und fragte, wo der Zauberkram sei, den er zusammengebracht habe. Der Mann ließ aber den Kopf hängen und wollte erst nichts antworten. Dann aber sagte er: „Komm und folge mir.“ Er brachte uns zu einem großen Hause, wo viel Volks versammelt war, Männer, Weiber und Kinder, darunter auch Häuptlinge. Zwei junge Leute erhielten dann Befehl, in das Haus zu gehen und die Sachen herauszuholen, um die es sich handelte. Sie kamen und setzten vor uns drei Körbe nieder, und ich machte mich daran, die Deckel loszubinden. Da schrien aber die Leute von allen Seiten: „Rühre diese Sachen nicht an, sonst wirst du sterben!“

„Was," sagte ich, „dieses törichte Zeug soll mir schaden können?" Und obwohl die Leute mir ein Stück Holz gaben und baten, ich solle mich dessen bedienen, um die Körbe zu öffnen, so gebrauchte ich doch dazu ruhig meine Hände. Die Leute aber schrien mich an: „Du wirst sterben, Du wirst sterben!" Als die Körbe geöffnet waren, sprangen sie umher, schlugen in die Hände und schrien noch lauter: „Du wirst sterben!" Mein Mann kam mir zu Hilfe, und wir sagten zu den Leuten: „Seht nun selbst den Kram an; ihr habt euch davor gefürchtet und habt geglaubt, daß jeder Mensch, der nicht ein Zauberer sei, sterben müsse, wenn er dies anfaßt. Nun seht ihr doch, daß wir, mein Mann und ich, noch leben; uns ist nichts geschehen." Die Leute kamen nun näher und häuften mit Stöcken die Dinge zusammen, und mein Mann sagte: „Die heiligsten Stücke will meine Frau haben; alles andere wollen wir verbrennen." Wir sahen, daß fast alles Knochen waren, und hörten dann, daß alle Jahr ein großes Fest veranstaltet wurde; bei diesem Feste gingen die Männer aus und töteten ein großes wildes Schwein. Das Tier wurde in das Dorf getragen und wurde hier göttlich verehrt. Aber einige der Knochen kamen in die Hände der Zauberer; die brachten dann noch Fischgräten und Vogelknochen herbei; das alles wurde umhüllt, wurde aber bei allen Festlichkeiten und Tänzen an besonderen Orten feierlich aufgehängt. Dies Zeug sollte stark genug sein, um den Tod zu verursachen, um Krankheiten und Hungersnöte zu erzeugen, um aber auch fruchtbare Zeiten kommen zu lassen und Glück und Freude zu verbreiten. Als ich das, was ich mit nach Hause nahm, genau ansah, fand ich kleine Stücke von Knochen, getrocknete Menschenaugen, Schwänze von Tieren und Stücke von Baumrinde. Von dieser Rinde pflegten die Heiden etwas zu kauen, wenn sie andern Wind wünschten, und das Gekaute dem schlechten Wind entgegenzuspucken. Diese Heiden wollen nun Jesus dienen. Gott helfe ihnen dazu.

Mit herzlichem Segenswunsch Eure Tamate.

Missions-Freund 1903, S. 35 f.

Saat u. Ernte 1906, S. 32 Gruß eines Heidenchristen an den Missionar.



14. Immer völliger!

(Kol. 1, 3—14.)

32. Der wieder in stand gesetzte Missionswagen.

Auf dem zu Wallmannstal in Südtransvaal gehörigen Außenplatz Leeuwkraal steht der treffliche ordinierte Br. Elias Boredi in der Arbeit. Sein Wort, gesprochen zu Paul Trümpelmann am Abend eines arbeitsreichen Sonntags bald nach dem Kriege, mag für die ganze Synode bezeichnend sein: „Unser Missionswagen war im Kriege recht spack geworden; seine Speichen klapperten; aber er wird bald wieder in stand gesetzt sein."

Jahresbericht Berlin I, 1905, S. 46.

---

33. Treue Helfer in Bethanien.

Missionar Schulz berichtet: „Sonntag, den 30. November 1902 war ich wieder in Drickloof. Jakobus, unser treuer Helfer, der während des ganzen Krieges treu auf seinem Posten geblieben ist, war und ist noch recht krank. Er war dem Tode nahe. Er betete bewegt und ergreifend. Das Wagenhaus, das uns ein freundlicher Bauer stets überläßt, war zu klein. Ich predigte und teilte an 15 Christen das heilige Abendmahl aus. Nach der Predigt meldeten sich bei mir drei frische, christliche Männer mit der Bitte, ob ich sie nicht als Helfer einstellen wolle, natürlich als freiwillige Helfer, die ihre Arbeit um des Herrn willen ohne Lohn tun. Auch eine Frucht des Geistes Gottes. Ich freue mich sehr, da wir gerade jetzt Helfer brauchen, die uns beim Sammeln der Gemeinden zur Hand gehen. Wenn ich wieder nach Drickloof komme, werde ich 6 Erwachsene taufen können."

Berliner Missions-Berichte 1903, S. 36 f.

Wegner, Einzelzüge 245: Der Vergebung gewiß.

---

15. Das Evangelium in aller Welt.

(Kol. 1, 6.)

34. Eine Amtsreise zur Kriegszeit.

Missionar Göldner in Laingsburg: „Wie schwierig die Arbeit jetzt hier ist, wird eine Reise zu einem Begräbnis zeigen,

welches ich vorige Woche abhielt. Die Frau eines Bahnarbeiters in Wärterhaus 35 war gestorben. Da der Mann und seine Familie alte, treue Glieder unserer Kirche sind, so rief er mich durch eine Depesche zum Begräbnis. Nachdem ich meinen Paß zu der Reise hatte, den man selten ohne Mühe bekommt, konnte ich mich in den frühen Morgenstunden zur Reise anschicken. Nun kommt immer die erste Frage: Werde ich auch einen passenden Zug finden? Denn der Personenzug kommt nur einmal, und zwar nach Sonnenuntergang. Die Güterzüge aber halten fast nie die Zeit inne. Wenn er heute um 7 Uhr kommt, dann kommt er vielleicht morgen um 11 Uhr, oder ist bereits weg, wenn man um 7 Uhr nach dem Bahnhof kommt. Diesmal aber fand ich nach einer Stunde früh 7 Uhr einen Zug, und nachdem wir noch eine Stunde gehalten hatten, fuhr er endlich meinem Bestimmungsort zu. Er war voll mit Soldaten besetzt, die in den offenen Güterwagen zurück nach Kapstadt fuhren. Deshalb hielt der Zug auf einigen Stellen noch recht lange an. Um 2 Uhr nachmittags hielt er bei Wärterhaus 35, so daß ich absteigen konnte. Dort fand ich viele Leute vor, die zum Begräbnis gekommen waren, selbst Bauersleute waren da. Der arme Mann, der die Frau verloren, war zu bedauern, denn mehrere kleine Kinder hätten die Mutter noch lange nötig gehabt. Daß Gott der Herr ein Tröster der Betrübten und ein Vater der Waisen ist, konnte ich ihnen ans Herz legen. Nach der Leichenrede, die ich im Hause hielt, wurde der Sarg aufs „Trolly“ (Draisine) gesetzt, auf einem zweiten nahmen die Leute Platz, und so ging es schnell der Grabstätte entgegen. Nachdem ich die Verstorbene eingesegnet hatte, schickte sich ein jeder zur Heimreise an. Auch ich tat dies und ging sogleich von dem Begräbnisplatz zur nächsten Haltestelle. Um 6 Uhr abends saß ich wieder im Güterzug. Dieser aber brachte mich erst nachts 12 Uhr nach Laingsburg. Zu dieser Zeit aber ist es unter dem Kriegsgesetz nicht erlaubt, durchs Dorf zu gehen. Mit der größten Vorsicht gelang es mir jedoch kurz nach Mitternacht mein Heim zu erreichen. Ich war müde und hungrig, doch dankbar, daß ich zu Hause war.“

In Laingsburg selber war die Arbeit nicht ganz gestört, wenn auch dadurch sehr erschwert, daß nicht nur Göldner, um die zehn Minuten entfernte Lokation aufzusuchen, einen Paß

brauchte, sondern auch die Leute, um in die Kirche zu kommen. Trotzdem waren die Gottesdienste gut besucht. Die Kommunikantenziffer: 570 bei 302 Berechtigten, ist hoch genug, wenn man in Betracht zieht, daß die Außenplätze, die hier einen hohen Prozentsatz stellen, fast ganz ausfielen. Als ein großer Segen ist es anzusehen, daß trotz aller Hindernisse 38 Erwachsene und 115 Kinder getauft werden konnten. Die Zahl der Taufbewerber war so groß, daß noch 25 Katechumenen im Unterricht verblieben. Sehr gut war auch der Schulbesuch in Laingsburg. Es standen 128 Kinder auf der Liste. Berliner Missions-Berichte 1903, S. 506 f.

---

35. Der Segen der Bibelgesellschaften.

Bei einem Jahresfeste der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft pries diese Archidiakonus Hodgson von der Universitäten-Mission in Ostafrika als die nobelste und zugleich geschäftsmäßigste von allen: „Man wendet sich," sagte er, „zuweilen an diese oder jene Gesellschaft um Unterstützung. Nach geraumer Zeit erhält man die Antwort, das Anliegen werde von einem Ausschuß näher in Beratung gezogen werden. Darüber vergeht ein halbes Jahr, und schließlich kommt der Bescheid: „Es tut uns leid, aber unsere Gesellschaft hat andere Aufgaben." Wendet man sich dagegen an die Bibelgesellschaft etwa mit der Bitte um 500 Neue Testamente und erbietet sich, die Kosten selber zu tragen, so kommt umgehend die Antwort: „Wir senden ihnen 1000 Exemplare, und zwar auf unsere Kosten!" Welchen Segen stiftet die Bibelgesellschaft nicht allein in Ostafrika durch die von Dr. Krapf begonnene, von Bischof Steere vollendete Suahili-Bibelübersetzung! Das erste christliche Buch, das z. B. nach Uganda kam und gleichsam das Samenkorn geworden ist, aus dem die dortige Mission und Kirche emporgewachsen, war ein Bibelteil in der Suahili-Sprache. Da, wo einst Dr. Krapf fast allein stand, haben wir jetzt zwei evang. Bischöfe und ungefähr fünfzig (anglikanische) Missionare. Ja, wir haben auch schon drei Druckerpressen, welche nun in Afrika selbst ein Stück Bibelgesellschaftsarbeit tun. Aber das alles ist doch nur wie ein Tropfen, den man ins Meer wirft. Man sagt, daß jeden Tag 50000 Heiden aus der Zeit in die Ewigkeit gehen! Und

was die Sprachen Afrikas betrifft, so glaube ich, daß wir bis jetzt bloß etwa den hundertsten Teil derselben, auch nur dem Namen nach, kennen. Beständig tun sich neue Türen auf, neue Völker und Sprachen treten in unseren Gesichtskreis, und wenn die Bibelgesellschaft nur recht unterstützt wird, so werden wir bald Bibelübersetzungen in 600 statt wie bisher in 300 Sprachen besitzen."

Missions-Magazin 1892, Bibelblätter, S. 45 f.

16. Dreierlei Zeiten im Leben der Heidenchristen.

(Kol. 1, 21—23a.)

36. Das Wort für Gewissen bei den Papua.

Von einem Papua hörte Missionar Kunze das Wort miai. Was heißt miai?, sann er, miai — miai? Fragte er einen Papua, so antwortete er: „miai ist miai," und Kunze war so klug wie vorher. Obwohl er sich über diesem Worte wochenlang den Kopf zerbrach, konnte er nicht dahinter kommen. Da hörte er eines Tages einen Eingeborenen sagen: „tamol igampe miai ifuni", d. i. „ein Mann, welcher stiehlt, den schlägt miai." Was bedeutete nun miai? Am Ende gar „Gewissen"? Der Missionar brannte vor Verlangen, es zu ergründen. Er fragte also den Mann: „Hast du miai gesehen?" — „Nein, mein Auge sieht miai nicht." — „Wo ist denn miai? Ist es eine Sache zum Essen? Ist es eine Sache im Dorfe?" — Der Papua dachte wohl bei sich, wie kann nur ein Mensch nicht wissen, was miai ist. Doch als der Missionar nicht nachließ zu fragen, gab er schließlich die Auskunft: „miai ist im Innern des Menschen." Aber im Innern des Menschen ist mancherlei, darum mußte der Missionar noch weiter in den Mann dringen. „Sag, wenn der Mensch, der gestohlen hat, das Gestohlene zurückgibt, schlägt ihn dann miai auch?" — „Nein, dann zerreißt miai, und es ist in Ruhe und Frieden." Wie froh war der Missionar, nun war kein Zweifel mehr, miai bedeutete „Gewissen"; ein wichtiges Wort der fremden Sprache war gefunden.

Saat und Ernte 1904, S. 8.

37. Predigtkritik.

Missionar Hoppe auf Wartburg (Britisch-Kafferland) berichtet: Auch unsere Kaffern üben Kritik an unserer Predigt. Freilich, oft geschieht es ja nicht, daß sie zum Missionar kommen und ihm sagen, wie gut oder wie schlecht er gepredigt hat. Aber man hört es doch, wenn sie miteinander über die Predigt reden. Da sagt einer: „Heute hat mich aber die Predigt gekratzt.“ Ein anderer ist noch drastischer und erzählt seinem Nachbar: „Sonntag vor acht Tagen, da hat mich schon ein Horn gestochen, als er (gemeint ist der Missionar) von der Einladung zum himmlischen Mahl sprach, und diesen Sonntag nun hat mich auch das andre Horn gestochen. Diese Predigt von dem verlorenen Sohn werde ich nicht vergessen.“ Das beste an dieser Art Kritik ist eben, daß sie weniger auf den Prediger geht, als vielmehr auf die Macht des Evangeliums. Berliner Missions-Berichte 1903, S. 469.

---

38. „Weswegen wir wollen baden in Taufe.“

Welche Gedanken einen Papua bewegen, wenn er die Taufe begehrt, konnte Missionar Pfalzer aus den Briefen ersehen, die ihm im Jahre 1899 von ehemaligen Schülern zugingen. Ein solcher mag in wörtlicher Übersetzung hier Platz finden. Er ist von einem gewissen Ika geschrieben und lautet:

„Weswegen wir wollen baden in Taufe.

Deswegen: Jesus sagte zu seinen Jüngern so: Geht in alle Dörfer hin und sagt meine Lehre; und wenn ein Mensch meiner Lehre Beifall gibt und sein Inneres mit mir ist, wie er mich fest ergreift, und wenn dieser Mann baden wird in Taufe, — des Herrn Name geht an ihn hinauf, und wird des Herrn Jünger, wird nicht verloren gehen.

Jesus sagt: Wir zuvor wie Wildlinge. Jetzt unser Verständnis erwacht zu unserm Herrn, und unser Herz schmerzt über unserm eigenen Schlechten, und wir wollen unser Inneres ändern. Wir wollen meiden unsere eigenen Dinge, die irdischen, wir wollen wegwerfen Geister und Geisterplätze und die übrigen irdischen Dinge, und wir bitten um Taufe, daß sie auf uns komme, und des Herrn Name steige auf uns, und wir dann

ein taugliches Gefäß. Der Herr wird sein Eigentum in sein Papier schreiben, wir werden des Herrn Volk, er wird uns immer behüten, wird uns nicht wegwerfen."

Dieser Brief gibt bei aller Unbeholfenheit des Ausdrucks doch Zeugnis davon, daß der junge Papua begriffen hat, um was es sich bei der Taufe handelt. Solche Äußerungen eines auf der Schwelle zwischen Heidentum und Christentum stehenden Menschen sind um so wertvoller, da er sie ganz für sich allein ohne Beihilfe seines Lehrers niedergeschrieben hat."

Paul, Mission in unseren Kolonien IV, S. 179 f.



17. Eine Botschaft an alle Kreaturen unter dem Himmel.

(Kol. 1, 23b.)

39. Das Buch, das alle Fragen beantwortet.

In den Bibelladen der englischen Bibelgesellschaft zu Rangun (Barma) trat eines Tages ein Barmane namens Maung Kja Hmaing. Er hatte eine Reise von weit über 100 km gemacht, um auf einige wichtige Fragen, die er auf dem Herzen hatte, Antwort zu erhalten. Die Fragen drehten sich um die Sünde, die Errettung, die Vergebung, die Auferstehung und das ewige Leben. Er legte diese Fragen der Reihe nach dem Ladeninhaber vor und bat ihn, wenn er könnte, Bescheid zu geben. Dieser antwortete: „Die Fragen, die Ihr mir vorgelegt habt, sind in der Tat nicht ganz leicht. Ich will sie daher nicht mit meinen eignen Worten zu beantworten suchen, sondern wir wollen sie uns von diesem Buche beantworten lassen." Und nun nahmen sie jede einzelne Frage vor und suchten die Antwort darauf. Nachdem sie etwa eine Stunde lang in solcher Weise im Neuen Testament geforscht hatten, erhob sich Maung Kja Hmaing mit einem ehrerbietigen Blick auf das Buch, und man hörte seiner Stimme sein Erstaunen an, als er sagte: „Jede Frage, die ich getan habe, ist mir durch dies Buch beantwortet worden! Wie wunderbar! Kann ich solches Buch bekommen"? — „Gewiß", lautete die Antwort; „eigentlich kostet es drei Rupien, aber Ihr sollt

es für eine haben." — „Ich habe aber kein Geld bei mir. Würdest du mir wohl trauen und es mir dennoch geben?" — „Gerne."

Maung Kja Hmaing nahm den gefundenen Schatz und ging. Nach Monatsfrist stellte er sich wieder ein, in einer Hand hielt er das Neue Testament, in der andern die Rupie. „Du hast gewiß schon gedacht, ich würde nicht zurückkommen und meine Schuld bezahlen. Aber die Sache ist die: Ich habe mich entschlossen, mich in Rangun niederzulassen. Daher die Verzögerung. Und nun habe ich Weib und Kinder mitgebracht, damit wir uns allesamt in dieser wundersamen Religion unterrichten lassen und dann in die christliche Kirche aufgenommen werden."

Saat und Ernte 1906, S. 80.

---

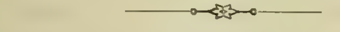
40. Ein junger Gernegroß.

Als Missionar Maiwald in der Kapelle der Wesleyaner in Schaukwan eine Versammlung hielt, war unter den Anwesenden auch ein chinesischer Student, der den Missionar unterbrach und sagte: „Ich bin reich, ich habe einen guten Ruf, ich will berühmt werden im ganzen Reich und komme zu dir, um deinen Rat einzuholen." — „Das ist für dich jetzt leicht, berühmt zu werden", antwortete Maiwald, „der chinesische Kaiser ist nicht in Peking, geh, laß dich zum Kaiser ausrufen, und du bist berühmt im ganzen Reich." Als er so zum Schweigen gebracht war, sagte er weiter: „Wenn nur etwas vorhanden wäre, was ich nicht erklären könnte, so wollte ich nicht mitreden; aber alles weiß ich, und würde ich Christ, so brauchte ich nicht zu studieren, eure leichten Bücher könnte ich sogleich erklären, sie sind im Vergleich zu unsern chinesischen Büchern wie nichts zu rechnen."

„Hier ist ein Neues Testament", versetzte Maiwald, „erkläre uns, bitte, Galater 4, 21." Alle Anwesenden warteten nun fau die weise Rede des Überklugen, und brachen in ein lautes Gelächter aus, als er erklären mußte, dieses könne er allerdings nicht auslegen. In Bezug auf die Schöpfung der Welt jedoch könne er getrost sagen, daß er gut alles beschreiben könne, die Lehre der Chinesen stimme mit der alttestamentlichen überein. Bald wurde ein Altes Testament gebracht, und er las 1. Mos. 1. „Alles wie bei uns, nichts Neues, kenne ich schon lange," sagte er und versuchte so die Blöße, die er sich vorher gegeben hatte

zu vertuschen. Als seine Reden zu hoch wurden, wurde ihm das Alte Testament weggenommen und er aufgefordert, ohne Buch die Schöpfung zu erzählen. Nach einer Weile tiefen Schweigens sagte er: „Bitte, sag es mir, ich weiß es nicht." Alles lachte, „Hier, nimm das Buch und lies, da steht es geschrieben." Er antwortete: „Ja, Muk sz, ich will lesen, du hast mich heute belehrt, wie noch niemals jemand, und wenn du erst eine Kapelle in Schaukwan hast, will ich zu dir kommen, um mehr zu lernen; ich habe heute gelernt, daß ich noch nicht alles weiß."

Berliner Missions-Berichte 1903, S. 138 f.



18. Die Trübsale der Missionare.

(Kol. 1, 24.)

41. Henry Martyns Leiden bei den Mohammedanern.

Henry Martyn erregte in Persien mit seiner Lehre weithin Widerspruch. Vor allem das Bekenntnis zur Gottheit Christi war den Mohammedanern ein Anstoß, und Martyn schrieb gelegentlich: „Gerade diese Lehre setzt mich am meisten dem Hohn der gelehrten Mohammedaner aus, bei denen es schwer ist zu sagen, ob Stolz oder Unwissenheit bei ihnen das Vorherrschende ist. Ihre Spottreden sind mir schwerer zu ertragen als die Kotwürfe der Knaben, denen ich bisweilen ausgesetzt bin. Beides ist indessen eine Ehre für mich. Willkommen Hohn, wenn auf dem Thron mein Freund nur mein gedenkt."

Der Widerspruch ward zur offenen Feindschaft, als Martyn nun den Plan faßte, das persische Neue Testament in einer sorgfältigen Abschrift dem König und dem Thronerben zu überreichen. Mit Aufbietung der letzten Kraft, er wußte, daß seine Tage gezählt seien, verließ er am 12. Mai 1812 Schiras, um über Persepolis nach Ispahan und Teheran zum Könige zu reisen. Vergeblich versuchte er eine Audienz zu erwirken. Man fragte ihn aus, wollte mit ihm disputieren und ihn womöglich zu einem Bekenntnis zu Mohammed überreden. Als er aber freudig erwiderte: „Gott ist Gott und Jesus Christus der Sohn Gottes," erhoben sich die Mohammedaner mit solchem Hohn und Zorn gegen ihn, als wollten sie ihn in Stücke zerreißen. Mit Mühe

rettete er sein persisches Neues Testament vor den Fußtritten der Wütenden und verbrachte den Tag von Fieber, Hitze und Durst geplagt. Allg. Missions-Zeitschrift 1907, Beiblatt, S. 13 f.

---

42. Die Trübsal der Missionsgeschwister Kilbuck.

Im Missionshause auf Alaska sitzt, in Trauergewänder gehüllt, eine bleiche Frau, ihre beiden Kinder weinend umschlingend. Es ist Schwester Kilbuck, die Gattin des Missionars Kilbuck, eines Vollblutindianers. Doch warum die Tränen? Schon ist es Ende Februar, und im Anfang des Dezember hatte Br. Kilbuck die Station verlassen, um einen Besuch auf der anderen Station zu machen, dessen Dauer auf höchstens fünf Wochen veranschlagt war. Bald nach seiner Abreise waren furchtbare Schneestürme hereingebrochen von einer Heftigkeit, die nur in nordischen Gegenden bekannt ist. Woche auf Woche verrann, und Br. Kilbuck kehrte nicht zurück. Immer wieder schaute man sehnsüchtig nach ihm aus, immer wieder ward die Hoffnung getäuscht, so daß sie endlich erlosch. Man mußte aller menschlichen Berechnung nach Br. Kilbuck unter den Toten suchen. Deshalb die Tränen der Witwe über ihr eigenes und ihrer vaterlosen Kinder schweres Leid. Aber sie ist ein starkes Weib, stark in der Macht ihres Gottes; deshalb erklärt sie auf das bestimmteste, daß sie den Posten nicht verlassen werde, bis Hilfe aus der Heimat kommt. —

Doch zu dem persönlichen Schmerz tritt noch ein anderer. In der Nähe der Station wohnt ein Schaman, ein Zauberer. Vor längerer Zeit war er schon erkrankt; seine Kollegen, die er kommen ließ, dokterten vergeblich längere Zeit an ihm herum, um ihn endlich mit dem Bescheid zu verlassen, daß er ein verlorener Mann sei. In seiner Angst läßt er nun Br. Kilbuck kommen, dieser redet ihm ernst in das Gewissen und ermahnt ihn nachdrücklich, sein sündliches Leben zu ändern und sich zum wahren Gott zu bekehren. Da er alles Gute verspricht, betet Br. Kilbuck ernstlich für ihn und mit ihm und reicht ihm die nötige Medizin. Siehe da, er wird gesund, aber das Leben der Sünde setzt er ruhig fort. Zum zweiten Male erkrankt er heftig,

so heftig, daß seine abermals herbeigerufenen Kollegen sofort erklären: „Nun bist du ohne Rettung verloren.“ Abermals nimmt er seine Zuflucht zu Kilbuck, abermals folgen ernste Ermahnungen und wunderbare Hilfe und Errettung, doch eine Umkehr des Herzens und Lebens nicht. Nun aber, als bald nach Br. Kilbucks Abreise jene Schneestürme unerwartet eintraten, da trat er auf und sagte: „Seht, das habe ich getan. Ich habe zu meinem Gott gerufen, und der hat Br. Kilbuck getötet. Welcher Gott ist größer, mein Gott oder Kilbucks?“ Jemehr der Augenschein ihm recht zu geben schien, um so dreister und frecher trat jener Satansdiener auf mit seiner Frage: „Welcher Gott ist größer, mein Gott oder Kilbucks?“ Wer die Mächte des Aberglaubens hier in unserer christlichen Heimat kennt, wird sich nicht wundern, daß die kleine, werdende Christengemeine in ihrem Glauben wankte. Ja, wer versteht es nicht, daß selbst die Missionarsfamilie trauernd und zagend des Wortes gedenkt Ps. 42, 10—11: „Ich sage zu Gott, meinem Fels: Warum hast du meiner vergessen? warum muß ich so traurig gehn, wenn mein Feind mich drängt? Es ist als ein Mord in meinen Gebeinen, daß mich meine Feinde schmähen, wenn sie täglich zu mir sagen: wo ist nun dein Gott?“ —

Mehr als 10 Wochen waren vergangen seit Br. Kilbucks Abreise, da entsteht ein Getümmel vor dem Hause, ein mit Hunden bespannter Schlitten fährt in den Hof, und ehe sie sich in ihrer Erregung erheben kann, steht vor der in Witwenkleider gehüllten Schw. Kilbuck — ihr totgeglaubter Mann. Aber einen Augenblick fragt sie zweifelnd: „Ist er es, oder ist er es nicht?“ Mund und Nase sind erfroren, das Gesicht ist bedeckt von schwarzen Flecken. Dann sinkt sie ihm an die Brust und ihre tiefe Bewegung löst sich auf in einen Strom von Tränen. „Diesen Augenblick“, sagt Schw. Kilbuck, „vermag ich nicht zu beschreiben; wir gingen still in unsere Stube, knieten nieder und übergaben uns aufs neue dem Herrn zu seinem ganzen Eigentum.“ Der Schaman ist aber seit jener Zeit still verzogen, niemand weiß wohin. —

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1891, Beiblatt S. 56 f.

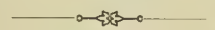
---

43. Schmerzenstage in Medingen.

Das Jahr 1905 begann für Missionar Reuter und seine Lieben recht schmerzlich, konnte aber mit Lob und Dank gegen Gott beschlossen werden. Am Anfang des Jahres nämlich holte er sich auf Tschakoma das Malariafieber, welches ihn so arg packte, daß er, der seit 25 Jahren eine eisenfeste Gesundheit besaß und nie krank war, völlig zusammenbrach und öfters bis an den Rand des Grabes gebracht wurde. Der ganze Organismus versagte, und der Kräfteverfall war derartig, daß er in verhältnismäßig kurzer Zeit 30 Pfund Körpergewicht verlor. Der Dr. Liengme, der nach Medingen gerufen werden mußte, wollte keine Verantwortung übernehmen, wenn der Kranke nicht nach dem Elim-Hospital gebracht werden könnte, was dann auch am 5. Oktober geschehen ist. Durch Gottes Hilfe und treue Pflege war er in zwei Wochen soweit, daß er eine angeordnete Reise nach der See unternehmen konnte. Im Freistaat riet ihm aber ein deutscher Arzt, sich erst eine Zeit lang in der trockenen Höhenluft daselbst aufzuhalten und dann nach East-London zu reisen. Der Herr segnete den zweiwöchentlichen Aufenthalt an der See derartig, daß Missionar Reuter schon am 1. Dezember von dort seine Rückreise antreten konnte. Auf derselben besuchte er noch alle unsere Missionsstationen und ihre Schulen und konnte in den Gemeinden Zeugnis ablegen von dem, was der Herr durch sein Wort und durch seine Gnadengaben auf unseren Arbeitsfeldern in Nordtransvaal ausgerichtet hat. Auch hat er die englischen Schulen in den Lokationen besucht und dadurch einen Einblick in den Lehrgang der eingeborenen Lehrer gewonnen. Ebenso war er auch in Lovedale und hat sich dies große schottische Institut genau angesehen, welches auch von vielen Bassuto aus Zoutpansberg besucht war. Das Weihnachtsfest feierte er bei den lieben Geschwistern Kropf. So konnte er am 27. Dezember, gestärkt an Leib und Seele, reich an Kenntnissen von Land und Leuten und ihren inneren und äußeren Verhältnissen, seine Heimreise antreten. In Johannesburg wohnte er noch als Glied der Schulkommission deren Sitzungen bei und traf dann am 2. Februar glücklich mit seiner Tochter Elisabeth, die ihn auf der ganzen Reise begleitet hatte, auf Medingen ein. Der Empfang war ein wirklich erhebender. Die ganze Gemeinde war zur Stelle und empfing den Missionar und

seine Tochter mit Posaunen, Lob- und Dankliedern und einer Ansprache, in der sie ihre innige Freude über die glückliche Rückkehr zum Ausdruck brachte. Schon als Reuter noch im Krankenhause lag, kamen die Gemeindeältesten und brachten ihm ihre Gaben zur Reise und die Grüße und Versicherung der Fürbitte für ihn. Sogar ein Heide kam von Medingen als Abgeordneter der Heiden, um ihm ihre Trauer über seine Krankheit auszudrücken; um so größer war nun die Freude, daß er wieder gesund und munter zurück war.

Jahresbericht Berlin I, 1905, S. 70 f.



19. Christus unter den Heiden.

(Kol. 1, 25—29.)

44. Christus unter den Eskimo.

In Alaska müssen die Missionare der Brüdergemeine unausgesetzt im Winter mit ihren Hunde- oder Renntierschlitten bei furchtbarer Kälte, im Sommer im Boot unter wilden Stürmen und mancherlei Fährlichkeiten ihr schweres Amt verrichten. Erfreulich und geradezu herzstärkend sind dabei mancherlei Erfahrungen, die unsere Missionare gerade unter diesem Volk haben machen dürfen. Diese armen Leute, deren Leben so wenig von äußerem Glanz aufweist, dem die irdische Wirklichkeit keine Lockungen und Reize bietet, zeigen, sobald ihr Sinn auf das Ewige gerichtet und das Verlangen nach Gott in ihnen geweckt ist, eine Fähigkeit, das Wort Gottes innerlich und tief zu erfassen und auszuleben. Besitzt doch ein solcher Eskimo, wenn er stundenlang allein in seinem Kajak rudert oder auf seinen einsamen Reisen die Wildnis durchstreift, um Wild aufzustöbern, Zeit und Gelegenheit genug zum innerlichen Nachdenken. Gerade diese Mission weist ergreifende Erzählungen von der Macht der Gnade Gottes auf. Wie ergriff es das Herz unsers Missionars, als am 18. Februar 1890 nach einer Reihe von Gottesdiensten 10 durch Altersschwäche und Rheumatismus gebeugte Frauen vor ihn hintraten und um die Taufe baten. Als er zögerte, ihre Bitte zu gewähren, sagte die älteste: „Was sollen wir denn aber tun? Du bietest uns eine köstliche Gabe an, mit Freuden

wollen wir sie annehmen, nur zu lange haben wir in der Finsternis gesessen, nun können wir in den alten Zustand nicht zurück. Wir glauben an die von dir gebrachte Botschaft von der Gnade Gottes in Christo Jesu und nehmen sie fröhlich an." Was sollte der Missionar tun, zumal sich diesen Frauen noch eine Anzahl anderer aus innerster Überzeugung anschloß? Nicht minder ergreifend ist die Geschichte jenes einflußreichen Zauberdoktors Likshiojak, dessen zweiter Sohn, von der Gnade Gottes ergriffen, sich taufen ließ. Im heftigsten Zorn verfluchte ihn der alte Mann, und vom Vater verfolgt, mußte der Sohn in die Heimat seiner Frau fliehen. Ein treuer Helferbruder ließ aber nicht ab, an dem alten Zauberdoktor, den der Herr auf ein schweres Krankenlager warf, zu arbeiten. Sein verstoßener Sohn eilte an sein Krankenbett und pflegte ihn trotz seines Widerspruches. Die treue und sanfte Liebe, welche Stephanus (so war des Sohnes christlicher Name) bewies, überwand den alten Mann, so daß er sich mit ihm aussöhnte und ihn keinen Augenblick von seiner Seite lassen wollte. Es ging noch durch schwere Kämpfe, und die Todesfurcht ergriff den alten Mann in erschütternder Weise; es hielt schwer, bis er sich zum Glauben an den Heiland durchrang und er sprechen konnte: „Nun fürchte ich mich nicht mehr vor dem Tode. Jetzt sind meine Gedanken ganz bei Gott." Evangelische Missionen 1906, S. 151 f.

---

45. Das von Jesu war uns neu.

Das ist ein eigen Ding, Gott und Gewissen, du magst hinkommen, wohin du willst, überall findest du etwas von beiden geschrieben im Menschenherzen. So auch bei den Pangwa.

Wenn sie von alten Kämpfen erzählen mit den Landesfeinden, dann kannst du es hören, wie sie gelegentlich einfügen „Nguluvi atukwamye," was in unsrer Sprache etwa heißt: An jenem Tag hat „Gott seine Hand über uns gehalten," uns „behütet." Und wenn der Missionar erzählt von dem, der Himmel und Erde geschaffen, dann sind das keine fremdartigen Reden. Sie kennen ihn, und ein Bena, mit dem ich mal darüber sprach, sagte mir: „Was ihr uns von Gott dem Schöpfer gesagt, das wußten wir eigentlich alles schon vorher, aber das von

Jesus Christus, das war uns neu." Wenn jener Schwarze nun auch wohl etwas zu viel behauptet, wenn er sagt, „das wußten wir schon alles vorher —" auf der andern Seite unterschätzt man leicht ihr Wissen, weil sie von den Dingen nicht leicht mit jedem reden. Klamroth: Auf Bergpfaden, S. 29 f.

Missions-Magazin 1907, S. 200: Das Wort vom Kreuz bei den Opiumrauchern. Der Dienst am Wort. VII. Äußere Mission, S. 192 f.: Von der Aufgabe der Mission.



20. Der Wandel im neuen Leben.

(Kol. 2, 6. 7.)

46. Nicht die Zauberei, sondern der Glaube an Gottes Wort.

Ein alter Mann kommt einmal zum Missionar Leuschner mit den Worten: „Es ist doch ein eigen Ding mit deinen Christen, daß sie so fest sind. Schon mehreren habe ich meine Opiumpfeife angeboten, aber keiner will rauchen. Ebenso auffallend ist, daß man gar keine schlechten, unflätigen Reden von ihnen hört, die doch sonst gang und gäbe sind. Gewiß gebt ihr den Leuten irgend eine Medizin. Wie können sie sich sonst das Opiumrauchen, Stehlen, Lügen und Betrügen abgewöhnen! Missionar Leuschner erklärte ihm, wie man nicht durch Arzenei oder Zauberei, sondern allein durch den Glauben an Gottes Wort ein neues Herz und ein neues Leben bekommen könne. Da ging dem Alten ein Licht auf und er sprach: „Ja, die Lehre — die mag es sein."

Denselben Gedanken, daß die Leute durch eine Medizin umgestaltet werden, hatte auch eine Chinesin. Sie ging in ein Missionshospital und begehrte den Doktor zu sprechen. Dieser fragte, was ihr fehle. Da erzählte sie: „Der Schultheiß unserer Stadt ist kürzlich hier bei Ihnen gewesen. Er war ein ganz schlimmer Mensch, der seine Frau und Kinder prügelte, sein Geld verspielte und ein so ungewaschenes Maul hatte, daß alle Wasser der Welt es nicht hätten sauber machen können. Nachdem er aber hier bei Ihnen gewesen, ist der Tiger in ein Lamm ver-

wandelt, und sein Weib ist voll Freude und Verwunderung. Er gibt ihr kein unschönes Wort mehr, und sie leben in Frieden miteinander." — „Schon recht," erwiderte der Doktor, „aber was wünschen Sie denn, gute Frau?" — „Nun," erwiderte die Alte, „sagen Sie's niemand! Aber ich habe auch ein böses Maul, und ich fürchte, meine Schwiegertöchter haben's nicht ganz leicht bei mir. Darum bin ich gekommen, Sie zu bitten, daß Sie mir auch etwas von der Arzenei geben, die unsern Schultheiß kuriert hat!" — Man kann sich denken, was der Missionsarzt geantwortet hat; seine Antwort wird gelautet haben: „Glaube an den Herrn Jesum Christum! Nur der Glaube an ihn macht alles neu!" Missions-Freund 1902, S. 42.

---

47. Der Helfer Ruatoka wollte an des ermordeten Chalmers Stelle treten.

Im Jahre 1900, im Oktober, geschah das Schreckliche, daß der edle Missionar Chalmers mit einem jungen Mitarbeiter Tomkins von einem besonders wilden Inlandstamme am Fliegenfluß erschlagen wurde; ihre Leichname wurden von den Unmenschen aufgefressen. Tiefe Trauer erfüllte bei dieser Kunde alle, die sie kannten und liebten. Nicht am wenigsten trauerte Ruatoka. Er schrieb an die Missionsgesellschaft einen rührenden Brief, darin hieß es: „Unsere Herzen sind sehr dunkel, weil Tamate — so nannten die Eingebornen Chalmers — und Tomkins nicht mehr hier sind und wir sie nicht mehr sehen sollen. Aber im Himmel werden wir ihn wiedersehen, wenn wir nur geduldig sind, Gottes Werk zu tun, bis unsere Zeit auf Erden zu Ende sein soll. Hört meinen Wunsch! Ich habe einen großen Wunsch. Den Rest meiner Kraft möchte ich dem Orte zuwenden, wo Tamate getötet wurde. An jener blutigen Stätte möchte ich den Leuten den Namen Jesu Christi und sein Wort verkündigen, damit sie auch Kinder Jesu werden. Das ist mein Wunsch. Ihr kennt ihn nun. Ich bin fertig."

So großherzig dieses Angebot war, so konnte es doch nicht angenommen werden. Erstlich war es geraten, erst ruhigere Zeiten abzuwarten, ehe man zu jenen Kannibalen die Friedensboten sandte. Dann aber war auch Ruatokas Kraft den Stra-

pazen nicht mehr gewachsen, die diese neue Arbeit mit sich bringen würde. Ruatoka näherte sich schon den Sechzigern, und seine Kraft war in dem aufreibenden Leben ziemlich erschöpft. Er hat auch seinen lieben Tamate nur noch um drei Jahre überlebt! Im Jahre 1903 ist er, geehrt und geliebt von Weißen wie Braunen, eingegangen zu seiner Ruhe.

Saat und Ernte 1906, S. 12 f.

Saat und Ernte 1906, S. 38: Um meinen Hund ist es geschehen.



21. Von der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, zu welcher die Heidenchristen gelangt sind.

(Kol. 2, 8—23.)

48. Ein christlicher Maurermeister in China.

Missionar Leuschner hörte einen Maurermeister zu einem andern Christen sagen: „Seitdem ich gläubig bin, ist mein Herz auch fröhlich, selbst wenn ich einmal keinen Reis zu essen habe."

Berliner Missionsberichte 1901, 35.

---

49. Der Helfer Stephen in Alaska.

Das Heimatdorf Stephens war bis vor kurzem ein Hauptsitz des Schamanentums und also auch des erbittertsten Widerstandes gegen das Evangelium. Im Jahre 1893 fand indes durch die Wirksamkeit eines bekehrten Eingebornen eine scharfe Scheidung zwischen den Eskimo statt, die auch ihren äußeren Ausdruck darin fand, daß die christlichen Familien ihren Wohnsitz auf eine etwa einen Kilometer entfernte Stelle verlegten. Das Regiment im alte Heidendorfe führte ein alter Schaman, ein geradezu fanatischer Gegner der Missionare und ihrer Anhänger. Ihm konnte nichts Schlimmeres widerfahren, als daß sein eigener Sohn, eben jener Stephen, der neuen Lehre zufiel. Als weder Lockungen noch Drohungen des Vaters ihn von diesem Schritte abzubringen vermochten, enterbte und verfluchte ihn der Alte und erklärte, Stephen solle ihm nie mehr unter

die Augen kommen. Doch Stephen blieb fest und verließ den Vater. Im Herbst 1893 erkrankte indes der alte Schaman. Da fand sich Stephen wieder ein, den kranken Vater zu pflegen. Das ließ sich der gefallen, weigerte sich aber hartnäckig, sich in die ärztliche Pflege des Missionars zu begeben. Doch das christliche Zeugnis Stephens und Kawagalegs machte allmählich einen Eindruck auf sein Herz. Die Wirkung davon war zunächst die, daß er, der ein Leben voll grauenhafter Taten hinter sich hatte, in schreckliche innere Angst geriet, vor Todesfurcht oft laut schrie und dazwischen wieder um Erbarmen und Hilfe flehte und weinte. In dieser ganzen Zeit wuchs ihm sein verstoßener Sohn so ans Herz, daß er ihn gar nicht mehr missen wollte. Und als Kilbuk bei seinem dritten Besuch von dem Alten Abschied nahm, tat er es in der frohen Zuversicht, daß auch dieser Sünder endlich Gewißheit der Vergebung und Frieden mit Gott gefunden. Bis zuletzt bei klarem Bewußtsein, aber in getroster, ruhiger Stimmung entschlief der ehemalige Schaman zu Weihnachten 1893 als ein bekehrter Christ. Dies Ende machte auf die Dorfbewohner einen so tiefen Eindruck, daß sie der Einladung Stephens Gehör schenkten, sich vom Heidentum lossagten und christlichen Unterricht begehrten. Ja, sie erbaten sich von den Missionaren eben ihren Stephen zum Führer und Helfer aus. Gerne wurde diese Bitte erfüllt. Als ein ernster, gläubiger Mann, Mitte der dreißiger, genießt nun Stephen allgemeine Achtung und Vertrauen. Man rühmt seinen tadellosen Wandel und seine Unerschrockenheit, womit er zu alle dem steht, was er für recht ansieht. Auch bei ihm findet man das Gold des Glaubens.

Missions-Magazin 1898, S. 81 f.



22. Weiland — nun aber!

(Kol. 3, 1–11.)

50. Denkstein in Pat lak pu.

Als im Herbst 1892 die Kapelle in Pat lak pu (Kantoner Unterland) zerstört worden war, errichteten die Heiden einen Denkstein mit der Inschrift: „Hier darf in ewigen Zeiten kein

Christenhaus erbaut werden." Jetzt hat dieser Stein des Ärgernisses vor der Tür der Kapelle eine friedliche Bestimmung als Ruhebank gefunden, wo die früher verfeindeten Dorfleute nun in Eintracht mit den Christen beieinander sitzen und über das Wort von der Versöhnung mit Gott disputieren.

Jahresbericht Berlin I, 1906, S. 139.

51. Ein Swami, der Jesum fand.

Swami Dharmananda besuchte 230 indische Heiligtümer und nahm von jedem ein wenig heilige Erde mit; er lernte Arabisch, um den Koran und so den Islam zu studieren; er lernte Griechisch und Hebräisch, um die Bibel im Grundtext zu lesen. Er war in Mekka, Rom, China und Japan. Nachdem er 17 Jahre lang Buddhismus, Mohammedanismus und Christentum studiert, kam er nun zu Jesus, in dem er den wahren Messias und einzigen Heiland der Welt gefunden hat.

Missions-Magazin 1907, S. 94.

Missions-Freund 1903, S. 39 f.: Aus der alten Zeit in Südafrika.



23. Mannigfaltiger Erweis des Christentums.

(Kol. 3, 12—17.)

52. Paulus von Diangkeel.

Von dem 1898 verstorbenen Paulus von Diangkeel berichtet der Missionar Püsching-Burju: Durch diesen kindlich gläubigen Beter entstand eine solche blühende Gemeinde, wie sie wohl sonst selten gefunden werden mag. Gewaltig hat er der sonntäglich versammelten Menge vor und nach dem Gottesdienst zugerufen: „Ihr müßt an Jesum Christum glauben, dann wird er unter euch wohnen, und wo Christus ist der Herr, wird's alle Tage herrlicher. Das Wort der heiligen Schrift müßt ihr täglich hören, es weist nach oben und führt zu Gott, an dessen Segen alles gelegen ist. Ohne Gott könnet ihr nichts tun, durch ihn wird euch alles gelingen, beginnt und beendet deshalb täglich all eure Arbeit mit ihm." Die Kapelle, welche

Paulus gebaut hatte, wurde zu klein, er faßte den Gedanken, dem Herrn ein geräumiges Haus zu errichten, das konnte er aber doch nicht allein. Einen Platz zu geben, wie das Bauholz zu liefern, war ihm ein Leichtes, aber die Kirche fertig herzustellen, vermochte er nicht, dazu mußten die andern Christen, wie natürlich auch die Mission mithelfen. Das geschah auch so, und in nicht allzulanger Zeit stand ein würdiges, schlichtes Kirchlein da, worüber der glaubensvolle Paulus freudestrahlend triumphierte. Jetzt fehlte nur noch der eingeborene Seelsorger der jungen Gemeinde. Liebeentbrannt und liebeerfüllt wie immer, gab Paulus soviel Land für den Pastor, daß dieser sein halbes Gehalt davon beziehen konnte.

Sieffes: Nicht vergeblich, S. 6 f.

---

53. Ein Brief Jänickes.

Die ersten Missionsarbeiten des Pastors Jänicke und seines Freundes Schirnding sind, obgleich vom Herrn mit so überschwenglichem Segen und so reichen Früchten gekrönt, als kaum irgend eine andere Missionsgesellschaft aufzuweisen hat, doch so in der Demut und Stille vollbracht worden, daß man davon in großen Kreisen, auch gläubiger Christen, zuerst kaum Kenntnis genommen hat. Vater Jänicke wollte eben nicht die Sache an die große Glocke hängen, weil er dachte, es könne damit der heimliche verborgene Segen gefährdet sein. Jänicke war deshalb auch fast nicht zu bewegen, einen Bericht herauszugeben, und erst nach zwanzigjähriger Arbeit hat er einem Freunde in Basel auf dessen dringende Bitte eine ausführliche Schilderung von seiner Missionsschule, ihrer Entstehung und Entwicklung gegeben. Hören wir diesen Bericht mit des lieben Vaters eigenen Worten:

„In der Stille zu leben und ohne Gepränge zu wirken, ist ja so sehr, teuerster Freund, zu allen Zeiten der wahren Anbeter unsers Herrn Jesu Charakter gewesen, daß ich kaum glaube, mich bei Ihnen entschuldigen zu müssen, wenn ich, jenem Vorbilde folgend, bis jetzt nichts von unserem Missionswesen zur öffentlichen Kunde gebracht habe. Da Sie aber wiederholt einige Nachrichten von diesem unserm gering wuchernden Pfunde zur Beförderung des allein seligmachenden Glaubens unter den

Heiden zu haben wünschten, und ich fest von Ihrer innigen Teilnahme für das Reich, das nicht von dieser Welt ist, überzeugt bin, so gehorche ich in folgendem Ihrem Wunsche und beruhige mich mit dem Ausspruch des heiligen Apostels: „Alles, was ihr tut mit Worten oder mit Werken, das tut alles im Namen des Herrn Jesu." Kol. 3, 17. Nehmen Sie also diese flüchtigen Zeilen mit Ihrer gewohnten Nachsicht hin, und benutzen Sie dieselben zur Beförderung des heiligen Zweckes; denn es muß ja noch die Fülle der Heiden eingehen, und ganz Israel selig werden!"

„Nachdem der selige Herr von Schirnding, Oberforstmeister zu Dobrilugk, seine Himmlischgesinntheit durch Verbreitung von wahrhaft erwecklichen Erbauungsschriften in deutscher, französischer, polnischer, wendischer und anderen Sprachen mehr, mit allem Kostenaufwande zutage gelegt hatte, so beruhigte er sich noch nicht damit, sondern richtete nun auch sein Augenmerk auf seine Miterlösten jenseits des Weltmeers. Seinem Heilande, von dem er im lebendigen Glauben wußte, daß außer ihm kein Heil sei, glaubte er seine Gegenliebe nicht besser beweisen zu können, als wenn er, so viel ihm möglich sei, dazu beitrüge, daß jenes Reich des Heidentums durch die Verkündigung des Evangeliums von unserm Herrn Jesu verringert und zerstört werde."

„Dieser Entschluß wurde, nachdem wir über die Art und Weise des Beginnens Briefe gewechselt hatten, zu Anfang des Jahres 1800 zur Tatsache. Im Vertrauen darauf, daß unser alles regierender Herr Jesus Christus ferner Lauf und Bahn machen würde, wurde also unter Gebet und Flehen mit sieben gottesfürchtigen Jünglingen in obengedachtem Jahre zu jenem großen Zwecke hier unter meiner Leitung der Anfang gemacht."

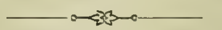
„Man fand es nötig, diese Jünglinge, die keine Gelehrten waren, erst wissenschaftlich vorzubereiten, damit sie in den Stand gesetzt würden, ihre in sie reichlich ausgegossene Christusliebe zweckmäßig anzuwenden und fruchtbarer zu machen. Zu diesem Ende erhielten sie zuerst, nebst dem leiblichen Unterhalt, Unterricht in den Realien und in der englischen Sprache; dann folgten die lateinische und die Grundsprachen der heiligen Schrift; späterhin erhielten sie Anleitung in der biblischen Dogmatik und im Predigtausarbeiten, in der Musik und im Zeichnen."

„Aber schon nach zehn Monaten schien das Werk scheitern zu wollen; denn Umstände nötigten unsere Wohltäter, die fernere Unterstützung beim besten Willen aufzugeben. Jedoch, wenn ein Werk von Gott ist, wenn es des dreieinigen Gottes Ehre, nämlich das Heil der armen Seelen gilt, da hat ja unser Erbarmer noch nie in seinem Regimente etwas versehen! Es nahmen sich nun fromme Seelen in Ostfriesland unseres begonnenen Werkes an. Möge unser reicher Heiland jenen uns ehrwürdigen Mitstreitern, die bis heute noch nicht ihre wohltuende Hand von uns gewendet haben, durch inneren Frieden reichlicher Vergelter sein! Auch die sich um eben diese Zeit in England bildenden Gesellschaften zur Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden entschlossen sich, weil es ihnen an Subjekten zu jener Zeit mangelte, unser kleines Institut zu unterstützen. Sie taten dies bis vor einigen Jahren, und wir haben die Versicherung, daß sie auch künftighin unsere geliebten Zöglinge in den entlegenen Gegenden fördern werden. Ferner sind uns aus mehreren Städten Deutschlands späterhin von frommen Gemütern Unterstützungen zuteil geworden. Weil sich aber seit dem Jahre 1818 in Basel ebenfalls, und zwar in vergrößertem Maßstabe, eine Missionsanstalt bildete, und die unsrige noch nie öffentlich bekannt gemacht worden ist, so hören die Gaben von manchen Orten her auf. Aber wenn uns unser Herr in gegenwärtiger Stunde fragen sollte: Habt ihr je Mangel gehabt? So müßten wir mit Scham und Beugung antworten: Herr, nie keinen!"

„So, teuerster Freund, ist es möglich gewesen, daß unter der segnenden Leitung unsers treuen Erzhirten bis jetzt schon zwanzig Jahre eine kleine, im stillen betriebene Anstalt zur Beförderung des Christentums unter den Heiden hier in Berlin besteht."

Missions-Freund 1900, S. 21 f.

Missions-Freund 1903, 44 f.: Einige Bilder aus der Mission unter den Kols.



24. Wie es in einem Christenhaus in der Heidenwelt aussehen soll.

(Kol. 3, 18—4, 1.)

54. Aus einem Bericht des Missionsdirektors D. Gensichen.

Es sind im Taufunterricht verblieben am Schluß des Jahres 1901: 1540 Taufbewerber, wobei wieder die Angaben von 17 Stationen fehlen. Ob sie alle sagen werden: „Ich weine nach der Taufe?" wie der sechzehnjährige Mazo in Gutu, oder: „Ich weine nach dem Hochzeitskleid," wie Dzikiti? Ob sie alle bekennen werden wie in Kidugala: „Es wird uns zu enge, wir können den Zwang nicht mehr aushalten?" Sie meinten aber den Zwang des Heidentums und die Freiheit der Taufe.

Ob ihnen allen gelten wird, was von vielen der jetzt hinzuströmenden im Gebiet von Tschi chin und Nam hyung gilt: sie sind erfüllt von Sehnsucht nach der Thau li, der rettenden Jesuslehre? Wir glauben es nicht und freuen uns, daß unsere Brüder offene Augen haben, um zu sehen und zu sichten, — aber ich weiß doch aus Erfahrung, was für Einblicke in das innere Leben man auch von blöden Alten empfängt, die wie jener rührende alte Katechumene in Anhalt-Schmidt auf meine Frage: wie bist du hierhergekommen, antwortete: „De Heere heeft mij gezookt." „Hinter mir war der Tod, ich suche das Leben," sagt eine eben eingetretene Katechumenin in Emangweni. „Ich sah meine Sünden hinter mir, da floh ich zum Heiland," bekannte eine gläubige Christin in Eququala.

Gott sei Lob, Kraft Christi wohnt in ihnen. Und des bin ich mit Freuden Zeuge gewesen, und will es vor aller Welt bekennen, wenn es nötig ist, verteidigen, daß es dem Herrn und seinem heiligen Rat gefallen hat, mir unter den Schwachheiten, Anfechtungen und Nöten der überaus schwierigen Reise die Freudigkeit immer wieder zu stärken an dem Anblick der Gemeinden, in denen Glauben an die tägliche Vergebung der Sünden, in denen Liebe zum gekreuzigten Heiland, in denen ein Wandel in der Furcht Gottes nicht ausnahmsweise vorkommt, sondern Gott sei Dank die heilige Regel ist. Manche straucheln und fallen, viele wandeln wirklich in Schwachheit, — aber hier

sieht man doch das: „nach dem Fall ans Licht gebracht" bei den reumütig Wiederkehrenden, die ausgeschlossen waren, dort leuchtet doch der Gehorsam, die Zucht, die Demut bei den in der Gnade Stehenden so in die Augen, daß die Kraft Christi, die durch den heiligen Geist neue Kreaturen schafft, ganz unverkennbar ist. Davon zeugt das persönliche Christenleben, das prägt sich im gottesdienstlichen Leben aus, das sieht man im Familienleben, in welches ich bei 900—1000 Hausbesuchen wohl Einblick gewinnen konnte. — Ganz deutlich trat die Kraft Christi hervor bei den etwa 180 bis 190 Getauften in Deutsch-Ostafrika, welche durchweg den Brüdern den Eindruck machten, daß der heilige Geist, natürlich anfangsmäßig, sein Werk in ihnen hat. Berliner Missionsberichte 1902, S. 197 f.



25. Eine offene Tür.

(Kol. 4, 2—4.)

55. Eine offene Tür bei den Herero.

Als Missionar Kleinschmidt die erste Bekanntschaft mit den schwarzen Bergdamra und den Herero machte, schrieb er: Das war ein freudenvoller und gesegneter Tag. Unter einem schattigen Baume wurde eine Versammlung abgehalten. Die Leute waren sehr aufmerksam und sangen die angestimmte Melodie leise und richtig mit. Nach dem Gottesdienst legte sich der Missionar mit seinem Gehilfen unter einen andern Baum, um zu ruhen. Aber bald kam der Hererohäuptling mit einigen Männern zu ihnen und redete eifrig auf sie ein. Da war an Schlafen nicht zu denken. Kleinschmidt verstand jedoch nicht, was er wollte. Als ein Dolmetscher herbeigerufen war, wurden ihm folgende Sätze übermittelt: „Ihr seid merkwürdige und große Leute, wie ich sie noch nicht gesehen habe. Eure Handlungen sind auch ganz anders, als die der Leute hier unter uns (der Nama). Wenn die zu uns kommen, so ist ihr erstes Geschäft, unsere Häuser zu durchsuchen, und was sie finden, wie schmutzig es auch sein mag, das nehmen sie, ohne zu fragen oder dafür zu bezahlen. Auch wollen sie von Gott sprechen

und meinen, sie verständen etwas; aber sie sind so dumm und unwissend wie wir. Einer ist hier in dieser Gegend, der versteht die Sachen und handelt danach (Jonker Afrikaner). Aber der Wandel und das Wissen der Nama ist nichts. Ihr Leute dagegen seid ganz anders. Bei eurem Kommen stürmt ihr nicht gleich in unsre Häuser, um schmutzige Speisen zu suchen, sondern ihr setzt euch ruhig unter einen Baum und erzählt uns gute und süße Worte. Ihr seid freundlich und gebt uns die Hand, und wenn wir euch etwas bringen, so bezahlt ihr uns dafür. Wie dumm wir auch sind, so sehen wir doch, daß ihr recht sprecht und auch danach handelt. Ich habe Jonker in der Kirche hören sagen, daß ein Mann, ein Gerechter, für alle Menschen, die Ungerechten, gestorben ist, daß sie leben möchten. Das hat mein Herz angefaßt, und ich habe gewünscht, mehr davon zu hören. Nun höre ich zu meiner Freude dasselbe von euch, und noch mehr als das."

Man sieht, dieses Volk war reif für die Missionsarbeit, und Kleinschmidt hatte recht, dem Reisebericht, den er in die Heimat sandte, die Überschrift zu geben: „Wenn der Herr die Türen öffnet, wer kann sie zuschließen?"

Paul: Die Mission in Deutsch-Südwest-Afrika, S. 33 f.

---

56. Eine offene Tür in Süd-China.

Von Schaggok in Süd-China wird unterm 6. Juni 1903 berichtet: Wir haben das Pfingstfest sehr schön gefeiert. Es war sehr lebendig auf der Station, da auch viele Christen, Gehilfen und Heiden von weither gekommen waren. Es war ja ein großer Festtag von ganz besonderer Bedeutung, da außer der Taufe von Erwachsenen auch die Einweihung der Kapelle stattfinden sollte, wozu der oberste Mukze (Lehrer oder Pastor), d. i. Bruder Kollecker, gekommen war. Er wurde von den Brüdern Endemann, Trowitzsch und Giesel herzlich begrüßt, auch von den chinesischen Christen mit Gewehrsalven festlich empfangen. Die Bewohner von Schaggok und von den Nachbardörfern zeigten rege Teilnahme an dem Fest und benahmen sich sehr nett und freundlich. Ein reicher Kaufmann schenkte eine Menge Wand-

sprüche zum Schmuck der hübschen, hellen Kapelle, welche von einem chinesischen Maler sehr schön ausgemalt ist: über dem Altar hat er einen großen Regenbogen und Sternenhimmel, in der Mitte ein Kreuz und an den Seiten zwei große Tafeln gemalt, auf welchen die Gebote und das heilige Vaterunser in chinesischen Zeichen geschrieben sind. Das Haus war schon längst vor Beginn des Gottesdienstes ganz gefüllt von Christen und besonders vielen Heiden, die nicht alle in der Kapelle Platz fanden. Auch sehr viele Frauen waren darunter. Zuerst predigte Bruder Kollecker und weihte die Kapelle. Darauf teilte Missionar Endemann das heilige Abendmahl aus und taufte danach 5 Männer, 2 Frauen und 3 Kinder. Unter den Getauften war der Lehrer von Schaggok, ein sehr angesehener Mann und zwei Soldaten. Es ist besonders viel wert und mit großem Danke anzuerkennen, wenn aus den so oft verrohten Soldaten sich etliche so ganz, wie diese, dem Herrn übergeben und Gotteskinder werden. Sie waren so glücklich und innerlich so bewegt, daß ihnen Arme und Hände zitterten, als sie am Taufstein niederknieten.

Zu unserer großen Freude — schreibt Frau Missionar Endemann weiter — wurde dann auch unsere Atzin getauft, und ich habe nun eine christliche Dienerin.

Da ihre Schwiegermutter es nicht erlauben wollte, daß sie getauft wurde, war sie immer noch Heidin geblieben. Aber ihr Wandel war wie der einer Christin, ja viel besser, als der mancher Christen. Wir hofften immer, daß sie jetzt bald um die Taufe bitten würde, wollten sie aber nicht dazu auffordern. Da — am Freitag vor Pfingsten sagte sie uns, daß sie gern getauft sein möchte, und als mein Mann sie gleich fragte, warum sie denn getauft sein wollte, antwortete sie sofort: Weil ich gern durch Jesum selig werden möchte. Als sie die Taufe empfangen hatte, kam sie zu mir und stellte sich mit gefalteten Händen neben mich und sah mich glückstrahlend an, was mich recht bewegte; nachher war sie den ganzen Tag so fröhlich und blieb es bis jetzt, wie nie zuvor.

Als Missionar Endemann am nächsten Morgen ganz zufällig in die Kapelle ging, hatte er eine große Freude, denn er sah, wie einer der Soldaten, der am Tage zuvor getauft war,

ganz allein in der Kapelle war und vor dem Altar kniend betete. Der Herr gebe, daß diese neuen Christen sich auch ferner bewähren mögen. Berliner Missions-Berichte 1903, S. 466 f.

26. Die Missionspflicht einer heidenchristlichen Gemeinde.

(Kol. 4, 5—6.)

57. Der Missionsverein auf Rajatea.

Als John Williams eine Zeit auf Rajatea gewirkt hatte, kamen die eingebornen Christen nicht bloß für die eigenen Bedürfnisse der Gemeinde auf, sondern sie gründeten auch einen Missionsverein, um anderen Inseln, die um Lehrer baten, die Segnungen des Christentums zuteil werden zu lassen. Hierbei zeigte sich der Häuptling Tamatoa als Vorbild seines Volkes. Er hielt in der Versammlung, die zur Begründung des Vereins führte, eine Ansprache, in der er unter anderm sagte: „Gedenkt daran, was ihr für eure Lügengötter zu tun pflegtet. Ihr gabt ihnen alle eure Zeit, eure Kräfte, euer Vermögen, wohl gar euer Leben. Nichts war euer eigen; die bösen Geister besaßen alles. Kähne, Matten, Schweine, Zeug, Speise — alles gehörte ihnen. Aber nun ist unser Eigentum frei. Hier in unsrer Mitte stehen unsere Lehrer. Gott, der von großer Barmherzigkeit ist, sandte sie. Was haben sie um unsertwillen alles getan! Sie verließen ihr Heimatland, um uns zu lehren. Laßt uns nun Mitleid haben mit andern Ländern und ihnen Missionare senden." Tamatoa führte aber nicht nur in dieser Weise schöne Worte im Munde, er gab auch seinen Untertanen mit persönlichen Leistungen ein gutes Beispiel. Williams sah ihn eines Tages vor seinem Hause sitzen und mit seiner Frau Pfeilwurz schaben. Auf die Frage, warum er das nicht von seinen Dienern besorgen lasse, antwortete der Oberhäuptling: „Das soll unser Missionsbeitrag sein. Wir wollen Gott nichts geben, woran wir nicht selbst gearbeitet haben." Paul, Mission in unsern Kolonien IV., S. 81.

Berliner Missions-Berichte 1899, S. 76: Der Missionsneger in Neuhalle.

27. Brüderliche Besuche bei den Heidenchristen.

(Kol. 4, 7—9.)

58. Sauberzweig-Schmidts Empfang auf Ladismith.

Missionar Gerneke schreibt am 15. September 1903: Gestern empfing ich ein Telegramm, das mir sagte, Herr Missionsinspektor Schmidt würde heute abend hier ankommen. Das war eine große Freude. Es wurden schnell die nötigen Vorbereitungen zum Empfange getroffen. Die Schulkinder holten grünes Laub und Blumen, die Frauen und Mädchen machten davon Girlanden. Um 7 Uhr abends (heute) feuerte unser Wächter zwei Schüsse ab, die uns meldeten, die Karre mit Herrn Inspektor Schmidt sei dicht beim Dorfe. Die Bläser stellten sich an der Straße auf und bliesen, als die Karre in Sicht war: „Nun preiset alle." Nachdem der zweite Vers geblasen war, fuhr die Karre in den Hof hinein. Die hier versammelte Gemeinde und die Schulkinder sangen: „Lobe den Herren, den mächtigen König." Nach dem Gesange des zweiten Verses drängte sich alles heran, dem Herrn Inspektor die Hand zu drücken. Das war ein Händeschütteln ohne Ende. Der Inspektor dankte in holländischer Sprache.

Schnell wurde ein Abendbrot eingenommen, und dann ging es zum Stadtsaal, in dem ein öffentlicher Empfang stattfand. Gemeindeglieder und weiße Freunde hatten sich dort eingefunden. Unter den Anwesenden seien hervorgehoben die Herren Jakob und Wilhelm van Velden, Jugendbekannte vom Inspektor, der Bürgermeister Herr Becker, der Advokat Herr Johnson, das Parlamentsmitglied Herr von der Vijver, der reformierte Prediger Dominus Louw und andere. Die Stadthalle war mit Kränzen und Flaggen festlich geschmückt. Wir sangen unter Posaunenbegleitung ein Loblied, worauf ich den Herrn um seinen Segen bat. Der Sängerchor trug Motetten vor. Nach jeder Motette folgte eine Ansprache. Zuerst hieß ich den Herrn Inspektor nochmals willkommen im Namen der Gemeinde. Darauf begrüßte ihn der Bürgermeister. Der folgende Redner war Prediger Louw. Derselbe sprach ungefähr folgendes aus: Auch er, Louw, liebe das Missionswerk, bete und arbeite für dasselbe. Er freue sich besonders, aus der Schwesterkirche einen Missions-

vater, der hier geboren sei, begrüßen zu können, dessen Titel „Missionsinspektor“ sei, in Afrika aber „Professor“ sein würde, der er auch in der Tat sei. Er wünsche ihm Gottes Segen zur Reise. Piet Kleinhans, der Diakon, trat dann vor, überreichte dem Inspektor den Ertrag des Abends (110 Mark) und drückte seine Freude und Segenswünsche aus. Herr Inspektor Schmidt dankte auf holländisch für den schönen Abend, für den Empfang, für die Segenswünsche und Anwesenheit der Weißen, für den Gesang des Sängerchors, für die Gabe der Gemeinde, und empfahl sich unserer Fürbitte. Wir sangen noch einen Schlußvers, Prediger Louw hielt das Schlußgebet.

Sonntag, 20. September. — Viele Gemeindeglieder, die abkommen konnten, waren zum Jubelfest nach Amalienstein gefahren. Unsere Gemeinde sollte auch nicht ohne Fest sein, deshalb feierten wir heute in Ladismith Missionsfest. Die Brüder Ecker und Göldner waren zu diesem Zweck mit mir hierher gekommen. Ecker predigte am Vormittage. Am Abend war das Fest. Die Kirche war so voll, daß viele umkehren mußten; andere standen vor den Türen. Dominus Louw hatte seine Kirche zugeschlossen und war mit seinen Gemeindegliedern gegenwärtig. Dieser Akt der Gemeinschaft verdient zur Nacheiferung hervorgehoben zu werden. Göldner hielt die Predigt, Ecker den Bericht. Der Chor trug seine Motetten gut vor. Prediger Louw hielt noch eine kurze Schlußansprache. Die Kollekte ergab 47,50 Mark, darunter war ein Zehnmarkstück. Wir danken Gott, daß er uns solchen schönen Festabend geschenkt hat.

Berliner Missions-Berichte 1904, S. 237 f.



28. Gehilfen am Reiche Gottes.

(Kol. 4, 10—11.)

59. Der Helfer Albert Luhlongwane in Hoffenthal.

Eine rechte Freude hat der Missionar Pauli in Hoffenthal (Natal) an dem Helfer Albert Luhlongwane. Sein Großvater war der wilde, heidnische Häuptling Macingwane. Sein Vater, der tüchtige Gehilfe Petrus, ließ ihm auf einer

höhern christlichen Schule eine gute Ausbildung geben. Im März 1900 wurde er Lehrer an der Schule zu Hoffenthal und hat dort fast sechs Jahre segensreich gewirkt. Nicht bloß die Kinder in der Schule hat er gut unterrichtet und christlich erzogen, sondern durch seinen gottseligen Wandel und sein Zeugnis hat er auch auf die Gemeinde einen sehr guten Einfluß ausgeübt. Obwohl er von vornehmer Herkunft und mit dem Häuptling verwandt ist, trat er doch stets bescheiden und demütig auf und hat seinem Missionar nie Schwierigkeiten bereitet. „Er ist ein lieber Mensch, Gott wolle ihn also erhalten," schreibt Pakendorf von ihm.

Im Januar 1906 erhielt er ein größeres Arbeitsfeld; er wurde Vorsteher der Außenstation Oliviers Hoek. Das Schulhaus fand er in einem sehr schlechten Zustand; er scheute nicht die anstrengende äußere Arbeit, um alles in Ordnung zu bringen und in guten Stand zu setzen, so daß es jetzt einen netten, wohnlichen Eindruck macht. Die Kinder unterrichtete er so gut, daß die Schülerzahl in kurzer Zeit von 19 bis auf 40 stieg. Bei der Schulrevision war der Schulinspektor der Regierung mit den Leistungen der Kinder sehr zufrieden, so daß die Schule eine bedeutende Regierungsunterstützung erhielt, wodurch die Missionskasse entlastet wurde. Hosianna 1907, S. 94 f.

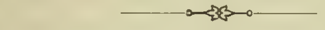
---

60. Wie man der Mission in Norwegen hilft.

Neben der Arbeit in den Vereinen sind noch bei dem Missionsleben in Norwegen einige andere Arten der Betätigung der Missionsliebe zu nennen. Eine Oere-Sammlung (unsern Pfennigsammlungen entsprechend) wird durch Tausende von Sammelbüchern gefördert. Manche Missionsfreunde haben Hausbüchsen, in die sie ihre Missionsgaben einlegen; andere geben gewisse Prozente, etwa den Zehnten von ihrem Einkommen für die Mission. Wieder andere geben von den Produkten ihrer Landwirtschaft ab; sie bestimmen etwa das erste Lamm, das im Jahre geworfen wird, für die Mission, indem sie ihm ein Halsband mit der gestickten Inschrift „Missionslamm" umlegen. Die Wolle des ersten Jahres gehört der Mission, und im folgenden Jahre tritt ein neues Lamm an die Stelle. Andere bringen

einen Teil von dem, was sie an Früchten, Blumen, Eiern, Fischen, Milch, Heu usw. einnehmen. Es fehlt auch nicht an einzelnen reichen Geldgeschenken. Als vor einigen Jahren der Hauptvorstand einen Aufruf erließ, weil sich die Gesellschaft in finanziellen Schwierigkeiten befand, brachte ein alter Missionsfreund in Bergen 8000 Kronen (= ca. 9000 Mk.), und ein achtzigjähriger Mann sandte 1000 Kronen (= 1120 Mk.). In dem Missions-Jünglingsverein zu Kristiania gaben einige junge Männer einen Jahresbeitrag von 50 Kronen (= 56 Mk.) Auch Dienstmädchen und arme Witwen bewiesen eine bewunderns-werte Opferwilligkeit. Missions-Magazin 1907, S. 265 f.

Merensky, Erinnerungen S. 261 u. Anm.: Nachruf über den Helfer Mantlabi. Saat und Ernte 1903, S. 55 f.: Die Dankopferbüchse. Ev. Missionen 1906, S. 141: Was französische Missionsfreunde tun.



29. Ein treuer Missionsfreund.

(Kol. 4, 12—13.)

61. Was Duff von der Missionsgemeinde forderte.

Der berühmte Missionar Alexander Duff bereiste nach langer, mühseliger Arbeit unter den Heiden Amerika, England und Schottland, um Eifer und Liebe für die Mission zu entflammen. Da stand er einmal vor einer vielhundertköpfigen, lauschenden Gemeinde und sagte: „Warum glaubt ihr wohl, daß ich diese Länder durchreise? Um euer Geld zu holen? Nein, ich habe ein höher Ziel. Euer Gebet möchte ich haben für diese größte Angelegenheit des Reiches Gottes. Euer Gebet! Das andere folgt nach!" Missions-Freund 1903, S. 10.

---

62 Robert Arthington.

Selten wohl hat ein Mensch das Wort unsers Heilandes: „Geben ist seliger denn Nehmen" ausschließlicher zum Grundsatz seines Lebens gemacht als der durch seine hochherzigen Missionsgaben weit bekannt gewordene Engländer Robert Arthington, ein reicher Sonderling, der, nachdem er Großes für die Mission getan hatte, bei seinem Tode (9. Oktober 1900) sein viele Millionen zählendes Vermögen fast ausschließlich für die Pre-

digt des Evangeliums bei noch von der Mission unberührten Heidenvölkern bestimmt hat.

Als eines Mälzers Sohn am 20. Mai 1823 in Leeds geboren, genoß Robert Arthington, neben drei früh verstorbenen Schwestern das einzige Kind seiner Eltern, von früh an eine ernste, sorgfältige Erziehung. Sein Vater gab, er gehörte zur Gemeinde der Quäker, aus Gewissensbedenken in bester Manneskraft seinen Beruf auf. Seine Mutter war eine hochbegabte, energische Frau. Sie hat einige Bände Gedichte geschrieben und interessierte sich lebhaft für alle Glaubens- und Liebeswerke. Sie liebte ihren Sohn zärtlich und wurde von ihm aufs innigste verehrt. Ihrem Einfluß ist es im wesentlichen zu danken, wenn die Mission unter den Heiden dem Sohne zum Hauptinteresse seines Lebens wurde. —

Menschlich betrachtet war Arthington ein unglückliches Geschöpf. Das kam ihm selbst zum Bewußtsein, wenn er etwa in kalten Winternächten bald fröstelnd am Kamin saß, bald versuchte, ein wenig Schlaf zu finden, bald hin und her lief, um der Schmerzen des Rheumatismus Herr zu werden. Auch die Leute mochten ihn dafür halten. Es lag ihm gar nichts daran, mit seinem Reichtum die leiblichen Leiden seiner Mitmenschen in seiner Vaterstadt oder in der weiten Welt zu lindern. Er meinte, darum kümmerten sich andere hinreichend. Er fühlte sich nur berufen, den Seelen der Heiden zu helfen, ja er lehnte es sogar ab, Missionsgesellschaften anders zu unterstützen als unter der Bedingung, daß noch vom Evangelium unberührte Gegenden in Angriff genommen werden sollten. Er dachte auch nur an Evangelisationsarbeit, Reisepredigt, Evangelienverteilung u. dgl., um dadurch die Wiederkunft des Heilandes möglichst zu beschleunigen.

Unter seinen Papieren fand man ein Blatt, auf dem er sich das Wort eines Missionars gemerkt hatte, wohl, weil es ihm aus der Seele gesprochen war: „Wäre ich wieder in England, wollte ich lieber nur in einem Zimmer leben, den Fußboden zum Bett, eine Kiste zum Stuhl, eine andere zum Tisch machen, als daß die Heiden ohne Kenntnis des Heilands zugrunde gehen sollten.“

Nach diesem Grundsatz hat er selbst gelebt. Trotz seines Einsiedlertums hatte er ein Herz voll Liebe, trotz seiner Ab-

sonderlichkeiten eine feine Bildung, — er hatte die Schulen in Leeds und Kendal und die Universität Cambridge besucht, und trotz seiner Abgeschlossenheit ein lebhaftes Interesse für ferne Gegenden und Völker. Und wenn seine Gedanken über die Missionsarbeit auch seltsam und einseitig waren, so hat er doch begeistert und begeisternd auf Mittel gesonnen, wie eine weltweite Evangelisationsarbeit in Angriff genommen werden könnte.

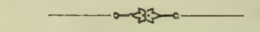
Sein Hauptinteresse gehörte Afrika. Von drei Seiten, durch drei Missionsgesellschaften, die Kirchliche, die Londoner und die Baptistische, plante er eine Kette von Missionsstationen nach dem Herzen des dunkeln Erdteils. Seine Freigebigkeit veranlaßte und ermöglichte im Jahre 1877 den Vorstoß der Baptisten auf dem von Stanley erforschten Kongo. Er schenkte dazu auch den Dampfer Peace („Friede"). Mit Recht trägt eine Station der Baptisten bei Leopoldville seinen Namen. Und wo er ein unbesetztes Feld wußte, gab er, oft ungenannt, große Summen, und trotzdem wuchs sein Vermögen. Er sparte und lebte so enthaltsam wie möglich, einzig von dem Gedanken beherrscht, daß alle seine Habe Jesu Christo gehöre und er sich alles versagen müsse, nur um seines Herrn Reich ausbreiten zu helfen. Das machte ihn ängstlich beim Geldausgeben. Immer prüfte und überlegte er, wie er es am richtigsten und besten verwende. Schon als Kind war er von seiner Mutter angehalten worden, kleine Vergnügungen, Leckereien, Geldsummen aufzugeben und dem Heiland zu opfern. Das hat er geübt bis ins Alter, er wurde in den Augen der Welt ein Sonderling, ein Geizhals, nur um für seines Herrn Werk Geld geben zu können. Mag man darüber denken, wie man will, diese Kraft der Selbstverleugnung und Hingabe ist bewundernswert und soll ihm unvergessen bleiben. Obwohl er Quäker war, schloß er sich eng der Baptistenkirche an, wenn er ihr auch nie beigetreten ist.

Am Ende seines Lebens fand er Umgang mit Freunden, die ihn aus seiner Einsamkeit und Einseitigkeit etwas heraus und auf den Gedanken brachten, seine Vermögensverhältnisse zu ordnen. Er hatte bisher nicht geahnt, wie groß sein Vermögen war. Nun beschloß er, als sein eigener Testamentsvollstrecker zur Ehre Gottes über sein Geld zu verfügen. Innerhalb sechs Monaten verschenkte er über eine Million Mark. Sein Tod

verhinderte ihn an der Erfüllung seiner Absicht, aber neun Zehntel seines Vermögens bestimmte er in seinem Testament für die Evangelisation der Welt.

Evangelische Missionen 1906, S. 7 f.

Merensky, Erinnerungen, S. 263: Jakob Makoetle. Jahresbericht Berlin I, 1905, S. 69: Die Ältesten in Moletsche.



30. Ein Ordinationstext.

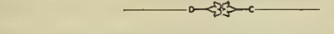
(Kol. 4, 17.)

63. Die Weihe Pattesons zum Missionsbischof.

Nach mehreren Jahren gemeinsamer Arbeit wollte Selwyn sich von dem Werke, das er geschaffen, zurückziehen. Er hatte in J. C. Patteson gerade den Mann gefunden, den er sich als Nachfolger wünschte, und betrieb in London seine Ernennung zum Missionsbischofe von Melanesien. Am 24. Februar 1861 war der Weihetag. Die Bischöfe von Neu-Seeland, Wellington und Nelson standen in der Kirche von Auckland um ihn her, dazu zehn seiner schwarzen Schüler, die bereits getauft waren. Einer von diesen hielt die Bibel, die Patteson als fünfjähriger Knabe von seinem Vater als Geschenk erhalten hatte, dem weihenden Bischof zur Vorlesung hin. Selwyn war tief bewegt, als er nach der Predigt über den Spruch aus der Apostelgeschichte: „Herr, aller Herzen Kündiger, zeige an, welchen du erwählt hast," dem jungen Freunde das Geleitswort zurief: „Teurer Bruder, möge jeder Schritt deines Lebens in Gemeinschaft mit dem Herrn Christus geschehen. Er sei mit dir als ein Licht, zu erleuchten die Heiden. Er schenke dir Gnade, deinen Mund weit aufzutun und die Geheimnisse seines Evangeliums zu verkündigen. Er lasse dich seine Nähe fühlen in der einsamen Wildnis, auf der Spitze der Berge, auf dem sturmbewegten Meere. Mögest du mit ihm im Gebet ringen, mit ihm in seinen Tod gekreuzigt und in sein Grab gelegt werden, mit ihm zu einem neuen Leben auferstehen und dein Herz dahin senden, wohin er uns vorangegangen ist, und wo er nun lebt und für dich bittet, daß dein Glaube nicht aufhöre." Augen-

zeugen der feierlichen Handlung waren ganz hingerissen davon, mit welcher Liebe und freudigem Vertrauen des Bischofs Auge auf Patteson ruhte, und wie dieser jedes Wort, das von dessen väterlichen Lippen floß, gleichsam zu trinken schien.

Paul, Mission in unseren Kolonien IV, S. 101 f.



31. Ein glänzendes Zeugnis.

(1. Thess. 1, 2—10.)

64. Der Himmel auf Erden.

„Ich saß bei einem chinesischen Weibe," erzählte eine Missionarsfrau, „plötzlich unterbrach sie mich mit der Frage: „Lebt deine Schwiegermutter noch?" Ich antwortete: „Nein." „Betrinkt sich dein Mann?" „Nein." „Raucht er Opium?" „Nein." „Schlägt er dich?" „Nein" war die Antwort. Es dauerte einige Minuten, bis sie die letzterwähnte Tatsache glauben konnte, dann wendete sie sich zu mir und sagte mit Nachdruck: „Du hast von Himmel und Hölle gesprochen, die einst kommen sollen. Dein Leben, wie es jetzt ist, ist Himmel, meins ist Hölle."

Missions-Freund 1897, S. 56.

---

65. Sechzehn Meilen zu Fuß.

Erbaulich war die Abendmahlsfeier in Laingsburg, bei welcher Johannes Spogter und seine Frau allein das Sakrament nach dem Gottesdienst empfingen. Der arme, engbrüstige Mann konnte nicht auf dem Wagen fahren, so hatte er einen Weg von sechzehn Meilen zu Fuß gemacht, um die Erquickung der Seele zu erlangen.

Berliner Missionsberichte 1907, S. 178.

---

66. Ein christlicher Reichstagspräsident in Japan.

Die Doschischa, die christliche Universität in Kyoto in Japan, hat in Kenkichi Kataoka einen neuen Präsidenten erhalten, dessen Persönlichkeit und Lebensführung vielleicht dafür bürgt, daß die

Hochschule, die bekanntlich seit ihres Gründers Nisimas Tod allerlei verhängnisvolle Wandlungen durchgemacht und der Mission manche schmerzliche Enttäuschung bereitet hat, wieder zu ihrer alten Bedeutung und Blüte kommt. Wenigstens hofft das der amerikanische Board, in dessen Organ es heißt: „Die heißen Gebete, die seit dem Tode Nisimas für diese Schule zum Himmel gestiegen sind, haben endlich Erhörung gefunden, wir alle danken dafür Gott und fassen neuen Mut." Geboren in der Provinz Tosa, auf Schikoku war Kataoka ein Freund des liberalen Gouverneurs jener Provinz, Itagaki gewesen und mußte wegen seiner angeblich liberalen Gesinnung über ein Jahr im Gefängnis zubringen, obwohl er versicherte, nie etwas Unrechtes getan und stets nur mit loyalen Leuten verkehrt zu haben. Schon vorher Christ geworden — er war einer der ersten gewesen, der sich dem Evangelium zuwandte, als es in seiner Heimatprovinz gepredigt wurde — hat er im Gefängnis fleißig in der Bibel gelesen und, wie er erzählte, „viel Erquickung davon gehabt, auch große Freude am Gebet für seine Feinde gefunden." So sei ihm das Gefängnis zu einer Stätte reichen Segens geworden. Bald nach seiner Freilassung wurde er in den Reichstag gewählt, vor einigen Jahren sogar zum Präsidenten des Unterhauses. Einige seiner Freunde rieten ihm damals, das Amt eines Ältesten, in seiner (der presbyterianischen) Kirche, das er bekleidete, aufzugeben, da dies leicht ein Vorurteil gegen ihn als Präsidenten erwecken und ihm schaden könnte. Aber er entgegnete, er würde lieber Kirchen-Ältester bleiben als Reichstags-Präsident, wenn er zwischen beiden Ämtern wählen müsse. Er ist dann mehrere Jahre Präsident geblieben und hat sich nicht im mindesten gescheut, an seiner Gewohnheit festzuhalten, jeden Morgen, bevor er auf dem Präsidentensitz Platz nahm, zuerst einige Augenbicke im stillen Gebet zu verharren. Es wird in christlichen Landen nicht viele Reichstagspräsidenten geben, die das dem japanischen Reichstagspräsidenten nachmachen. Lange Zeit hielt er auch wöchentlich in seiner Präsidialwohnung, die dem Parlamentsgebäude gegenüber lag, einen christlichen Gottesdienst ab und sandte dazu persönlich Einladungskarten an angesehene Leute, Offiziere und Beamte u. a., während er hervorragende Prediger der Stadt aufforderte, in dieser Versammlung das Evangelium zu ver-

kündigen. Schließlich sehnte er sich nach einer stilleren Beschäftigung. Er zog sich von dem politischen Leben zurück, um seine übrigen Jahre dem direkten Dienst im Reiche Gottes zu widmen. Da traf ihn die Wahl zum Präsidenten der Doschischa. Bescheiden und zurückhaltend, wie er war, meinte er dazu nicht die nötigen Gaben zu besitzen. Doch nahm er schließlich die Wahl an. In seiner Ansprache bei seiner Einführung sagte er, daß er wochenlang ernstlich darum gebeten habe, Gott möge ihm etwas in den Weg legen, daß er das Amt nicht antreten müsse. Aber unter dem Gebet habe sich seine innere Unruhe nur noch gesteigert, und so habe er denn sein Jawort gegeben.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1902, S. 392.

32. Ein Pastoralspiegel für unsere Missionare.

(1. Thess. 1, 1—12.)

67. Wengers Lebensabend.

Der Lebensabend des indischen Missionars D. Johann Wenger war in mancher Hinsicht ein rechtes Tal des Todesschattens. Der Tod seines Sohnes William (1878), der neben seinem öffentlichen Amt alle Kräfte dem Dienste des Reiches Gottes gewidmet hatte, beugte den alten Vater sehr, und gerne hätte er sein Leben hingegeben für das seines kräftigen, erst 38 jährigen Sohnes. Aber auch auf ihm selbst lagerten sich mehr und mehr die Schatten des hereinbrechenden Lebensabends. Stets lebhaften und regen Geistes war er schließlich durch fast völlige Erblindung gebunden und in der Arbeit lahm gelegt. Ein Amt nach dem andern und einen Arbeitszweig nach dem andern mußte er aufgeben, und erst als es sich um Übernahme seiner vielgestaltigen Arbeiten handelte, zeigte sich's, welch außerordentliche Arbeitslast auf ihm gelegen hatte. Seine letzte Krankheit war kurz. Am 14. August 1880 hatte er Anfälle von Herzbeengung, die indes schnell wieder vorübergingen. Aber bald konnte er nichts mehr genießen, und seine Kräfte nahmen zusehends ab. Seine Tochter Elisabeth, sein Sohn Eduard und dessen Gattin, sowie einige liebe Freunde pflegten ihn treulich bis ans Ende. Er war meist bei vollem Bewußtsein und zeugte noch auf seinem Sterbelager von seinem Glauben und seiner Christenhoffnung, vereinigte sich auch mit den

Umstehenden im Gesang englischer und deutscher Lieder. Nach einigen Stunden scheinbar ruhigen Schlafes entschlief er sanft am 20. August 1880, gewiß um dereinst an jenem Tag die Worte seines Herrn zu vernehmen: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!“ Noch am gleichen Tage wurde seine Hülle im Beisein von Christen aller Kirchgemeinschaften der Erde übergeben, und es zeigte sich da, wie geliebt der bescheidene Mann war, und wie sehr man seine mehr als 40jährige Missionsarbeit achtete. Wir wüßten ihm kaum eine passendere Nachschrift zu geben als was 1. Thess. 2, 5—8 geschrieben steht: „Wir sind nie mit Schmeichelworten umgegangen, wie ihr wisset, noch mit einem Vorwand, welcher der Habsucht dienen sollte; Gott ist des Zeuge! Auch suchten wir nicht Ehre von Menschen, weder von euch noch von andern; wir, die wir ja gewichtig hätten auftreten können als Christi Apostel, sondern wir waren liebreich in eurer Mitte; wie eine Amme ihre Kinder pflegt, so waren wir in herzlicher Liebe zu euch willig, euch nicht nur das Evangelium Gottes mitzuteilen, sondern auch unsere eigene Seele, darum, daß ihr uns lieb geworden waret.“ Missions-Magazin 1894, S. 322 f.

---

68. Wie sich Ringeltaube für den Missionsdienst anmeldete.

Im Sommer 1795 reichte Ringeltaube an den damaligen Direktor der Francke'schen Stiftungen, Dr. Schulze, sein Gesuch um Annahme als Missionar bei der Trankebarschen Mission ein. Sein Schreiben ist wohl der Mitteilung wert; es stehe darum — gekürzt — hier.

Ew. Hochw. erlaube mir, mich in einer wichtigen Angelegenheit an Sie zu wenden. Schon in früher Jugend hatte der damals romanhafte Gedanke, Missionar zu werden, vielen Reiz für mich. Ich habe ihn nie aufgegeben, oft die lebhaftesten Anwandlungen davon verspürt. Nach meiner Erweckung (Ihnen ist ja wohl dieses Wort nicht anstößig?) hat sich der romanhafte Teil dieses Wunsches ganz verloren, aber edlere Beweggründe sind an die Stelle der grillenhaften getreten. Weder

Not noch Leichtsinn treiben mich zu meiner Bitte. Mit dem Schweren bei diesem Beruf dürfen Ew. Hochwürden mich nicht erst bekannt machen. Ich weiß, daß verdrießliches Sprachenlernen, gefahrvolle, mühselige Reisen, Armut, Verkanntwerden und tausend fruchtlose Bemühungen den Missionar treffen. Ich fürchte dies aber nicht, ich wünsche nichts sehnlicher, als Gott auf diesem Wege zu dienen. In mir ruft immer etwas: Geh und predige den Heiden! Ob ich Kräfte zu diesem Berufe habe? Nein! Aber Gott hat sie für mich und wird von Zeit zu Zeit so viel davon darreichen, als es bedarf. Mein Wunsch ist mit einem frommen Vater und anderen Freunden Jesu jahrelang überlegt, also keine jugendliche Übereilung.

Allgemeine Missions=Zeitschrift 1907, Beiblatt 36 f.

---

69. Griffith Johns Ansicht über China.

Im Mai 1862 schrieb John: „O, es ist eine Glaubensprüfung, in China zu arbeiten. Der Missionar hat nichts, was ihn in seinen Arbeiten ermutigt. Die Leute sind tot in ihren Sünden. Sie hören zu, sie fragen nach dem und jenem, sie sagen einem Schmeicheleien über die vortreffliche Lehre und sind doch im Herzen so wenig gerührt, wie die Bänke, auf denen sie sitzen. Es ist sehr schwer. Der Teufel flüstert einem allerlei Zweifel zu. Aber ich vertraue der Gnade Gottes, ich glaube dem Worte Gottes. . . . Die Bekehrung Chinas ist eine schwierige Aufgabe. In einer Hinsicht ist viel geschehen, in anderer sehr wenig. Wir haben das Reich noch kaum berührt. China weiß kaum etwas von unserer Gegenwart. Ehe das Ziel erreicht wird, muß die christliche Kirche ihr Gold in viel reichlicherem Maße hergeben, als zuvor, glaubensstarke Leute müssen in viel größerer Zahl herauskommen, als bisher. Die Bekehrung Chinas wird den Christen ihre Schätze, den Universitäten ihre glänzendsten Zierden, den Missionen das Leben ihrer besten Männer kosten. Wenn wir dazu nicht bereit sind, sollten wir es lieber aufgeben."

Allgemeine Missions=Zeitschrift 1907, S. 303.

33. Nachfolger der Gemeinden Gottes.

(1. Theſſ. 2, 13—14.)

70. Worüber wollen wir uns heute freuen?

Miſſionar Hoppe in Wartburg (Britiſch-Kafferland): Wegen der Schulfeier war das Erntedankfeſt in dieſem Jahre etwas weit ans Ende des Jahres gerückt, daß es erſt heute (8. Nov.) gefeiert werden konnte. Aber es war trotzdem ein friſches, geſegnetes Feſt. Meiner Predigt hatte ich den Text: Exodus 16, 14—27 zugrunde gelegt. Ich zeigte, daß Gott der Herr ſein Volk auch in der Wüſte nährte, wo man nicht ſäen noch ernten konnte. Es galt diesmal, das Vertrauen auf Gottes gnädiges Erbarmen zu ſtärken, denn es iſt gar trübe Zeit. Bis jetzt haben nur wenige ihren Acker beſtellen können. Und trotzdem war die Kollekte befriedigend, alles in allem: 69 Mark. Zakeyu Gotywa hielt heute eine packende Anſprache: „Worüber wollen wir uns heute freuen? Über unſer Vieh, das ſich vermehrt hat? Wie nun, wenn es hingerafft wird von der Lungenſeuche — wo iſt dann unſere Freude? Über die gefüllten Maisſäcke, die in der Vorratskammer liegen? Wie nun, wenn der Mais von Motten und Käfern gefreſſen wird — wo bleibt die Freude? Über unſere Geſundheit? Wenn ich aber morgen im Fieber liege — wo bleibt die Freude? Über dieſe Welt, in der es ſich ſo ſchön lebt? Wie, wenn mich der Tod morgen wegnimmt — wo bleibt die Freude? Nein, heute wollen wir uns freuen über das Wort Gottes. Das iſt die höchſte und ſchönſte Gabe, die wir empfangen haben, die da bleibt in Ewigkeit." Wie Spieße und Nägel drangen dieſe Fragen und Antworten ein. Man ſah es an vielen Geſichtern, wie ſie immer ernſter und ernſter wurden. Berliner Miſſions-Berichte 1904, S. 388 f.

---

71. Ein Miſſionsfeſt in Abokobi.

Um 2 Uhr nachmittags läutet der Glockenklang das Miſſionsfeſt ein. Die Feſtteilnehmer ſuchen ſich beizeiten einen Platz zu ſichern, und unter dem Chorgeſang der Schüler betreten die Miſſionare und ihre ſchwarzen Gehilfen im Zuge den dichtbeſetzten Kirchenraum. Für ſie ſtehen Stühle um den Altar herum bereit. Vor dem Altar nimmt der alte Miſſionar Zimmer-

mann, der seit kurzem wieder an der Gemeinde steht, seinen Platz ein und leitet die Feier. Die Gemeinde beginnt mit dem Lied: klenklen odasefoi amumo (Wach auf, du Geist der ersten Zeugen, der Wächter, die auf Zions Mauern stehn!). Der Gesang, von vier verschiedenen Chören unterstützt, braust gewaltig daher und wirkt erhebend. Ansprachen wechseln mit Gesängen ab. Zunächst gibt Missionar Zimmermann, der Gründer der Station, nach dem Eingangsgebet und der Verlesung von Jesaias 4, 1—11 einen geschichtlichen Rückblick und schildert, wie er vor 20 Jahren mit dem sel. Steinhauser und den Trümmern der damaligen Christengemeinde und Schule vor den englischen Kanonen hierher in die Wildnis geflohen sei: er erinnert daran, wie man an demselben Sonntag unter dem noch stehenden Baume den ersten Gottesdienst und das heilige Abendmahl gefeiert habe. Damals sei die junge Gemeinde noch ein zartes Kindlein gewesen, das man habe pflegen und tragen müssen; jetzt sei sie zum zwanzigjährigen, kriegspflichtigen Jüngling herangewachsen und habe den Ruf und die Kraft, des Herrn Kriege im Feindeslande führen zu helfen. Nun sollte sie sich nicht mehr heben und tragen lassen, sondern selbst angreifen, vorwärts schreiten und sich als tatkräftig erweisen. Hierzu sei eine Gemeinde, die aus wenigen zersprengten Christen nun eine stattliche Schar von mehr als 500 geworden sei, vom Herrn berufen.

So reiht sich Rede an Rede, Gesang an Gesang. Bald tritt ein Missionar, bald ein schwarzer Redner auf, der zumeist von dem berichtet, was Gott an Heiden und Christen in seinem Arbeitssprengel getan hat. Nicht am wenigsten gewaltig erhebt der ehrwürdige Paulo Mohenu als Vertreter der Kirchenältesten seine Stimme und ermahnt mit großem Ernst die anwesenden Christen und Taufbewerber, fest zu bleiben in der Wahrheit des Evangeliums, nachdem sie so reiche Gnade empfangen. Seine Augen sprühen Feuer, indem er spricht, und man merkt es ihm an, sein Herz redet zu seinem Volk, das er gerettet wissen möchte.

Den Schluß macht Missionar Bohner, der nach dem Rechenschaftsbericht der Gemeinde unter einem andern Bilde auf den Anfang zurückkommt. Ihr nennt euch „Kinder der Basler Mission", redet er die Christen an. Wohl, das seid ihr, aber wie? Eine rechte Negermutter trägt ihre ersten Kleinen auf

dem Rücken; aber wenn sie eins über anderthalb und zwei Jahre tragen muß, so ist es kein gesundes Kind. Und ist eins sechs bis acht Jahre alt, so „buckelt“ es schon für seine Mutter ein jüngeres Geschwisterlein. So soll es Abokobi auch ferner halten, wie es schon angefangen hat. Erst „buckelte“ es (d. h. trug auf seinem Rücken) das Filial Sasabi, dann Otschirekomfo und Maira; jetzt können diese gehen, und es muß nun Oyarefa tragen helfen, dann Bawaleschi und so fort.

Verständnisvoll schauen sich die Ältesten der Abokobi-Gemeinde an und nicken einander zu. Der alte Schmidtjakob von Aschongmang aber streicht sich schmunzelnd den grauen Kinnbart und tupft seinen schräg gegenübersitzenden Freund, den „Dorfvater“ (Schultheiß) von Abokobi leise mit dem Sonnenschirm. Er will ihm damit einen Wink geben, daß es nun an der Zeit sei, daß Abokobi auch sein Dorf Aschongmang auf den Rücken nehme und der dortigen kleinen Christenschar durch einen Lehrer auf die Beine helfe.

Mit Gebet wird geschlossen und unter dem Gesang der Schüler wird die Einsammlung des Festopfers vorgenommen, ein Vorgang, dem die Christen mit ungeteilter Aufmerksamkeit folgen. Die Kollekte ergibt die schöne Summe von 230 Franken, obwohl es meist Bauern sind, die sie aufgebracht haben und denen nur wenig bares Geld zu Gebote steht. Viele haben deswegen auch ihre Gaben in Naturalien dargebracht, die nach ihrem Werte abgeschätzt werden.

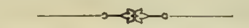
Mit dem Gemeindegesang und dem Segen findet die einfache Feier ihren Abschluß, und fröhlich ziehen die Festbesucher hinaus ins Freie, sichtlich erbaut und wieder aufs neue davon ergriffen, daß „Gottes Sache süß sei.“ Am Abend aber bringen die verschiedenen Gesangchöre den Kirchenältesten, Festbesuchern und Missionaren noch ein Ständchen, und es hallt der kleine Ort wider von mehrstimmigen Gesängen. Zwei Missionare halten sogar noch von der Veranda aus einige kurze Ansprachen an die Leute, und auch in den Wohnungen der Lehrer und Christen läßt sich der eine und andere der Gastgeber und Gäste zu einer Rede an sein Volk hinreißen.

Erst spät am Abend ziehen die aus der Nachbarschaft Gekommen wieder heimwärts, während die entfernteren Festbesucher

den andern Morgen abwarten. Alle aber kehren neu gestärkt in das Ihre zurück. Ein Strahl des Lichtes von oben ist in das heidnische Dunkel des Buschlandes gefallen!

Missions-Freund 1903, S. 50 f.

Paul, Mission in unseren Kolonien IV, 186: Den Sonntag sehen! Missions-Freund 1897, 89 f.: Weihnachten in Uganda.



34. Die „Wehrer“ der Heidenmission.

(1. Thess. 2, 16a.)

72. Wie es die Chinesen mit Dr. Bettelheim machten.

Dr. Bettelheim, ursprünglich ein Londoner Arzt, ließ sich von Hongkong aus 1846 in Lutschu als der erste Missionar nieder. Er sah sich gewissermaßen vor eine fast uneinnehmbare Festung gestellt. Aber er gab die Hoffnung nicht auf. Ein neuer Angriffsplan ward entworfen, und er beschloß, diese Festung des Satans förmlich gleichsam zu bombardieren. Das Geschütz waren kleine Pakete von Teilen der heiligen Schrift oder chinesische Traktate, enthaltend herzliche Ansprachen, die er selbst und seine Gattin abgeschrieben hatten. Diese warf er über die Hofmauern in die Gärten und Höfe der Wohnungen. Nun, eine kurze Zeit ging darüber hin; er gratulierte sich schon über das glückliche Gelingen seines Planes, als eines Tages eine große Kiste ihm durch Regierungsboten überbracht wird. Er wundert sich, was sie enthalten möge, öffnet sie und findet darin zu seinem nicht geringen Erstaunen alle seine Traktate und Büchlein wieder. Sie waren sorgfältig gesammelt worden und wurden ihm hiemit zurückgestellt. Im Jahre 1848 erschien ein großes Schiff auf der Reede von Napa und fuhr hart ans Ufer heran, als wollte es da seine Anker werfen. In diesem kritischen Moment änderten plötzlich die Behörden ihre Maßregeln, und ein äußerst höfliches Schreiben, mit einem eleganten Vers an der Spitze, kam von der Regierung an Dr. Bettelheim, offenbar um seinen gerechten Unwillen zu besänftigen. Der Vers lautet:

Balsamische Zephyre, sanft und mild dahersäuselnd,
Verkündigen das Nahen des Frühlings;
So mögen Sie selbst, Bester, frisch und wohl sich fühlen,
Keine Grenze Ihres Glücks befürchtend.

Aber mit dem Verschwinden des Schiffes, das nicht vor Anker kam, verschwand auch die poetische Liebenswürdigkeit der Behörden. Die alten Widerwärtigkeiten stellten sich dem Missionar überall wieder in den Weg. Dennoch fuhr er unermüdet fort, neue Wege für das Evangelium aufzusuchen. Die Wache vor seiner Wohnung hatte sich bis auf 40 Mann vermehrt; nun, sie wenigstens sollten das Wort vom Kreuze hören. Da er ihre abergläubische Verehruug für beschriebene und an die Wand geklebte Papierstreifen kannte, so heftete er ähnliche Streifen mit Bibelstellen an die Wände ihrer Gemächer, von denen er gewiß wußte, daß sie dieselben nicht herabreißen würden. —

Später schrieb man folgende Bittschrift:

„Die untertänige Bitte von Ma Leangtsai (und andern), des Vice-Generalstatthalters von Lutschu, worin wir Seine Exzellenz anflehen, Mitleid mit uns zu haben und Bettelheim und seine Familie von hier weg und nach seiner Heimat zu nehmen, damit unser kleines Land Ruhe haben möge. Wir liegen in einem Winkel des Meeres versteckt; der Boden ist unfruchtbar, und das Volk ist arm. Während Bettelheims Aufenthalt hier sind Beamte und Volk stets in Anspruch genommen mit der Sorge für seinen Unterhalt, so daß sie ihren eignen Beruf vernachlässigen und die öffentlichen Geschäfte hintansetzen mußten. Die höheren Klassen haben große Ausgaben für religiöse Opfer und für die öffentlichen Vorratshäuser; das gemeine Volk aber muß sich selbst den täglichen Unterhalt erwerben, was uns alle sehr arm macht. Wenn Dr. Bettelheim nicht bald in seine Heimat zurückkehrt, so muß unser Unglück noch mehr wachsen, und das Land wird nicht mehr aufrecht zu stehen vermögen.

„Bei einer früheren Gelegenheit, am 11. Monat des verflossenen Jahres (Dez. 1849), als die englische Regierung ein Kriegsschiff hieher sandte, überschickten wir demselben eine Extrabotschaft mit der Bitte um die Entfernung Bettelheims. Bis jetzt ist keine Antwort gekommen. Da nun aber Ew. Gnaden Schiff angekommen ist, wiederholen wir die Bitte, Bettelheim und seine Familie an Bord zu nehmen und ihn in seine Heimat zu bringen. So wird nicht bloß Ihr unter-

täniger Diener auf immer dankbar sein, sondern auch das ganze Land, Beamte und Volk, werden Ihnen für diese hohe Gunst aufs höchste verpflichtet sein.

„Dringende Bitte.

„Gegeben in Taokwangs 30. Regierungsjahr, 1. Tage des 9. Monats (5. Oktober 1850)."

Missions-Magazin 1860, S. 212 f. u. 220 f.



35. Die Glaubensbewährung der Heidenchristen in der Trübsal.

(1. Thess. 3, 1—5.)

73. Die Einweihung der für Williams und die beiden Gordon bestimmten Gedächtniskirche.

Am 13. Juni 1881 gab es eine ergreifende Feier auf der berüchtigten Insel Eromanga, wo John Williams 1839 und die beiden Brüder Gordon 1861 und 1873 ermordet worden waren: eine zum Denkmal für die hier gefallenen Märtyrer bestimmte Kirche ward eingeweiht. Bei dieser Gelegenheit waren drei Söhne des Mannes zugegen, der Williams erschlagen hatte. Einer derselben sprach ein Gebet. Später ließen sich zwei von ihnen als Lehrer in den Missionsdienst stellen und erteilten an derselben Stelle, wo vor 50 Jahren der „Apostel der Südsee" von ihrem Vater ermordet worden war, christlichen Unterricht. Der Mörder Gordons des Älteren nahm auch einen Lehrer bei sich auf und gab ein Stück Land als Bauplatz für Kirche und Schule her. So ist auch dort das Blut der Märtyrer zu einer Aussaat der Kirche geworden.

Paul, Mission in unseren Kolonien IV, S. 91.

---

74. Pattesons unerwarteter Erstlingserfolg.

Mit Pattesons Besuch auf der Jusel Bauro (Salomon-Gruppe) traf die Nachricht ein, daß der Sohn des Häuptlings Iri auf einer Reise den Tod gefunden hatte. Während die Männer des Dorfes eine Planke von dem Kahn des im fremden

Lande gestorbenen jungen Häuptlings herbeibrachten und die Weiber eine Totenklage anstimmten, saß der Vater einsam am Strande, eine große Perlenmuschel, die seinem Sohne gehört hatte, in der Hand haltend. Er kümmerte sich anscheinend nicht um die lauten Ausbrüche des Schmerzes rings um ihn her; auch beachtete er es kaum, als ein Bewaffneter aus der Menge hervortrat und mit wilden Gebärden dem unbekannten Urheber des Todes Rache schwur. Schweigend schritt er seinem Hause zu und setzte sich neben Patteson nieder, um den sich bald ein Kreis von Männern sammelte.

Es war ein Augenblick, den der Bischof nicht unbenutzt lassen konnte. „Viele eurer Söhne", hob er an, „können euch jetzt schon sagen, daß es nicht meine Absicht ist, ihnen bloß Gelegenheit zu geben, fremde Länder zu sehen, und euch Äxte und Angeln zu schenken, sondern daß ich euch zur Erkenntnis des großen Vaters im Himmel und seines Sohnes Jesu Christi führen möchte. Ihr habt gehört, daß ihr, wenn ihr sterbt, nicht verkommt wie die Vögel und Fische. Ihr werdet alle vom Tode auferstehen, und wenn ihr jetzt den großen Gott lieben und ihm gehorchen lernet, wird er euch auf immer zu sich in seinen Himmel nehmen. Wenn ihr aber in Haß und Unfrieden mit einander lebet und fortfahret zu stehlen, zu lügen und ein unreines Leben zu führen, wird der große Vater, der euch so sehr liebte, daß er seinen Sohn für euch sterben ließ, euch nie glücklich machen und bei sich im Lichte wohnen lassen, sondern eure Herzen werden hier finster bleiben und drüben werdet ihr auch für immer in der Finsternis sein."

Tiefe Stille herrschte nach diesen Worten. In der nächsten Nacht lag Patteson an Iris Seite. „Glaubst du wirklich," unterbrach da auf einmal der Häuptling die nächtliche Stille, „daß ich meinen Sohn wiedersehen werde?" Das Wort von der Auferstehung hatte in seinem bekümmerten Vaterherzen einen bereiteten Boden gefunden.

Es war eine von jenen Nächten, von denen Patteson einmal sagte: „Wenn ich auf einer fernen Insel, allein unter achtzig oder neunzig Kannibalen meine Knie vor Gott beugte, überströmte mich plötzlich das selige Gefühl, daß die Gebete meiner Freunde in Neu-Seeland, England und Australien auch für dieses Werk und für mich zum Throne der Gnade aufsteigen,

und mein einsames Flehen sich in das aller Gläubigen auf dem weiten Erdenrund mischt."

Paul, Mission in unseren Kolonien IV., S. 106 f.



36. Die Heidenchristen und die Missionsgemeinde.

(1. Thess. 3, 6—8.)

75. Brief des Nama-Kapitäns Hans Hendrik in Khoës an die Missionsleitung in Barmen.

„Ich, der Kapitän Hans Hendrik, bitte nochmals untertänigst im Namen meines Volkes, uns einen Missionar, der unser unwissendes Volk unterweisen soll, zu senden, damit wir nicht verloren gehen. Wir haben schon wiederholt dieselbe Bitte an die geehrte Rheinische Mission gesandt, und diese hat uns in zuvorkommender Weise einen Evangelisten zur Verfügung gestellt. Wir waren sehr erfreut darüber, und das Werk nahm einen guten Anfang; allein schon gegen Ende 1898 begann er in seiner Arbeit müde zu werden und beschuldigte uns, da er krank wurde, wir hätten ihn behext, und drohte, das Werk ganz aufzugeben, was er dann auch getan hat. Da dieser Zustand bereits auch im letzten Jahre bestand, baten wir ihn, wenigstens in unserm Namen einen Brief an die Rheinische Mission zu schreiben und dieselbe zu bitten, unserer geistlichen Armut zu gedenken und uns wieder Gottes Wort zukommen und uns unterrichten zu lassen. Als ich im März in Keetmanshoop war, um den Bescheid der geehrten Rheinischen Mission zu hören, antwortete mir Herr Missionar Fenchel, sie habe unser Gesuch mit dem Bemerken abgelehnt, daß erstens die Zahl unseres Volkes doch wohl zu gering sei und daß das Namavolk in schnellem Rückgang sich befinde; es seien Völker da, die in großen Massen nach dem Evangelium fragten, die müsse man zuerst bedenken. Zweitens sei das Gesuch um einen Missionar schon früher an die Rheinische Mission gelangt, und man sei seiner Zeit auch willig gewesen, dem Volke einen Missionar zu geben; allein Streitigkeiten unter dem Stamme hätten davon absehen lassen, und man sei noch nicht völlig überzeugt, ob das

Volk nun einstimmig um einen Missionar anfrage. Zum ersten habe ich zu erwidern, daß wohl die Zahl des Volkes etwas zurückgegangen ist; aber dennoch ist der Stamm der Velschoendragers noch so groß, wie außer den Bondels im Namalande kein anderer. Außerdem wohnen in meinem Gebiet nicht nur Leute meines Stammes, sondern auch die Leute anderer Stämme, namentlich Bastards; auch bin ich bereit, das Wohnen unter meinem Volk einem jeden zu gestatten, dem es darum zu tun ist, mit mir in Frieden zu leben und Gottes Wort zu hören. Zum zweiten habe ich zu entgegnen, daß es wahr ist, daß unsere Väter in viel Streit und Krieg gelebt haben; erst mit Antritt meiner Regierung hat sich unser Volk ausgesöhnt, und wir haben uns auf der Station Khoës vereinigt, um in Frieden unter dem Schutze der deutschen Regierung Gottes Wort zu hören. Unsere Väter haben vielfach aus Unwissenheit gesündigt. Nun haben wir aber aus Gottes Wort gehört, daß Gott die Zeit der Unwissenheit übersehen hat und allen Menschen gebietet, Buße zu tun. Deshalb bitten wir die Rheinische Mission untertänigst, uns um unserer und der Sünden unserer Väter willen nicht strafen zu wollen. Im Namen meines Volkes erlaube ich mir daher die wiederholte Bitte: gedenkt an unsere unsterblichen Seelen, gedenkt, daß am Rande der Kalahari-Wüste ein armes Volk wohnt, das um Gottes Wort bittet! Zwanzig Jahre haben wir jetzt schon gebeten: Kommt herüber und helft uns! Wenn wir nun ohne Gottes Wort in unsern Sünden sterben, wer wird die Rechenschaft tragen? Bereits ist eine kleine Schar meines Volkes in Keetmanshoop in den Taufunterricht gegangen und durch Herrn Missionar Fenchel getauft worden, und wiederum hat er uns bei seinem letzten Besuch aufgefordert, die Bekehrungszeit nicht zu versäumen, so daß auch in diesem Jahr wohl eine Anzahl nach Keetmanshoop gehen wird, um unterwiesen zu werden. Mittlerweile sitzen wir alten Leute hier im Lande ohne Gottes Wort, ohne Lehre und Unterweisung. Die Jugend wächst heran ohne Gottes Wort und kennt weder rechts noch links. Darum bitten wir untertänigst die Rheinische Mission nochmals, unsern Notschrei zu erwägen und uns durch Zusendung eines Missionars zu Hilfe zu kommen."

Paul, Die Mission in Deutsch-Südwest-Afrika, S. 106 f.

37. Auch ein Heimweh.

(1. Theff. 3, 10—11.)

76. Chinesische Christen beim Tode des Missionsinspektors Sauberzweig-Schmidt.

Eine tiefe Trauer ging durch alle unsre christlichen Gemeinden, als ihnen die Missionare, die am 16. Mai 1906 die Synode geschlossen hatten, die Kunde brachten. Man sah es da, wo der Inspektor nun vergebens erwartet worden war, im Kantoner Oberland, als eine besondere Sündenstrafe an, daß man nicht gewürdigt worden sei, ihn zu sehen. Ein sterbender Christ aus Pi tëu im Stationsgebiete von Tschi chin empfand es als Trost in der Sterbensnot, daß er im Himmel bei dem Herrn auch den großen Pastor den Tai muk tz, sehen werde Missionar Leuschner erzählt seinen Tod in seinem Visitationsbericht so: Gebetserhörung, geistliche Träume kommen viel öfter vor, als man anzunehmen geneigt ist. Ich führe nur ein Beispiel an. Der Christ Lo sin tet in Pi tëu chi liegt krank. Nach Wochen ist die Macht der Krankheit gebrochen, und es scheint der Besserung zuzugehen. Da ruft der Kranke eines Tages bei völlig klaren Sinnen seine Frau, die Kinder und alle Verwandte in eine Stube. „Kommt schnell her, der Tai muk tz kommt!" (Inspektor Schmidt's Benennung). Die Seinen baten ihn zu schlafen; er habe wohl geträumt. „Ach, was ihr wollt, seht ihr ihn denn nicht?" Der Kranke richtet sich auf und sagt mit einer tiefen Verbeugung: „Friede, Friede! Du bist also der große Pastor; wie gütig, daß du kommst; ich freue mich, dich zu sehen!" Am andern Tage wiederholte sich dasselbe. Da weinte die Frau und sagte: „O weh, er hat nun den Tai muk tz gesehen, und der ist im Himmel, so stirbt mein Mann also." Am nächsten Tage starb er. Jahresbericht Berlin I, 1906, S. 128 f.

---

77. Im Herrn sind wir vereinet.

Als unsere Missionare in Gutu und Zimutu ihren Gemeindegliedern die Entscheidung des Komitees mitteilten, daß die Mission in Maschonaland in die Hände der Südafrikanischen Missions-Gesellschaft übergehe, kam aus deren Mitte die laute schmerzliche Klage: „Warum habt ihr uns fortgeworfen? Warum wollt ihr nicht mehr unsere Väter sein?" Es mag kein leichtes

Ding gewesen sein, den Leuten die rechte Antwort auf dieses Warum zu geben. Sie werden es kaum verstehen, was für ernste Gründe die Entscheidung der „Väter in Deutschland" herbeigeführt haben, und wie sie diese Entscheidung nur mit schwerem Herzen treffen konnten, denn sie sind noch Kinder am Verständnis. Aber vielleicht begreifen sie es doch, wenn die geliebten Lehrer sie beim Abschied auf das Eine hinweisen, was bei jedem Abschied, den Christen voneinander nehmen, die Grundstimmung bleiben muß:

Im Herrn sind wir vereinet und bleiben's allerwärts,
Das Band, das uns verbindet, löst weder Zeit noch Ort.
Was in dem Herrn sich findet, das lebt in Ihm auch fort.

Es war in Gottes Rat beschlossen, daß unsre Missionare in derselben Anzahl, wie sie vor 15 Jahren in Maschonaland eingezogen waren, von diesem Lande auch scheiden sollten. Wedepohl und Meister als die ersten, Wedepohl und Schwellnus als die letzten. Den Veteranen der Maschonamission können die Vakaranga und wir nicht scheiden sehen ohne den Ausdruck der Ehrerbietung vor so viel beharrlicher Treue im Dienste des Herrn. Es gibt vielleicht kein edleres Martyrium, als solch stilles geduldiges Ausharren in einem Lande, darin der Tod täglich seine giftigen Pfeile schießt. Beide Missionare geleiten wir mit herzlichen Segenswünschen in das Land ihrer neuen Bestimmung: Br. Wedepohl gen Pietersburg (in Nord-Transvaal), Br. Schwellnus in das Bawendaland, wo er der Nachfolger seines soeben emeritierten Vaters wird. Wenn aber in späteren Zeiten Kunde aus Maschonaland zu den Ohren unserer Maschonamissionare kommt — möge es immer eine freudenreiche sein und ihnen die Gewißheit geschenkt werden, daß ihre Arbeit unter den Vakaranga nicht vergeblich gewesen ist in dem Herrn.

Berliner Missions-Berichte 1907, S. 218.

38. Immer völliger!

(1. Thess. 4, 1—12.)

78. Ein seliges Sterbebett.

Missionssuperintendent Voßkamp: Im Missionskrankenhaus der großen Heidenstadt Kanton liegt auf einer Matte, umgeben von heidnischen Leidensgefährten, ein sterbender Mann. Es ist

der Lehrer Tschungnyettshyan, ein Christ. Der sonst so blühend aussehende junge Mann ist in entsetzlicher Weise abgemagert. Ich setze mich zu ihm und tröste ihn mit dem Hinweis auf den Herrn, der unsere Sünden getragen hat und uns träumend durch des Todes Türen führt. „Setze dein ganzes Vertrauen auf diesen Herrn, klammere dich fest an seine freie Gnade.“ Der Sterbende nickt leise mit dem Kopf. Ich bete mit dem todkranken Mann, der zu schwach ist, um die Hände zu falten. Sprechen konnte er auch nicht mehr. Nur ein leiser Seufzer löste sich nach allen Anstrengungen aus der armen Brust. Dann legte ich die Hände auf sein Haupt und segnete ihn zum Sterben ein. Plötzlich schlug er die Augen auf und sah mich so voll mit wunderbarem Glanze an, als wollte er sagen: „Lebe wohl, ich danke dir, ich gehe zum Herrn.“ Alle Kraft der Seele lag in diesem Blick. Dann schloß er die Augen wie ein Toter.

Dieser Tschung war früher ein armer Opiumsklave gewesen. Durch Gottes Gnade davon befreit, stellte sich bei ihm, wie so oft bei den Opfern dieses schrecklichen Giftes, die entsetzliche Dysenterie der alten Opiumraucher ein, die von fürchterlicher Wirkung ist.

An dem Lager stand auch die greise, alte Mutter des Sterbenden, eine heidnische Chinesin. In der Nacht darauf starb Tschung. Dann brach der Sonntag an. Am Nachmittag fand in der Kapelle des Missionskrankenhauses die Trauerfeier statt. Ich forderte den lieben chinesischen Prediger Tschinayui, der den Tschung zum Herrn geführt hatte, auf, die Predigt zu halten. Kau, der Lehrer des Missionsseminars, spielte das Harmonium. Die zur Missionskonferenz herbeigeeilten Nationalgehülfen waren vollzählig erschienen. Der volltönende Gesang des chinesischen Liedes: „Jesus meine Zuversicht“ lockte viele heidnische Zuhörer heran. Die Kapelle war bis auf den letzten Platz besetzt. Pastor Tschin legte seiner Ansprache das Wort zu Grunde: „Der Tod ist der Sünden Sold, die Gabe Gottes aber ist das ewige Leben.“ Tschin erzählte folgendes aus dem Leben des Heimgegangenen.

„Tschung erhielt eine gute Ausbildung. Er war begabt und erwarb sich eine gute Kenntnis der Schriften der chinesischen Weisen. In seinem Heimatsdorf sammelte er Schüler um sich und genoß großes Ansehen. Früh fiel er in alle heidnischen

Sünden. Die hohen Morallehren der alten Weisen, die er so genau kannte und so geschickt zu verwerten wußte, erwiesen sich als völlig kraftlos und konnten seinen Sturz nicht aufhalten. Er fing an, mit der Opiumpfeife zu spielen und war bald ein jämmerlich geknechteter Sklave derselben. Immer tiefer ging es mit ihm.

„Die Bewohner seines Dorfes sammelten Gelder zum Bau eines neuen Götzentempels und übertrugen die Verwaltung der Gelder dem jungen Tschung. Da hatte er nun Gelegenheit, nach seinen Lüsten zu leben, und er nutzte die Gelegenheit reichlich aus. Heimlich ging er in die Spielhölle der nächsten Stadt und verspielte einen Teil des Geldes. Man wurde mißtrauisch, man entzog ihm nach und nach die Verwaltung, und da Tschung immer tiefer und tiefer sank, verlor er auch an Ansehen und wurde ein verachteter Mensch. Das brachte ihn zur Besinnung. Er wünschte seine frühere Stellung wieder zu erwerben, er fing an, sich elend zu fühlen, er schämte sich. Einige wenige Samenkörner der Wahrheit, die im Verkehr mit den verachteten Christen in seine dunkle Seele gefallen waren, gingen auf. Er sah sich und seinen todeswürdigen Zustand in einem andern Lichte. Etwas in seiner Seele streckte sich aus nach Freiheit von den Sündenbanden. Als das Verlangen immer mächtiger wurde, schloß er sich den Christen an. Wie er, nach unserm Texte, vorher erfahren hatte, daß der Tod der Sünde Sold sei, so ging ihm jetzt immer mehr auf, daß die Gabe Gottes, das freie Geschenk Gottes, das ewige Leben sei. Er wollte dieses todesfreien Lebens in Gott teilhaftig werden. So kam er nach Kanton und in Berührung mit Missionaren. Er erhielt Beschäftigung als Sprachlehrer. Missionar Leuschner taufte ihn. Als ich hörte, daß er getauft sei, fuhr Tschin fort, war ich innerlich ganz unzufrieden. Ich sorgte und bangte in meiner Seele um ihn. Er ist zu früh getauft — also dachte ich. Da wurde er krank, und da zeigte es sich, daß das Werk des Herrn in seiner Seele doch echt war. Er fühlte es tief, der Tod ist meiner Sünde Sold, — aber das ewige Leben ist meines Gottes Gabe. Gestern um Mitternacht, als sein Leben am Erlöschen war, griff der kraftlose, sterbende Mann die beiden Hände des bei ihm wachenden Seminaristen Tschu Tschau und sprach mit der letzten Anstrengung: „Bete, bete!" Und unter

dem Gebete des Schülers hauchte er seine Seele aus, um das ewige Leben in Ewigkeit zu genießen, welches Gottes Gabe an uns arme Menschenkinder ist. Amen." Missions-Freund 1899, S. 15.

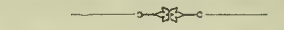
Wegner, Einzelzüge Nr. 105. Ehrlichkeit. Sieffes, Nicht vergeblich S. 12 f.: Brüderliche Liebe der indischen Missionshelfer.

---

79. Die christlichen Neger auf Jamaika.

Am Anfang des vorigen Jahrhunderts kamen Missionare in größerer Zahl nach Jamaika und nahmen sich der Sklaven an; was die gerühmte Zivilisation nicht vermocht hatte, tat nun das Christentum, es machte die Sklaven zu Menschen, viele wurden getauft, und die Aufstände hörten auf. Endlich, im Jahre 1838 wurden die Sklaven frei. Sie sind nun also seit 60 Jahren freie Leute, wie haben sie sich seither entwickelt? Im allgemeinen so, wie man es nach der Zeit der Sklaverei, die immer verschlechternd auf die Neger gewirkt hat, irgend erwarten konnte. Die meisten der Schwarzen sind Christen geworden. Gewiß gibt es unter ihnen viele Namen- oder Halb-Christen, aber es hat unter ihnen auch niemals an treuen, wahrhaft erweckten Christen gefehlt, die in Liebe und Glauben ein Leben in ernster Heiligung führten. — Es zeigt sich dort überall, daß der Afrikaner als kleiner Ackerbauer am besten vorwärts kommt; die, welche Land gekauft haben, sind ordentliche Leute geworden. Die Kinder besuchen Schulen, und die letzte Volkszählung im Jahre 1892 hat gezeigt, daß von 620 000 Negern Jamaikas 292 288 lesen konnten. Die Neger werden von einem Engländer, der ein Buch über Jamaika geschrieben hat, die gehorsamsten Untertanen im englischen Weltreich genannt. In der Stadt Katharina, die 65 000 Einwohner zählt, war während einer Weihnachtswoche kein Mensch im Polizeigewahrsam eingeliefert worden. Ebenso ist während der großen Ausstellung, die in der Hauptstadt stattfand, kein Neger wegen Trunkenheit oder Unordnung verhaftet worden. Bei der Feier des Diamant-Jubiläums der Königin fand in der Hauptstadt nicht die geringste Störung der öffentlichen Ordnung statt. Die Polizisten des Landes sind Neger, die meisten Bahnbediensteten ebenso, selbst die Lokomotivführer sind oft schwarze Leute. Die Neger haben Achtung vor höherer

Geburt und höherer Stellung. Ein weißer Mensch, von welchem Geschlecht auch, alt oder jung, kann von einem Ende der Insel zum andern reisen und wird dabei nichts als Höflichkeit und Güte erfahren. Auf den höheren Schulen schlagen sie nicht selten ihre weißen Mit-Studenten. Neger machen ihre Examina und sind in vielen Distrikten kleine Beamte. Manche sind Ärzte geworden, andere sind Rechtsanwälte und Advokaten, andere Zeitungsschreiber und Postverwalter. Viele sind Geistliche. In Musik haben sie große Fortschritte gemacht. Ihre äußere Erscheinung ist besser entwickelt, ihre Gesichter werden viel intelligenter. Der Handel verdankt seinen Aufschwung hauptsächlich den Neger-Landbesitzern! Ein dunkler Punkt ist die Vernachlässigung der Heirat, sowie Unsittlichkeit überhaupt. Es gibt der wilden Ehen sehr viel, und es werden deshalb sehr viel außereheliche Kinder geboren. Das ist ein Rest von Heidentum, der nur langsam dem Lichte weichen wird. Die Gemeinden werden ernste Zucht üben müssen, wenn das besser werden soll. Aber im ganzen zeigt die Entwickelung dieser Schwarzen, daß der Neger durch das Christentum ein ordentlicher, brauchbarer, zivilisierter Mensch werden kann. Missions-Freund 1900, S. 64.



39. Der Tod bei Heiden und Christen.

(1. Theff. 4, 13—14.)

80. Sie trauern als solche, die keine Hoffnung haben.

Der eingeborne Pastor Abraham Serote erzählte: „In der Nähe meiner Station Koara lebt ein Mann, für den ich Hoffnung hatte, der auch lesen kann, sein Name ist Masale; der war aber ein Knecht des Branntweins und verhärtete sich dadurch. Er hatte vier Frauen, eine starb, und von den dreien, die übrig blieben, kränkelte eine lange Zeit. Man brachte sie auf einen Außenplatz am Berge, wo eine Hütte war. Als ich eines Tages hinging, um sie zu besuchen und näher kam, fand ich Totenstille. Ich ging hinein und grüßte die zwei Frauen, die weinten und flossen über von Tränen. Ich fragte: „Was ist mit euch?“ Sie antworteten: „Jene Frau lebt nicht mehr.“ „Wo sind die

Männer?" „Sie sind dorthin gegangen, um das Grab zu graben." Ich ging sofort zu ihnen und sah, daß es Masale war, bei ihm war ein blinder Greis. Sie fingen an zu graben; ich zog meine Jacke aus und half. Ein Mossutho-Grab ist rund und die Öffnung oben etwa 2½ Fuß im Durchmesser. Wir gruben in dem harten Boden mit hölzernen Stäben. Als wir fertig waren, gingen wir, um die Tote zu holen. Der Greis blieb beim Grabe, da er nicht sehen konnte. Als wir zur Hütte gekommen waren, frug Masale die Frauen: „Habt ihr sie schon zusammen gebunden?" Sie sagten: „Nein." So ging er hinein, suchte Bast, und band die Tote zusammen, derart, daß die Kniee hoch gezogen wurden bis an das Gesicht. Denn die Tote sollte also im Grabe hockend sitzen. Mir fiel dabei Matth. 22, 13 ein: „Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis." Er band sie und wickelte sie also in zwei Decken, die ebenfalls umbunden wurden. Dann beugten wir uns und nahmen die Tote auf, wobei uns die Weiber behülflich waren, und kamen zum Grabe, wo wir die Tote niedersetzten. Masale stieg ins Grab. Wir ließen die Leiche in seine Hände hinab, er ließ sie sitzen. Während wir die Erde hinabwarfen, trat er dieselbe fest. Er hielt aber dabei die Tote am Kopf, daß sie nicht etwa auf die Seite falle, sondern richtig sitzen bleibe. Der Greis sprach: „Haltet ein wenig ein, wohin ist das Angesicht der Toten gerichtet?" Masale antwortete: „Nach dem Sonnenuntergange." Der Greis erwiderte: „So ist es recht." Wir schütteten dann weiter Erde hinab, bis dieselbe an den Scheitel gekommen war. Während dessen standen die Weiber auf der Seite, erhoben ihre Stimme und weinten. Die Erde über dem Scheitel der Toten ist nur einen Fuß hoch. Nach Bassutoweise ist es nicht gut, den Toten sehr tief zu begraben, denn sie sind gewohnt, ihre Toten auf ihren Vorhöfen zu begraben; sie sagen, wenn die Toten zu tief begraben werden, bleibt der Tod im Hofe und kann aus der Familie nicht heraus, man muß ihm den Raum entziehen. Sie sind der Meinung, daß, je weniger Erde sich über dem Toten befindet, desto leichter wird es dem Tod selbst, den Ort des Toten zu verlassen und wegzugehen. Wenn zu viel Erde über dem Toten sich befindet, wird der Tod in der Familie festgehalten.

Als wir Männer mit der Arbeit fertig waren, gingen wir hintereinander in die Hütte, um die Hände zu waschen. Wir waren noch dabei, als Masale anfing, seine Stimme zu erheben und die tote Frau zu beweinen. Auch der Greis fiel ein und fing an zu seufzen. Die Sonne ging eben unter im schwarzen Tal mit den bösen Steinen. Mit traurigem Herzen grüßte ich die Leute und eilte fortzukommen; ich ging aufwärts im Tale, stand dann ein wenig still und schaute zurück; es war finster geworden. Die Stimmen der weinenden Männer und Frauen hallten wider im Tal. Dies wurde also ein Tal des Weinens, wo die Verlorenen ohne Hoffnung weinen. Ach die armen Leute!"

Missions-Freund 1896, S. 53 f.

---

81. Eine heidnische Beerdigung.

Am Sonntagabend starb in Neuguinea — so berichtet der Missionar James Chalmers — eine alte Zauberin, über deren Leiche eine große Totenklage angestimmt wurde. Man begrub sie am folgenden Morgen unmittelbar dem Hause gegenüber, in welchem sie gewohnt hatte, in einem mit Matten ausgekleideten 2 Fuß tiefen Grabe. Der Witwer legte sich eine Weile in das Grab auf die Leiche, hielt dann ein Zwiegespräch mit dem abgeschiedenen Geiste und stand auf, um sich aufs neue, diesmal aber außen neben dem Grabe, in eine Matte eingewickelt, hinzulegen. Um die Mittagszeit wurde das Grab mit Erde ausgefüllt, und die Freunde der Verstorbenen ließen sich weinend darauf nieder; die Verwandten aber bekundeten ihre Trauer dadurch, daß sie ihre Leiber schwärzten und außerdem noch mit Asche beschmierten. Allgemeine Missions-Zeitschrift 1902, S. 237.

---

82. Der Tod bei den Dinka im Sudan.

Die unsicheren, ungeklärten Vorstellungen über Tod und Ewigkeit sind keineswegs hinreichend, des Todes Bitterkeit zu vertreiben oder den Überlebenden Trost zu gewähren, wenn ihnen jemand gestorben ist, der ihrem Herzen teuer war. Sind sie für die eigene Person durch Furcht des Todes geknechtet, so müssen sie über ihre Toten trauern wie die andern, die keine Hoffnung haben.

Davon konnte sich Missionar Hadow einst durch den Augenschein überzeugen. Auf einer Orientierungsreise, die er in Begleitung der Doktoren Cook und Lloyd unternahm, fand er in einem Dorfe einen schwerkranken Mann, dem der Stempel des Todes auf dem Angesichte stand. Nackt und bloß hatte man ihn auf die Dorfstraße gelegt und trotz der sengenden Sonnenglut ein Feuer in seiner Nähe angezündet. Um ihn her saßen mit todestraurigen Mienen seine Angehörigen und Freunde. Trost für den Sterbenden hatte niemand zu bieten. Dr. Cook konnte nur bestätigen, daß das Ende nahe sei, und konnte wenig zur Linderung tun. Am nächsten Morgen war der Mann tot und seine Leiche in den Strom geworfen, eine Speise für die Krokodile und Fische; denn nur die reichen Leute und großen Häuptlinge werden, wie man den Missionaren mitteilte, begraben. „Es war," schreibt Missionar Hadow, „ein unaussprechlich trauriger Anblick, und ich werde nie den Ausdruck hoffnungsloser Trauer auf dem Angesicht des Sterbenden, noch den des trostlosen Schmerzes in den Mienen derer, die um ihn saßen, vergessen."

Neben dies todestraurige Bild stellt Missionar Hadow ein anderes. Wenige Schritte von dem Sterbenden sah er ein in Gazellenfell gewickeltes Kindlein im Schatten einer Hütte friedlich schlummern. „Was wird", fragt er, „aus dem Kinde werden, wenn es groß wird? Ist die Hoffnung zu kühn, daß es mit zehn Jahren in seinem heimatlichen Dorfe die Heilsbotschaft hören wird? Von den Missionsfreunden in der Heimat hängt, so schließt Hadow seinen Bericht, menschlich gesprochen die Antwort ab. Solange für ein Gebiet viermal so groß als England nur sechs Missionare ausgesandt werden, kann natürlich der Sudan mit dem Schall des Evangeliums nicht erfüllt werden." Aber der Anfang ist gemacht. Das Eis ist gebrochen, und die lange versperrte Tür zum Sudan steht offen. Nun wolle Gott geben, daß durch tüchtige, energische Missionsarbeit unter diesen Heiden im Sudan der Ausbreitung des Mohammedanismus, der jetzt unzweifelhaft der größte und gefährlichste Feind des Evangeliums in Afrika ist, ein fester Wall und Riegel vorgeschoben werde. Missions-Magazin 1907, S. 80 f.

———

83. Das Sterbebett des Nikolas Kapang.

Die köstlichsten Erfahrungen hat der Missionar Kottich in Anhalt-Schmidt (Kapkolonie) an Kranken- und Sterbebetten machen können. Was mag sein Herz bewegt haben, als er am Sterbebette des alten Nikolas Kapang stand! Frau und Kinder sind in der spärlich erleuchteten Hütte um den Scheidenden versammelt. Er läßt sich seine guten Kleider anziehen, so viel Schmerzen es ihm auch bereitet, läßt sich von der Tochter den Morgensegen und etliche Bibelstellen vorlesen und betet mit den Seinen. Dann singen sie das Lied: „Jesus nimmt die Sünder an" voll Glaubenszuversicht und Dank gegen den, der auch den Heiden durch seinen bittern Tod den Zugang zum Vater und ein seliges Sterben geschenkt hat. Darauf richtet der sterbende Vater Worte ernster Mahnung an seine Kinder: „Bleibet in der Versuchung dieser Welt eurem Heiland treu!" und läßt sich das von jedem in die Hand versprechen. Jahresbericht Berlin I, 1905, S. 23.

---

84. Jesus ist stärker.

Am 2. Weihnachtsfeiertag 1898 starb auf Hohenfriedeberg in Deutsch-Ostafrika das Töchterchen Martha des Christen Noah Schemueta. Unter den leisen Klängen des Liedes „So nimm denn meine Hände" schlief sie ein. Wohl waren die Eltern tief gebeugt, aber es war für den Missionar ein tröstlicher Anblick, als er am andern Morgen in ihre Hütte kam. Da saß ein alter Christ, Sombue, bei ihnen und hatte sie so kräftig getröstet, daß Noah mit strahlendem Gesichte dem Missionar sagte: „Ja, er hat mir mein Herz hell gemacht, wir haben uns miteinander über die Wege Gottes besprochen, dabei ist mein Herz ganz hell geworden." Und solchen Trost hatte jener Sombue nicht nur für andre, daran hielt er sich selbst, als es mit ihm zum Sterben kam. „Jesus ist stärker," sagte er oft, wenn er auf teilnehmende Fragen über sein Leiden berichtet hatte. Äußerlich ein armer Mann, war er innerlich so reich und gesegnet, daß er wie ein König auf seinem dürftigen Lager dasaß. „Herr Jesu, halte mich fest, laß uns zusammengehen, doch nicht wie ich will, sondern wie du willst" — das war sein letztes Gebet.

Saat und Ernte 1906, S. 6.

Jahresbericht Berlin I 1906, 148: Lebendig wegen Aussatz verbrannt Missions-Freund 1898, 40: Hoffnungslosigkeit beim Sterben in China. Evangelische Missionen 1906, 255 f.: Totentrauer ohne Hoffnung. Merensky Erinnerungen 189: Die unheimliche Gewalt des Heidentums. Merensky, Erinnerungen 255: Die letzten Worte eines sterbenden Christen.

40. Heidenwandel und Christenwandel.

(1. Theff. 5, 4—9.)

85. Heidnische und christliche Eskimo.

Nicht weit von dem Landungssteg der Station Okak in Labrador schaukelt auf den Wellen des Meeres ein Holzboot, in dessen Planken der Name „Kitty" eingeschnitzt ist. Es ist nicht viel Besonderes daran zu sehen, es ist ein Boot wie viele andere, aber es kann doch eine eigentümliche Geschichte erzählen. Einst gehörte es zu einem stattlichen Walfischfahrer, der „Kitty", welcher in der Hudsons-Bai auf Fang umherkreuzte. Wie es leider nicht gar so selten geschieht, wurde die Kitty von Eismassen umschlossen und zerdrückt, und nur mit Mühe rettete sich die Mannschaft. Der Kapitän und zehn Matrosen besetzten das größere der beiden Boote und erreichten glücklich das Land. Aber sie gerieten in die Hände heidnischer Eskimo, diese überfielen sie hinterrücks und ermordeten sie alle. Den Insassen des andern Bootes gelang es, zu entkommen und die offene See zu gewinnen, und nun fuhren sie um das nördlichste Kap Labradors herum. Von da trieb sie Strömung und Wind nach Süden. Es stand traurig um die kleine Bootsgesellschaft, die geringen Vorräte waren bald aufgezehrt, der Durst wurde immer peinvoller, der Hunger mattete sie ab, die Kälte setzte ihnen arg zu, und so gelangten die Schiffbrüchigen zwischen die Inseln bei Okak. Da sahen sie mit einem Male eine kleine Anzahl Fahrzeuge in der Ferne auftauchen, die mit großer Schnelligkeit auf sie zukamen. Bleicher Schrecken packte sie — es waren Eskimo in ihren flinken Kajaks, — nun stand ihnen sicherlich dasselbe Los bevor wie ihren unglücklichen Genossen! Ein Versuch zu entfliehen wäre unnütz, die ermatteten Glieder versagen den Dienst, es ist keine Kraft mehr vorhanden. So ergeben sie sich in ihr Schicksal. Schon sind auch die Eskimo am Boot, nehmen es ins Schlepptau und rudern eilig zu Lande durch die Brandung. Das Boot wird auf Land gezogen, und dann — tragen die

Eskimo die Fremdlinge in ihre Hütte, betten sie weich auf Mooslager, hüllen sie in warme Felldecken und bringen ihnen an Speise und Trank, was sie haben. Die Schiffbrüchigen sind aufs höchste erstaunt, in wessen Hände sind sie denn gekommen? — Das sollten sie bald innewerden, denn wie der Abend hereinbricht, holt ein Eskimo ein Buch hervor, liest daraus mit lauter Stimme und dann stimmt er einen Choral an. Die Sprache war ihnen fremd, aber nun wissen die Schiffbrüchigen, sie sind in einem christlichen Eskimohause, wohl geborgen. So schön hatte ihnen in ihrem ganzen Leben wohl noch kein Gesang geklungen als an jenem Abend.

Sobald es der Wind erlaubte, packten die Eskimo die Matrosen wieder in ihr Boot und brachten sie nach Okak ins Missionarshaus. Die Ärmsten wurden natürlich aufs freundlichste empfangen und verpflegt, sie waren in einer erbarmungswürdigen Verfassung. Die erfrorenen Glieder mußten zum Teil operiert werden, aber alle fünf erholten sich doch allmählich, drei gingen dann mit Gelegenheit nach Süden, die zwei anderen nahm das Missionsschiff „Harmony" mit hinüber in die Heimat nach England. Das Boot, auf dem sie sich gerettet haben, blieb zum Andenken in Okak.

Ob diese fünf Matrosen wohl in ihrem Leben vergessen werden, welch ein Unterschied ist zwischen Heiden und Christen?

Missions-Freund 1903, S. 31 f.

---

86. Taro Ando.

Im Jahre 1886 ernannte der Kaiser von Japan einen Konsul für seine Untertanen auf den Hawaii-Inseln. Dorthin sind nämlich viele Japaner ausgewandert und haben sich dort als Geschäftsleute oder Arbeiter niedergelassen. Um sich ihrer anzunehmen, sie in schwierigen Angelegenheiten zu beraten und zu schützen, wurde also ein Konsul dorthin geschickt. Taro Ando wurde mit diesem Amte betraut. Derselbe war ein Heide, eigentlich noch mehr, ein Atheist, denn um Religion bekümmerte er sich überhaupt nicht; das Christentum vollends haßte er, weil es ihn empörte, daß die Christen von den Heiden und Götzendienern oft verächtlich redeten. Wenn ein Missionar ihn anreden wollte, wandte er sich geringschätzig ab, denn er war auch sehr stolz. Japan war in seinen Augen das erste Land der Welt, und er

liebte sein Vaterland über alles. Darum schmerzte es ihn aber sehr, wenn er sehen mußte, daß seine Landsleute in Hawaii ein lasterhaftes Leben führten und dadurch Japan Schande machten. Vergeblich bemühte er sich das zu bessern.

Aber was seinen Bemühungen nicht gelang, das geschah auf andere Weise. Der Konsul machte nach einiger Zeit die Erfahrung, daß der Prozeßsachen weniger wurden, daß weniger Übeltäter zu bestrafen waren, ja, daß viele Japaner ein besseres Leben führten. Er forschte nach, wodurch das gekommen sei; und es stellte sich heraus, es war die Frucht der unermüdlichen Tätigkeit eines japanischen Predigers, der herübergekommen war, seinen Landsleuten das Evangelium zu predigen. Nun, wenn das Evangelium so gute Wirkungen hatte, wie er hier sah, dann war es am Ende doch nicht so schlecht, wie er gedacht hatte. Er fing daher selbst an, die Kirche zu besuchen, freilich dachte er dabei weniger daran, sich selbst zu bekehren, sondern, er wollte mehr anderen ein gutes Vorbild geben. Aus diesem Grunde enthielt er sich auch fortan aller geistigen Getränke. Als er z. B. einmal von guten Freunden in Japan zwei Fässer voll Likör geschenkt erhielt, ließ er ihren Inhalt einfach ausschütten. Mit dem Kirchengehen, merkte er aber, war es eine eigene Sache. Was er da hörte, ließ ihn so bald nicht wieder los; er fühlte, daß es auf die Dauer nicht auszuhalten sei, das Christentum so äußerlich nur mitzumachen, ohne im Herzen daran zu glauben. Bisher hatte er gedacht, all die Missionare und Prediger wären nur zum Schein so eifrig, um dadurch das gemeine Volk in Zucht zu halten. Jetzt sah er seinen Irrtum ein und bereute seine Oberflächlichkeit und fing an, das Neue Testament zu studieren. Aber er fing das falsch an, er begann mit dem Evangelium Matthäi; den langen Geschlechtsregistern, die das erste Kapitel desselben enthält, konnte er keinen Geschmack abgewinnen. Wozu sollte das nutzen? Ähnlich ging es ihm mit den Erzählungen der Wundergeschichten. Es schien ihm lauter Unsinn. Er sprach darüber mit einem Missionar, der gab ihm ein wissenschaftliches Buch über das Christentum „die Philosophie des göttlichen Heilsplanes.“ Das war die rechte Speise für Herrn Taro; bei dessen Lesen gingen ihm die Augen auf für die Allmacht Gottes, die Unsterblichkeit der Seele und endlich für die Gnade Jesu Christi. Er wurde gläubig und wurde am 8. Juli 1888

mit seiner Frau und mehreren Gliedern seines Hauses in Honolulu getauft. Später wurde er von Hawaii wieder abberufen und kehrte nach Japan zurück, wo ihm ein höheres Amt verliehen wurde. In demselben wirkt er noch jetzt, und seinen Christenglauben hat er keineswegs auf Hawaii zurückgelassen, sondern als beste Errungenschaft mit heimgebracht, auch in seiner hohen Stellung ist er demselben treugeblieben.

Saat und Ernte 1904, S. 35 f.

87. Die Menschen schaffen sich Götter nach ihrem Bilde.

Ein junger Mann in Indien erzählte einst dem Missionar Manley, daß sein Vater ein pujàri, der mehrere Tempel bediente, wäre, jetzt aber krank sei, weshalb er die Pflichten desselben versehe. „Diese Pflichten", fuhr er fort, „bestehen darin, daß man den devatàs alles zukommen läßt, was sie bedürfen, denn sie haben dieselben Bedürfnisse wie wir. Der Sahib hat seinen Diener, der ihn des Morgens weckt, ihm seine Mahlzeit bringt und für ihn sorgt. Mein Vater ist der Diener verschiedener devatàs, und diesen hier habe ich eben geweckt." In der Vaishnava-Sekte erweckt der pujàri den schlafenden Gott, indem er auf einer Muschel bläst und klingelt. Gegen 12 Uhr werden ihm Früchte, Wurzeln usw. zum Mittagsmahl gebracht, und darauf in richtiger Reihenfolge die Betelnuß zum Kauen. Am Nachmittage läßt man ihn schlafen; abends werden Lampen angezündet und vor ihm hin und her geschwungen, und man bringt ihm Wasser, um seinen Mund, sein Gesicht und seine Füße zu waschen, nebst einem Handtuch zum Abtrocknen. Dann endlich wird alles fortgeräumt und der devatà schläft nun bis zum andern Morgen. Wenn Voltaire in Indien gelebt hätte, statt in einem katholischen Lande, wie viel zutreffender würde sein Ausspruch sein, daß Gott die Menschen nach seinem Bilde geschaffen habe, und daß die Menschen sich dafür revanchierten, indem sie ihre Götter nach ihrem Bilde schufen.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1906, S. 161.

Merensky, Erinnerungen S. 23: Heidnische und christliche Basutos.

41. Drei Erfordernisse einer rechten heidenchristlichen Gemeinde.

(1. Theſſ. 5, 12—18.)

88. Sündenerkenntnis.

Miſſionar Hoppe auf Wartburg in Britiſch=Kafferland: „Sie iſt ja ſo ſelten, die Sündenerkenntnis bei unſern lieben ſchwarzen Chriſten. Wie freut man ſich da, wenn man einmal etwas davon ſpüren darf. Mit einer Konfirmandin, die ſchon verheiratet iſt und einen Heiden zum Mann hat, ſitze ich ganz allein in dem großen, leeren Raum der Kirche. Sie iſt durch mancherlei Umſtände immer wieder verhindert worden, den Unterricht regelmäßig zu beſuchen. Aber nun hat ſie einen neuen Anlauf genommen, um den Unterricht zu Ende zu führen. So muß ſie außer am Sonntag auch in der Woche noch allein zu mir kommen, um den Katechismus zu lernen. Ich nehme die zehn Gebote mit ihr durch. Sie kann ſchon eins nach dem andern herſagen. Als wir mitten darin ſind, ſtockt ihre Stimme. Sie muß weinen. Ich gönne ihr Zeit und frage dann, was es ſei, das ſie bewege. „O," ſpricht ſie, „ich muß weinen, daß ich immer noch die Gebote Gottes übertrete, die ich hier nun lerne." Iſt das nicht auch ſo ein Herzensſchrei wie jener: „Ich elender Menſch, wer wird mich erlöſen von dieſem Todesleibe!" Ach, wenn es doch noch viele gäbe, die ſo aus dem Innerſten heraus rufen lernten: Meine Sünde, meine Sünde! Wie könnte da die Gnade mächtig werden unter uns."

Berliner Miſſions=Berichte 1903, S. 469.

---

89. Präſident Krügers Anſprache auf Waterberg.

Am 26. November 1896 beſuchte Präſident Krüger die heidenchriſtliche Gemeinde auf Waterberg (Transvaal). Nachdem er vom Miſſionar Jenſen begrüßt worden war, ermahnte er die Gemeinde in langer Rede. Er legte die Schrift aus, indem er bei Noah und ſeinen Söhnen anfing; dann ging er über zum Neuen Teſtament und zeigte aus der Schrift, wie Gott alle Menſchen in ſeinen Bund aufnehmen wolle. Er ſagte: „Was die ſchwarzen Leute angeht, ſo unterſcheiden ſie ſich von den

Weißen nicht in Anbetracht der Seele. In Gottes Augen ist eure Seele der meinen gleich. Ja sogar, wenn ihr glaubt, ich aber ungläubig bin, so ist eure Seele mehr als meine wert. Nur in bezug auf den Leib und hier auf Erden sind die Menschen einander nicht gleich. Gott hat Weiße und Schwarze geschaffen. Er hat den Unterschied gemacht, auch ihr sollt euch über das freuen, was Gott getan hat. Der Leib von dieser Erde wird vergehen, am Auferstehungstage werden wir aber herrliche Leiber erhalten, und wir, die wir an den Herrn Christus glauben, werden dann in allem einander gleich sein. Danket Gott und euren Missionaren, die euch das Evangelium lehren und den rechten Weg zeigen, denn wie euer Missionar gesagt hat, Gerechtigkeit erhöht ein Volk, so ist es wirklich. Ich freue mich, zu sehen, daß die Gemeinde gewachsen ist. Seid gehorsam den Geboten Gottes und den Anordnungen der Regierung, so wird euch Gott segnen!" Missions-Freund 1897, S. 23.



42. Wichtige Grundsätze bei Erweckungsbewegungen.

(1. Theff. 5, 19—22.)

90. Der erste Sieg des Christentums in Nkole.

Der Häuptling Kiwaia in Lulembo, der Hauptstadt in der Landschaft Nkole, hatte sich bisher dem Eindringen der Mission hartnäckig widersetzt. Auch noch als im Dezember 1899 Bischof Tucker selbst ihm die Mission fast aufdrängte, wand er sich wie ein Aal; aber sein Katikiro Baguta war forschrittlich gesinnt und setzte es durch, daß wenigstens zunächst eingeborene Lehrer aus Koki angenommen wurden. Nun geschah aber wieder das Unerwartete. Als Ende 1900 der Muganda - Pastor Aloni (Aron) Mujinda zur Inspektion nach Lulembo reiste, brachte ihm der Katikiro alle seine Fetische und Zaubermittel und sagte, er wolle sie alle aufgeben. Der Kokilehrer ließ sie in die inzwischen erbaute Kirche bringen, damit jeder zusehen könne, wie sie verbrannt wurden. Viele Heiden haben nämlich den Argwohn, die Christen heben die ihnen ausgelieferten Fetische auf, um sie selbst

gelegentlich zu benutzen. Als sie in die Kirche kamen, hörte der König davon und befahl, daß die Verbrennung in seinem Gehöfte stattfinden sollte. Er und alle großen Häuptlinge saßen dabei. Sobald das Feuer lichterloh brannte, fing nun das Volk seinerseits auch an, seine Fetische und Amulette heranzuschleppen und ins Feuer zu werfen. Der Katikiro stand auf und erklärte, er habe seine Fetische ganz freiwillig aufgegeben; es brauche niemand seinem Beispiel zu folgen. Aber sie sagten, sie wollten alle mit den Zaubermitteln nichts mehr zu tun haben; sie seien entschlossen „zu lernen". Da brachte auch der König Kiwaya selbst alle seine Fetische herbei. Das ist der erste Sieg des Christentums in Nkole. Seitdem sind dort zwei Missionare stationiert, und der König ist im Taufunterricht.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1902, S. 390.

---

91. Der Prophetenvogel auf Lupembe.

Missionssuperintendent Schumann in Lupembe (Deutsch-Ostafrika): Einige Monate vor unserm Eintreffen in Lupembes Gebiet, also etwa im Mai 1899, wurde die Bevölkerung Lupembes in große Aufregung versetzt durch einen bis dahin unbekannten Vogel, der plötzlich in einem Gehölz erschien (ich kann das Gehölz vom Hause aus sehen) und wundersame Dinge redete. Der erste, der ihn hörte, war ein Mann, Mbogajilongwe mit Namen, ein Mann mit eigentümlichen Gewohnheiten, der beim Volke seiner Gewohnheiten wegen für einen halb verrückten Menschen gehalten wurde. Dieser Mbogajilongwe war gerade mit dem Einsammeln von Bambusbier beschäftigt, als der Vogel ihm sagte: „Mbogajilongwe, laß das Bier stehen und gehe sofort zu Lupembe und verkündige ihm, daß er sein Leben bessern und die Untertanen nicht mehr so grausam behandeln soll. Ist er gehorsam, so soll es ihm gut ergehen, wird er dagegen sein Wesen nicht bessern, dann soll er keinen guten Tag mehr hier auf Erden haben." Mbogajilongwe ging sofort zum Häuptling, sagte ihm alles und, unerhört für einen so tiefstehenden Untertan wie Mbogajilongwe es war, griff den Häuptling bei der Hand und führte ihn zu dem Vogel, damit er selbst sich von der Wahrheit des Gemeldeten überzeuge. So zog

der Häuptling mit dem Propheten und einer Schar Neugieriger zu dem seltsamen Vogel. Und richtig, da war der Vogel. Er hatte die Größe einer Taube, war schwarz und weiß gefleckt und hatte einen roten Schnabel. Solchen Vogel hatte man noch nie gesehen. Und er rief: „Mwihelela Kwi, mwihelela Kwi? Mupelage, mupelage.“ Das heißt: „Wohin geht ihr, wohin geht ihr? Bessert euch, bessert euch!“ Mbogajilongwe fügte dann später noch hinzu: „Es kommen Männer hierher vom Njaßa, sie werden sich auf Finamalekano niederlassen (die Stelle, wo auf einem Hügel die Missionsstation jetzt steht, heißt Finamalekano), sie werden dasselbe sagen, was ich euch sage: Wenn ihr euch bessert, werden alte Frauen wieder zu Jungfrauen werden, und alten Männern werden neue Zähne wachsen.“ Einen ganzen Monat war der Vogel zu sehen, Lupembe versprach dem Mbogajilongwe auch Besserung, aber als dieser immer ernster in ihn drang, wandte sich das Blatt, und Lupembe trachtete nun dem unliebsamen Propheten nach dem Leben. Dieser floh zu Sakamaganga, wo er heute noch sich aufhält. Die Prophetie des Mannes hat sich erfüllt, wir kamen im September 1899 hier an, bauten ungesucht auf Finamalekano uns an, Lupembe aber hat keinen guten Tag mehr gehabt! Im Mai 1900 kam ein Offizier der Schutztruppe, um hier einen Militärposten anzulegen. Lupembe betrug sich so unverständig, daß es beinahe zum Blutvergießen kam. Er kam noch einmal, dank vieler Bemühungen von unsrer Seite, mit einem blauen Auge davon. Das in ihn gesetzte Vertrauen mißbrauchte er aber dadurch, daß er zwei Sklaven, die er freigeben sollte, töten ließ. Dem Arm der Regierung wußte er sich zu entziehen, lebte aber wie ein gehetztes Wild monatelang in Feld und Wald und starb am 18. März 1901.

Alle diese Vorgänge haben im Volk den Eindruck verstärkt, daß jener Vogel ein gottgesandter war und sie warnen sollte. Ich rechne es diesem Umstande mit zu, daß auf Lupembe in so kurzer Zeit sich so viele zum Unterricht meldeten. Noch will ich bemerken, daß ich den Vorgang durchaus nicht kritiklos angehört habe. Ich dachte zuerst an ein vaticinium post eventum (Weissagung nach der Erfüllung), aber es sind zu viele Zeugen vorhanden. Möglich ist, daß der phantasievolle Eingeborne dem Vogel mehr in den Mund legte, als er sprach. Fast jedem

Vogel legen die Eingebornen ja gewisse Aussprüche in den Mund. Aber dann bleibt doch noch immer Mbogajilongwe mit seinen Aussagen. Berliner Missions-Berichte 1904, S. 61 f.

Ev. Missionen 1906, S. 249 f.: Die Erweckungsbewegung in Indien.



43. Ein apostolischer Segenswunsch.

(1. Theß. 5, 23. 24.)

92. Des Christen Wunsch.

Es war im Jahre 1572, da machte der berühmte Franz Drake mit einer kleinen englischen Flotte seine erste Fahrt nach Amerika. Ob der alte, damals noch junge Seeheld, schon von dieser ersten Reise die Kartoffeln mitgebracht hat, ist ungewiß. Wir wollen aber nicht vergessen, Gott dafür zu danken, daß er durch diesen Mann dem hungernden Europa dies Kraut herübergeschickt hat, wenn wir auch jetzt unsere Gedanken auf etwas anderes richten wollen als auf Speise und Trank. Die Engländer besaßen damals in der großen, neuen Welt noch nicht einen Fußbreit Landes; Herren waren dort die Spanier und Portugiesen. Drake landete auf dem Isthmus von Panama, den die Menschen jetzt durchstechen wollen, damit die Schiffe auf einem Kanal vom Atlantischen in den Stillen Ozean fahren können, denn es ist nur ein schmaler Streifen Landes, welcher dort die beiden Meere trennt. Der Engländer drang, nachdem er hier gelandet war, durch Wälder und Dornen landeinwärts vor und kam endlich zu dem Volksstamm der Seimeronen, die gleich wie er den Spaniern bitter feind waren. Mitten auf der Landenge, wo die Seimeronen wohnten, zieht sich ein Bergrücken hin. Auf diesem Bergrücken standen uralte, starke und mächtige Bäume. In einen dieser Bäume hatten die Indianer Treppenstufen gehauen, so daß man mit einiger Mühe hinaufsteigen konnte. Oben aber in den gewaltigen Ästen hatten sie eine Laube gebaut, in der zehn bis zwölf Personen Platz hatten. Da hinauf führte der Indianerhäuptling seinen fremden Gast. Als Drake oben war, tat sich ihm eine wunderbare Aussicht auf. Er konnte rückwärts das weite Meer sehen, über das er

von Osten gekommen war, er konnte aber auch nach Westen hin das große Stille Meer sehen, welches sich zwischen Amerika und Asien ausbreitet. Noch nie hatte eines Engländers Blick dies Meer erschaut, noch nie hatte eines Engländers Schiff es befahren. Da ergriff es den Mann, in dem der Engländer noch über den Christen regierte. Er beugte da oben in der Baumlaube seine Knie und betete brünstig, daß der Herr die Flagge Englands doch auch bald über diesem Meere möge wehen lassen. Sein Gebet ist erhört worden. Drake selbst durchschnitt das Stille Meer wenige Jahre darauf mit englischen Schiffen, und bis heute hat kein Volk dieses Meer fleißiger befahren als das englische; Land und Leute hat es sich dort erobert.

Heute wollen wir in stillen Gedanken die Stufen hinaufsteigen zu der alten Indianerlaube. Wir schauen uns von dort um nach Abend und Morgen, nach Mittag und nach Mitternacht, erheben unsre Herzen zum Herrn und beugen unsre Knie, denn wir sehnen uns auch nach dem Kommen eines Reiches in aller Welt, das ist das ewige Reich Christi Jesu, unseres Herrn. Darum beten wir also: „Ach, Herr, laß doch deine Flagge und Fahne bald über allen Meeren wehen und laß dein Kreuz aufgerichtet werden in allen Landen. Allen Völkern ist in dir der Heiland geboren, allen Völkern soll in dir große Freude widerfahren! Die Heiden sollen dein Erbe und die Enden der Welt dein Eigentum werden. Nimm dein Erbe in Besitz und herrsche über alle Lande, du Friedefürst!"

Missionsfreund 1900, S. 1.



44. Die Fürbitte der Heidenchristen für uns.

(1. Thess. 5, 25.)

93. Jubiläum in Amalienstein.

Die Station Amalienstein feierte am 17. September 1903 das Fest ihres 50jährigen Bestehens. Aus diesem Anlaß sandte die Gemeinde eine holländische Adresse an das Komitee in Berlin, die lautet:

Amalienstein, 8. Okt. 1903.

Hochwürdige, hochgeehrte und sehr geliebte Herren,
Im Herrn Jesus geliebte Väter!

Es fehlen uns, den Mitgliedern und Vorstehern dieser Eurer Missionsgemeinde in Amalienstein, die Worte, den freudigen Dank aus dem Innersten unsers Herzens auszusprechen, für alle Gnaden und Wohltaten, womit der Herr unsere Voreltern, uns und unsere Kinder gesegnet hat, während der nunmehr abgelaufenen ersten fünfzig Jahre des Bestehens unsrer Missionsgemeinde und Station. Dies wurde uns erst recht deutlich bei den herrlichen Festgottesdiensten unseres Jubelfestes am 17. 18. und 20. September und beim kräftigen Zeugnisse seiner Knechte, die uns das Wort des Lebens sehr reich verkündigt und uns das Sakrament seines heiligen Leibes und Blutes ausgeteilt haben.

Da haben wir beschämt und zugleich voll Preis und Dank erkannt, was unsre Voreltern ohne des Herrn Gnade und ohne sein Wort waren, und was wir und unsre Kinder durch des Herrn Gnadenwerk geworden sind.

Wir fühlen unsre Armut und können nicht die rechten Worte des Dankes finden, unserm gnadenreichen Gott zu danken auch für alles das, was er uns während der verflossenen Festtage geschenkt hat, und für die vollen, reichen Segnungen, die er über uns ausgegossen hat, so daß ein jeder, der nur die Segenstropfen mit einem offenen und durstigen Herzen auffangen wollte, reichlich empfangen konnte. Möge keines derselben verloren sein, sondern jedes Lebenswort, das uns verkündigt ist von all den teuren Knechten des Herrn, die unser Fest mitfeierten, besonders das Gotteswort, das uns von unserem sehr geliebten Missionsvater, unserm hochverehrten, grauen Superintendent Vater Schmidt, Hochwürden, verkündigt wurde, uns zum Segen gereichen, damit es ausrichte, wozu der Herr es uns gegeben hat, auf daß es unsrer Gemeinde werde ein Wort des Lebens zum Leben, eine Kraft Gottes zur Seligkeit, für alle, die es hörten. Mit diesem unserm Dank und mit diesem unserm Gebet zu Gott, dem Vater, und unserem Herrn Jesus Christus, in unserm Herzen und auf unsern Lippen, treten wir heute vor Euch, hoch-

würdige und im Herrn Jesu geliebte Väter, um Euch unsern herzlichen Dank darzubringen und auszusprechen.

Geliebte Väter, Ihr habt unsre kindlichen Bitten so ganz nach dem Wunsch unsres Herzens väterlich erhört und erfüllt, und unsern geliebten Missionsvater, den hochwürdigen Herrn Sauberzweig-Schmidt, der nur sechs Jahre nach Gründung unsrer Kirche und Gemeinde an diesem Ort das Licht der Welt erblickte, zu unserm 50jährigen Jubelfest zu uns gesandt. Wir haben ihn sehen, hören und von ihm viel Segen empfangen dürfen, denn er hat uns in unsrer eignen Sprache die Festpredigten gehalten und uns das liebe Gotteswort sehr kräftig verkündigt und ans Herz gelegt. Aus seiner Hand durften wir das Sakrament des heiligen Leibes und Blutes unsers Herrn Jesu, und aus seinem Herzen und seiner Hand den Segen des dreieinigen Gottes empfangen.

Diese Segnungen werden uns und unsern Kindern unvergeßlich sein.

Für diese hohe Freude, für diesen süßen Genuß, für dies empfangene große Vorrecht, sprechen wir Euch, sehr geliebte Väter, unsern herzlichsten Dank aus.

Wir danken Euch für Euer väterliches Sendschreiben von dem 30. Juli dieses Jahres, in dem Ihr zusammenfaßt: Euern herzlichen, väterlichen Segenswunsch, erquickliche Worte voll Trost und Ermutigung, väterliche Worte der Unterweisung und Ermahnung, lockende Liebesworte an verirrte und kranke Seelen, die, Gott sei es geklagt, noch reichlich unter uns zu finden sind. Aus jedem Eurer väterlichen Worte spricht deutlich Eure Vaterliebe zu uns. Diese, wie überhaupt alle Eure Liebe, die Ihr uns immer reichlich bewiesen habt, möge der liebe Herr, wie wir ihn allezeit darum bitten, sehr reichlich segnen, und Euch vergelten nach dem Reichtum seiner Gnade, und Euch krönen mit Barmherzigkeit.

Aber zum Schluß unsrer Dankeszeilen ersuchen wir in kindlicher Demut Euch, hochwürdige und geliebte Väter, uns und unsre ganze Gemeinde mit all unsern Schwachheiten, Nöten und Bedürfnissen, leiblicher und geistlicher Art, auch fernerhin auf Eurem Vaterherzen tragen zu wollen, und unserer in Liebe und Geduld stets zu gedenken in Eurer priesterlichen Fürbitte, so daß unsre Herzen und die Herzen

unsrer Kinder fester und gewisser werden in seiner Gnade, damit der Herr, nachdem er sein Gnadenwerk in uns begonnen hat, es auch vollführen möge zum Preis und Ruhm seines herrlichen Namens.

Zuletzt bitten wir Euch, uns von Zeit zu Zeit ein Wort väterlicher Ermahnung zu senden, um uns allen, und besonders den kranken, schwachen und irrenden Seelen, wenn das Wort unsrer Lehrer in manchen Fällen vergeblich zu sein scheint, zu Hilfe zu kommen.

Wir, die Vorsteher dieser unsrer Gemeinde, grüßen Euch, hochwürdige und sehr geliebte Väter, im Namen der ganzen Gemeinde.

Eure dankbaren und gehorsamen Kinder:
(folgen Unterschriften).

Berliner Missions-Berichte 1903, S. 637 f.

---

94. Brief eines Helfers zu Bulongoa.

Missionar Hübner schickte folgenden Brief des Helfers Petele Ngazika an Missionsdirektor Gensichen: „Ich, Petele Ngazika, grüße Dich, Vater, der Du einst in unser Land gekommen bist. Wenn es Dir wohlgeht, so freue ich mich sehr. Der Gott, der Dich einst behütet hat auf dem Wege, behüte Dich auch fernerhin und Dein ganzes Haus. Auch die große (Deine) Frau, sowie die großen Priester (Väter) grüße ich alle. Ihr habt das Wort des Lebens, eines Lebens, das ewig währet, gesandt zu Menschen, die in Finsternis waren, eine Finsternis, die auch ewig währet. Wir, die wir nun das Wort, das vom Himmel gekommen ist, hören, wir, die wir sehen das Licht des Herzens, freuen uns jetzt. Freuen uns zu sehen unsern Herrn und Frieden zu haben im Himmel und auf Erden. Ja, diese Freude zu haben, ziemt uns in dem Herrn, welcher uns in seiner Barmherzigkeit und Liebe gesegnet hat. Auch ziemt es uns von ganzem Herzen, zu hoffen auf Jesum, der uns in seiner Liebe besucht hat.

Ich bitte, vergesset unserer nicht, wir hoffen auf Euch, denn Ihr versorgt unsere Priester (Missionare) mit Nahrung und Kleidung, wofür wir Euch von ganzem Herzen danken. Mein

Dank ist freilich nur einer eines Schwachen, denn ich bin noch ein unwissender Mensch, hoffe aber darum auf den Herrn, der da sucht, was verloren ist, und ich weiß, er wird mich schöner (vollkommener) machen! Dies ist es, was ich schreiben wollte. Ich bin fertig."   Berliner Missions-Berichte 1903, S. 465.



45. Trost für Trostbedürftige.

(2. Theff. 1, 3—10.)

95. Die Gespensterfurcht schwindet durch das Christentum.

Es mehren sich die Zeichen, daß es bei dem Teile der Südseebevölkerung, der in ständiger Berührung mit den Missionaren lebte, mit der alten Geister- und Zauberfurcht vorbei war. Miss. Hoffmann mußte einmal bei Nacht nach Siar fahren und nahm mehrere junge Burschen mit. Diese waren bei der Abfahrt sehr zuversichtlich, denn ein Alter im Dorfe hatte nach ihrer Gewohnheit durch einen Zauber gutes Wetter und guten Wind für die Reise gemacht. Als sie aber die offene See erreichten, brach ein furchtbares Unwetter los. Da kam eine schreckliche Angst über die jungen Leute.

„Hoffmann," riefen sie, „erkennt Jesus auch in der Nacht die Menschen?" „Gewiß, Jesu Augen sehen bei Tag und Nacht." „Hoffmann, unsere Alten im Dorfe können nichts. Willst du nicht Jesus sagen, daß er hilft, wie damals den Menschen auf dem kleinen See Tiberias?" Während dieser Worte kam ein besonders starker Wasserguß über Bord. Hoffmann wollte seine Schüler erst noch ein Weilchen auf die Probe stellen und sagte: „Betet ihr selbst zu Jesus, ihr habt ja genug von ihm gehört." „Das hilft gewiß nicht. Jesus kennt uns nicht. Rede du lieber mit ihm. Aber schrei auch laut, damit er hört, daß du im Boote bist. Er möchte dich in der Finsternis nicht sehen." Es war eine eigenartige Situation; aber der Missionar konnte nicht umhin, in Sturm und Wetter laut mit ihnen zu beten. Nach mehrstündiger Fahrt kam die kleine Gesellschaft

glücklich in Siar an. Auch diese stürmische Nacht mußte dazu dienen, dem neuen Glauben den Weg zu bereiten.

Paul, Mission in unsern Kolonien IV, S. 166 f.

---

96. Stuurmann, der falsche Prophet der Witbooi.

Der Sendling der äthiopischen Kirche, Stuurmann, hielt sich schon im April 1905 bei Hendrik Witbooi auf und beteiligte sich an der Versammlung der Namahäuptlinge. Das hat Missionar Holzapfel kurz vor seiner Ermordung berichtet. Dem gegenüber hatte Stuurmann erklärt: „Er fühle sich durch den Geist gedrungen, umherzureisen und den armen Hottentotten Gottes Wort zu verkündigen.“ Sorgfältig aber war er der Berührung mit den Missionaren aus dem Wege gegangen.

Auf Hendrik Witbooi und sein Volk wußte Stuurmann allmählich einen unheimlichen Einfluß zu gewinnen. Er galt ihnen als Prophet von Gott gesandt, die Nama, Gottes Volk, zum Kampf wider die Kanaaniter, die von Gott verworfenen Deutschen aufzurufen. Nicht ohne Geschick scheint er seine Prophetenrolle gespielt zu haben. Nach neueren Nachrichten verkehrte er unter den Angaben, kein Unberufener dürfe ihm, dem Gottgesandten, nahen, nur durch Mittelspersonen mit den Häuptlingen und dem Volk, diese ihm blind ergebenen Kreaturen ernannte er selbst zu Predigern des Worts. Sie haben dem Volk eingeredet, des Propheten Gestalt leuchte ganz und gar im himmlischen Licht, weil er ständig vor Gott stehe. Er hat es verstanden, durch Berufung auf mißdeutete Schriftstellen, wie die in den Bibeln gefangener und gefallener Namas bezeichneten Stellen beweisen, das Volk zu fanatischem Haß gegen die Deutschen zu treiben. In dem „heiligen Krieg“ sei jedes Mittel erlaubt. Deshalb hatte er Befehl ergehen lassen, daß jeder Bambuse seinen Herrn ermorden solle. Auch die Missionare, die den Herero als unverletzlich galten, waren, wie Holzapfels Ermordung bewiesen hat, vor den fanatisierten Nama nicht sicher. Daß ganze Gemeinden zu den Empörern übergegangen sind, daß Gemeindeälteste, im jahrelangen Dienst bewährt, die ruchlose Ermordung gefangener Weißer als blutige Racheopfer, die dem Herrn geschlachtet wurden, ansahen und mit Gebet weihten, diese

ganze grauenvolle Begriffsverwirrung alles dessen, was gut und böse ist, läßt sich nur durch den berückenden Einfluß eines Lügenpropheten erklären. Schon hat sich Stuurmann vernehmen lassen: wenn sein Werk im Namalande getan sei, wolle er das Kapland von den Weißen säubern und dann durch sein Wort eine Brücke über das Meer schlagen, um in Deutschland alle Leute, mit Ausnahme der zu Knechten der Schwarzen Bestimmten, zu töten.

Nach allem, was man jetzt über den Aufstand, der nun glücklich niedergeschlagen ist, weiß, kann man den Worten des Missionars Fenchel nur zustimmen, welcher schreibt: „Der Herr geht in seinem Gericht über ein laues, träges Volk immer weiter. Man wollte sich unter keine Ordnung der Obrigkeit fügen, an keine Arbeit gewöhnen. Das Gericht wird um so schlimmer sein, als es in unserm Volk nicht an Erkenntnis der Wahrheit fehlt, ja wohl die meisten wider besseres Wissen sich in grauenhafte Sünden gestürzt haben. Das Volk ist mit Blindheit geschlagen.“ Aber weshalb denn? 2. Thess. 2, 10 f. gibt die Antwort.

Missions-Magazin 1906, S. 79 f.

---

46. Die Glaubenstreue unserer Heidenchristen in Verfolgungszeiten.

(2. Thess. 1, 11—12.)

97. Dankbarer Sinn im Unglück.

Über das geistliche Leben in Bethanien (Oranje-Synode) urteilt Superintendent Grützner: Als Bruder Schulz eines Tages wegen der Not der Leute bekümmert war, sagte Nikodemus zu ihm: „Mynheer, ist es nicht ein Wunder, daß uns der Herr in der langen, schweren Kriegszeit so treulich versorgt hat und uns alle am Leben erhalten? Derselbe Herr wird auch ferner für uns sorgen!“ — Und gerade dieser Mann hatte seine ganze Ernte verloren!

Berliner Missions-Berichte 1903, S. 199 f.

---

98. Heroismus der chinesischen Christen.

Erfreulicherweise mehren sich die Nachrichten über das glaubensmutige Verhalten vieler eingeborner Christen, namentlich auch vieler Nationalhelfer, welche Treue bis in den Tod bewiesen haben; z. B. daß einer angesichts der Todesgefahr erklärte, „er wolle seine besten Kleider anziehen, da er im Begriff sei, in den Palast des Königs zu gehen," ein anderer lieber starb, als daß er die Liste der Christen auslieferte. — Über der Missionare und der eingebornen Christen Verhalten richtete der amerikanische Gesandte Conger folgendes Schreiben an die amerikanischen Missionare:

„Einem jeden von Ihnen, die Sie mit uns glücklicherweise von dem uns drohenden Blutbad errettet sind, möchte ich in dieser Stunde der Befreiung aussprechen, was meines Wissens mit mir alle Gesandten der Mächte in gleicher Weise fühlen und empfinden, nämlich unsern tiefgefühlten Dank für die unschätzbare Hilfe, welche Sie und die eingeborenen Christen uns während der Belagerung geleistet haben, so daß wir jetzt noch am Leben sind. Ohne Ihre ebenso einsichtsvolle wie erfolgreiche Hilfsleistung in Rat und Tat wäre unsere Rettung unmöglich gewesen. Ich glaube und hoffe, daß nach Gottes weisem Rat die Opfer, die Sie gebracht haben und noch bringen, und die Gefahren, die Sie bestehen, für das irdische und geistliche Wohl des Volkes, dem Sie die Arbeit Ihres Lebens weihen, reiche Früchte tragen werden."

Hiermit stimmt, was ein deutscher Zollbeamter namens Bismarck, in seinem im ostasiatischen Lloyd veröffentlichten Tagebuche schreibt: „Es ist geradezu erhebend, zu sehen, wie manche schon dem Tode geweihte, alte, verwundete Männer den jüngeren Christen Trost zusprachen und sie in ihrem Glauben zu bestärken suchten. Hsianz tien tschu, d. h. denke an Gott! hört man fast überall, und hier erst lernt man das Wort Märtyrer in seiner ganzen edlen Bedeutung kennen." In Tschifu erklärte ein Engländer, früher habe er nie an die Aufrichtigkeit dieser orientalischen Christen geglaubt, jetzt aber glaube er daran, nachdem er gesehen, wie standhaft sie in der schrecklichen Verfolgung geblieben sind. Allgemeine Missionszeitschrift 1901, S. 51 u. 80 f.

47. Eine kurze Missionspredigt des größten Heidenmissionars.

(2. Thess. 2, 13—17.)

99. Die ersten Neuen Testamente auf Raratonga.

Als John Williams 1839 auf dem „Friedensboten" nach Raratonga kam, brachte er eine kostbare Schiffslast mit: 5000 Neue Testamente. Sie wurden mit Jubel aufgenommen, denn auf diese Gabe hatten die eingebornen Christen lange gewartet. Nirgends hat ein Bibelverkäufer leichtere Arbeit gehabt. Hier stand einer mit glänzendem Angesicht und hielt seinen Schatz hoch empor. Ein andrer verbarg das erhaltene Buch liebkosend im Busen. Viele küßten es. Etliche flogen pfeilschnell davon und hielten nicht eher an, bis sie nach Hause kamen, wo sie das Kleinod den Angehörigen zeigten. Andere endlich hüpften vor Freude umher. Viele kamen mit Tränen in den Augen und bettelten „unverschämt" um ein Buch. Wenn ihnen gesagt wurde: „Du kannst ja nicht lesen", antworteten sie: „Aber mein Sohn, meine Tochter kann lesen, und ich kann hören und sie verstehen." Eine Frau kam und sagte, sie hätte die ganze Nacht mit Weinen zugebracht und dann damit, ihren Mann auszuschelten, weil er nichts habe, wofür er ihr ein Testament kaufen könne. Wer Geld zu geben hatte, bekam zuerst ein Buch. Umsonst wurde es grundsätzlich nicht gegeben. Sodann wurden die bedacht, die mit getrockneten Bananen, Nüssen oder dergleichen bezahlten. Diese Ware nahm Williams gern als Geld an. Einer dritten Abteilung endlich wurden die Bücher als Darlehen gegeben. Paul, Mission in unsern Kolonien. IV, S. 87 f.

---

100. Sabuni.

Da war in Hohenfriedeberg (Deutsch-Ostafrika) ein Jüngling, Sabuni mit Namen. Er war unter den ersten, die Ostern 1894 um die Taufe baten, und die Missionare hatten ihn wegen seines sanften und treuen Wesens ganz besonders lieb. Sein Vater wollte nichts davon wissen, daß er Christ würde, aber Sabuni ließ sich durch alles Drohen und Schelten zunächst nicht einschüchtern

Nach einigen Tagen forderte der Vater ihn auf, seinen Bogen und seine Pfeile zu holen und mit ihm zu gehen. Wohin es gehen sollte, sagte er ihm nicht. Dem Missionar Wohlrab allerdings, der lange mit ihm darüber verhandelte, teilte er schließlich mit, er wollte einen entfernten Schuldner und einen kranken Freund aufsuchen. Aber alles Bitten des Missionars, den Weg noch einen Monat aufzuschieben, damit Sabuni unterdessen für die Taufe vorbereitet werden könnte, war umsonst. Der Jüngling mußte den Vater begleiten, und es wurde ihm von allen Seiten auf dem Wege heftig zugesetzt, doch ja von der Taufe abzustehen. Überall schalt man ihn einen schlechten Menschen und Abtrünnigen, die Verwandten bedrängten ihn hart; der Vater drohte, ihn so weit fortzubringen, daß er nie wieder zurückkehrte, ja er fluchte ihm sogar: „Wenn du dich taufen läßt, so stirb."

Da gab der gepeinigte Jüngling schließlich nach. Aber er hatte keine Ruhe seitdem, und dem Missionar, der ihm ernstlich wegen seines Wankelmutes ins Gewissen redete, erklärte er: „Was soll ich sagen? Würde ich sagen, ich verlasse Jesum, so wäre das ein vergebliches Wort. Ich kann Jesum nicht lassen, ich denke jeden Tag in meinem Herzen an ihn."

Er kam immer regelmäßig zum Gottesdienst und hörte nicht auf, den Vater zu bitten, daß er sich taufen lassen dürfe. Und als alle Bitten nichts halfen, da stand das Wort vor ihm als nicht mehr abzuweisende Forderung: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. So meldete er sich denn endgültig zur Taufe an.

Während der Vater ihn deshalb zornig von sich stieß, brach die Mutter in herzzerreißende Klagen aus. Weinend rief sie: „Mein Sohn geht verloren, mein Sohn geht verloren, und es ist doch mein einziger Sohn." Sabuni erzählte ihr die Geschichte von Abraham, der alles verließ und doch nicht verloren ging. Aber sie wollte sich nicht trösten lassen.

Doch zeigte es sich hernach, daß die Mutterliebe nicht so leicht auszulöschen ist. Alle zogen sich von Sabuni zurück, als er wirklich die Taufe empfangen hatte; — die Mutter war die einzige, die ihm noch Speise brachte und sich durch alles Schelten der Verwandten nicht davon abhalten ließ. „Ich kann es nicht mit ansehen, daß mein Kind abmagert", gab sie ihnen zur Antwort.

Nur wenige Jahre waren Sabuni noch auf Erden beschieden. Als ein treuer Christ hat er gelebt und ist dann in Frieden zu seinem Herrn heimgefahren.

Saat und Ernte 1906, S. 30.



48. Nehmet immer zu im Werke des Herrn.

(2. Thess. 3, 1—3.)

101. Wie sich ein Gelähmter das Wort Gottes erbettelte.

John Williams traf einst auf Raratonga einen ganz gelähmten Mann, den er noch niemals in der Versammlung gesehen hatte, und der ihm doch einen christlichen Gruß zurief. Als er sich auf ein Gespräch mit ihm einließ, entdeckte er zu seiner Überraschung, daß der Krüppel ziemlich viel vom Christentum wußte. Er fragte ihn, woher er denn seine Erkenntnis habe.

„Von dir," lautete die Antwort, „wer anders hat uns die Botschaft des Heils gebracht?"

„Ja, aber ich erinnere mich nicht, dich je auf einer unserer Stationen gesehen zu haben, wo du mich von diesen Dingen hättest können reden hören. Du mußt es auf andre Weise erfahren haben."

„Ei, ich will es dir sagen. Wenn die Leute vom Gottesdienst zurückkehren, setze ich mich da an den Weg auf meine Bank und bettele mir ein Wort von ihnen, während sie vorübergehen. Der eine gibt mir ein Stück, der zweite ein anderes. Die sammele ich dann in meinem Herzen, und so habe ich ein wenig von Gottes Wort verstehen lernen."

Paul, Mission in unseren Kolonien IV, S. 83 f.

---

102. Das wirkliche Defizit.

Pastor J. Richter: Als ich im Winter 1900/01 durch die verschiedenen Missionsfelder Indiens reiste, hatte ich vielfach Gelegenheit, den mannigfachen und gediegenen Missionsbetrieb zu bewundern, treue, aufopfernde Arbeit kennen zu lernen, an sprossenden Blüten und reifenden Früchten mich zu erfreuen. Aber der durchschlagende Eindruck war doch schließlich immer wieder

der: im letzten Grunde ist die Missionsaufgabe an allen den Millionen Hindu nur eine, und alle die verschiedenen Missionsgesellschaften, alle die auf weit entlegenen Missionsplätzen arbeitenden Missionsgeschwister sind wie Leute, die in einen riesigen Berg von allen Seiten her Löcher hineinbohren, weil sie alle dieselbe Überzeugung haben, dieser Berg des Heidentums, dieses Bollwerk der Finsternis muß gesprengt werden! Und die große Frage, die sich mir dabei wieder und wieder schwer aufs Herz legte, war die: wird die alte Christenheit, zertrennt in zahllose Denominationen und Kirchen, durchzogen von dem heillosen Riß zwischen Wittenberg und Rom, vergiftet von dem ihr Lebensmark aussaugenden Rationalismus und Naturalismus, wird sie Kraft genug haben, diese ihr vom Herrn der Mission gestellte Aufgabe zu lösen? Das ist das große, gefährliche, entscheidende Defizit, das Defizit an Kraft, an heiligem Geist! Ein Fluß ist nie höher als seine Quelle; ein schwacher Fluß versiegt in der Wüste, nur ein starker Wasserstrom dringt siegreich hindurch und wandelt die öde Steppe in einen gesegneten Fruchtgarten. Was sind wir? was ist unser Missionsleben? ein schaler Bach, der eben im Begriff ist, aus Mangel an innerer Triebkraft zu versumpfen, oder ein breiter, tiefer, frischer Wasserstrom zur Gesundheit der Völker? Viele evangelische Christen in allen Landen haben sich in diesen Jahren aufgemacht, mit großem Ernst zu beten um Gnade und Kraft des heiligen Geistes; lasset uns mit diesen Betern gemeinschaftliche Sache machen, lasset uns mit ihnen beten um große Männer voll heiligen Geistes, welche des Herrn heilige Kriege führen; lasset uns um Männer und Frauen daheim bitten voll feurigen Gebetsgeistes, die gleich Mose, Aron und Hur in der Stille auf dem Berge vor Gottes Angesicht auf die Streiter draußen den Sieg herabbeten; lasset uns um völlige Hingabe, um ganze Opfer unserer Kraft und unsers Vermögens beten, daß wir unser Alles an dies eine große Ziel setzen. Das ist das beste, das durchschlagende Mittel gegen jedes Defizit!

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1902, S. 225 f.

Warneck, Missionsstunden I, S. 183 f. Ach, laß dein Wort recht schnelle laufen. Allgemeine Missions-Zeitschrift 1877, Beiblatt, S. 49 f. Etwas über Missionsgebete.

49. Ein Schattenbild aus einer heidenchristlichen Gemeinde.

(2. Theff. 3, 6—16.)

103. Abtrünnige Gemeindeglieder in Natal.

Auf Emmaus mußte der schon früher unter Kirchenzucht gewesene und wiederaufgenommene Frank Skosana am 26. Nov. 1905 wieder unter Kirchenzucht gestellt werden wegen Übertretung des sechsten Gebots. In der Gemeindeversammlung machte er den Eindruck eines ganz verstockten Menschen, der fester denn je in des Teufels Händen ist. Am 15. Dezember wurde er wegen Aufreizung zum Aufruhr gefangen genommen. Br. Chr. Prozesky teilte mit, daß er sich in der Umgegend von Stendal für einen Gesandten des Dinuzulu ausgegeben hatte und sich als solcher ehren und bewirten ließ. Auch in Emmaus suchte er zu wühlen mit den Reden, daß zu Weihnachten alle Europäer mit dem Spieß ermordet werden müßten. Zuletzt wurde sein Treiben bekannt und er gefangen genommen. So saß er denn Weihnachten als Aufrührer im Gefängnis. Die Missionare aber atmeten auf, als sie ihn hinter Schloß und Riegel wußten, und für die Gemeinde waren sie nun beruhigt. Ob er sich wohl im Gefängnis an sein Wort erinnerte, das er vorige Weihnachten gegeben, dem Herrn zu dienen von ganzem Herzen? Der Herr helfe ihm zu aufrichtiger Buße.

Betrübend war es, daß Sobantu Mtembu, der schon seit 15 Jahren auf Emmaus Lehrer war, entlassen und unter Kirchenzucht gestellt werden mußte, ebenso der Lehrer Lukas Ngwane, beide wegen Übertretung des sechsten Gebots. Beide haben um Wiederaufnahme gebeten und Zeichen aufrichtiger Buße erbracht, soweit Menschen es sehen können.

Jahresbericht Berlin I, 1905, S. 84 f.

---

104. Rückfälle in chinesisches Heidentum.

Missionar Greiser in Yinfa berichtet, daß im Jahre 1905 7 Rückfälle ins Heidentum vorkamen. Der schon 1900 getaufte Tschi sin ken (in Ma ßi au bei Kongtheu) ist vollständig wieder Heide geworden; er hat sich seit 1902, wo ich hier einzog, nur

zweimal in der Kapelle sehen lassen und alle unsere Mahnungen in den Wind geschlagen. Dasselbe ist der Fall mit den 1901 getauften Tschau fuk sin und Tham schin yin, die hier zur Yinfa-Kapelle gehören. Beide hatten Streitsachen mit einem Nachbarn. Weil ich außer Anmahnungen zum Frieden ihnen keine Beihilfe gewähren konnte, erklärten sie offen, sie wollten von solch einer Lehre nichts wissen, die ihnen keinen Nutzen brächte. Sie ließen sich durch nichts mehr zur Vernunft bringen und treiben jetzt offenkundig Götzendienst, ja lästern uns vor den Heiden. Tsen yun fuk in Sa ha bei Tschongong (getauft 1901) kommt nie zur Kirche, hat aber sein altes Gewerbe wieder aufgenommen, er verdient sich als Taoistenpriester durch Zauberei viel Geld. Yap yun fuk (getauft 1902) hat Anstoß daran genommen, daß sein Vetter Yap yun sang vor 2 Jahren ausgeschlossen wurde, weil er eine zweite Frau genommen hatte; er hat in diesem Jahre wiederholt dem Götzen geopfert und am Götzenfest teilgenommen. Auch haben sich die beiden Schangheuer Christen Hyu Pi tet und Tschin thau sen von uns offen losgesagt, treiben Götzendienst und andere Laster (Spiel, Opiumrauchen), schmähen und lästern, (getauft 1903), und dies, wie sie sagen, weil wir, der Missionar und Gehilfe, sie unrecht behandelt hätten, denn wir hätten sie nicht vor ihren Feinden und Gegnern beschützt. — Das sind alles sehr niederbeugende Erfahrungen von der Macht der Finsternis, wie sie meine Gemeinde verheerend heimsucht.

Ein schöner Trost ist es, daß allenthalben ein Stamm treuer Christen vorhanden ist, die trotz aller Schwachheit und Mängel, die ihnen anhaften, allen Versuchungen und Lockungen zum Trotz, dem Namen des Herrn dienen. An denen richtet sich dann zuweilen auch mancher Gefallene wieder auf. So ist z. B. der Erstling im Yinfa-Kreise, Tshui min thau, im verflossenen Jahr reumütig zu uns zurückgekehrt, nachdem er jahrelang heidnisch gelebt und die Kirche gemieden hatte. Ich hatte ihn im Frühjahr noch einmal aufs ernsteste ermahnt und ihn erinnert, wie er einmal sein Tun nicht würde verantworten können: er besäße doch genügend Einsicht, daß das Götzen- und Zauberwesen Torheit und Sünde sei, und daß er das Erbarmen unseres Heilandes zurückweise. Damals fragte er mich, ob ich ihn wieder annehmen würde, da er doch schlimmer als ein Heide sei. Ich bezeugte ihm vor der Gemeinde meine Freude über seine Sinnesänderung, und

seitdem hat er keinen Grund mehr dazu gegeben, daß die Heiden den Christennamen lästern können; er hält sich zur Kapelle und hat zwei seiner Freunde überredet, auch die christliche Lehre zu lernen.

Jahresbericht Berlin I, 1905, S. 165.

Merensky, Erinnerungen 65 f.: Ein heuchlerischer Sulu.

50. Der beste Wunsch.

(2. Thess. 3, 16a.)

105. Wo ist meine Mutter?

Missionar Johl in Petersberg (Kafferland) berichtet: Unsere Greisin Hanna Kika ist am 4. Januar 1900 verschieden und wurde heute beerdigt. Die alte Frau ist wie ein Brand aus dem Feuer gerettet. Sie ging stumpf dahin bis zum Tode ihrer Tochter, der seligen Sara Mangupe. Als diese im Sterben lag, rief sie: „Wo ist meine Mutter?" Das Wort traf das Herz der Alten und sie sagte zu sich: „Ja, wo bin ich? Meine Tochter geht zur Freude ein, wie sie eben gesagt hat, aber wo bin ich, die ich ihr den rechten Weg hätte zeigen sollen? Wo bin ich? Noch in Finsternis und Sünde!" Da fing sie an mit Beten und suchte den Herrn mit Ernst. Sie konnte leider nur sehr schlecht hören, verstand aber, worauf es ankam, und wurde in den Tod Christi getauft. Sie wurde immer schwächer dem Leibe nach, aber ihre Seele hatte sie dennoch auf das Eine gerichtet, was not tut. Wenn ich sie besuchte, freute sie sich wie ein Kind. Leider konnte sie nur wenig von dem verstehen, was ich mit ihr sprach. Ihre Schwiegertochter mußte ihr gewöhnlich verdolmetschen, was ich ihr gesagt hatte. Ihre Antworten darauf zeugten aber immer von lebendigem Glauben, und so hoffen wir zuversichtlich, daß der Herr ihre Seele erlöst hat, und sie eingegangen ist zu der Ruhe der Seligen.

Berliner Missions-Berichte 1901, S. 169.

---

106. Gebet eines indischen Knaben.

Eine Missionarsfrau hatte ein kleines indisches Waisenkind namens Schadi in ihr Haus aufgenommen, um an ihm

Mutterstelle zu vertreten. Natürlich lehrte sie den Knaben bald den Herrn Jesus, den großen Kinderfreund, kennen und zu ihm beten. Eines Abends, als die Pflegemutter den kleinen Schadi ins Bett gebracht hatte — er war damals 6 Jahre alt — und er sein Abendgebetlein gesprochen hatte, da fügte er ganz von selbst noch ein kleines Gebet hinzu: „Lieber Herr Jesus", sagte er, „mache mich doch ebenso, wie du warst, als du sechs Jahre alt warst!" Mich dünkt, es war ein recht gutes Gebet, das der kleine Schadi tat. Saat und Ernte 1906, S. 32.



51. Selbstbekenntnis eines Missionars.

(1. Tim. 1, 12—14.)

107. Wie Posselt von seiner eigenen Predigt den größten Segen hatte.

Missionar Posselt auf Christianenburg (Natal) ging mit Gebet und Gottvertrauen an die Arbeit, und doch war ihm bisweilen zumute, als ob seine ganze Mühe verlorene Liebe wäre. „Wie wenn ein grüner, frischer Zweig, vor das Loch eines glühenden Ofens gelegt, alsbald verschrumpft, so ist mir's" — so ruft er selber klagend aus — „manchmal ergangen, wenn ich vor die Kaffern trat, um zu predigen. So deutlich trugen die Angesichter den Stempel der Abgestumpftheit gegen alles Göttliche und der irdischen Lüste." Wie liebevoll wußte ihn dann seine Gattin immer zu trösten, und wie oft beschämte ihn der Herr, daß sich gerade dann suchende Seelen finden, die die Taufe begehrten, wenn der Missionar so ganz verzagt war! So hatte er eines Tages ganz den Mut verloren, doch seine Gattin Christiane sagte: „Wilhelm, tue deine Schuldigkeit," und er predigte. Als Text nahm er: „Sehet, das ist Gottes Lamm" und meinte, das könnte kein Kaffer verstehen. Doch je mehr er predigte, desto wärmer wurde sein Herz, desto heller leuchteten die Augen seiner Zuhörer, so daß er später offen bekannte, er selbst habe den größten Segen von dieser Predigt gehabt.

Evangelische Missionen 1906, S. 221.

108. Wie Samuel Hebich Frieden fand.

Samuel Hebich wurde am 29. April 1803 zu Nellingen auf der Schwäbischen Alb geboren. Sein Vater, der Pfarrer Friedrich K. Hebich, war ein origineller Mann mit einem tiefen Gefühl für Freiheit, Tugend und alles menschlich Große und Edle, aber durch und durch Rationalist. Es ist charakteristisch für ihn, daß er mit seinem Sohne wohl die Psalmen und Propheten, aber nie im Neuen Testamente las. Tiefere religiöse Eindrücke hat dieser so im Elternhause nicht erhalten. Bei der Konfirmation überreichte ihm der Vater mit den Worten: „So, jetzt bist du ein Mann“ — eine Tabakspfeife. — Gerade damals sehnte er sich sehr nach einem mitfühlenden Freund, dem er sein Herz hätte ausschütten können. Denn es ging eine große innere Umwälzung mit ihm vor. Seine Seele erwachte und fühlte ihre Leere. Er suchte mit Tränen, aber er fand nicht, was er suchte. Es war das noch unbewußte Sehnen nach Gott, das über ihn kam. Das Gewissen meldete sich, zeigte ihm seine Verdammlichkeit und ließ ihm keine Ruhe mehr. Nachdem er wochenlang so in immer trüberer Schwermut dahingegangen war, schlug ihm am 13. Juni 1821 die Stunde, wo er im Glauben an Gottes Gnade Frieden fand. Es war an dem Tage ein großes Volksfest, zu dem er auf Zureden seines Bruders gegangen war, aber die innere Unruhe trieb ihn aus dem Menschengewühl hinaus in das freie Feld. Hier sank er zu brünstigem Gebet auf die Knie und erhob sich als ein getrösteter und begnadigter Mensch.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1907, Beiblatt, S. 57 f.

Missions-Freund 1896, S. 45: Die Grabinschrift der Frau Missionar Eich. Missions-Freund 1896, S. 53: Der Tod des schwarzen Pastors Timotheus Sello.

---

52. Drei wichtige Wahrheiten für die Mission und ihre Diener.

(1. Tim. 1, 15—17.)

109. Wo der Herr Jesus die Herzen gewinnt, fällt der Balum von selbst.

Missionar Joh. Flierl bei der Gründung von Blücherhuk: Was ist nun von dem Gerede zu halten, das auf der Hinreise nach Poum uns zurückschrecken sollte? Nach meiner Überzeugung

ist's nicht völlig aus der Luft, denn ich hörte schon früher von Br. Pfalzer: Poumknaben hätten ein biblisches Bild mit in ihre Heimat gebracht (ob von Finschhafen oder aus Astrolabe-Bai weiß ich nicht), die Alten hätten das Bild zerrissen mit dem Bemerken: Sie wollten ihren Balum behalten und keinen neuen Wosung annehmen. Es war das wohl weiter nördlich von Blücherhuk und den Leuten nicht im mindesten zu verdenken, wenn sie sich nicht gleich für den neuen Herrn erkären, den sie noch nicht kennen. Bei Besetzung von Blücherhuk ist keine Gefahr, nur sollen wir Missionare von vornherein keine Götzenstürmer sein und als neue Bonifatiusse die Götzenbäume gleich umhauen wollen, statt sie in langwieriger Geduldsarbeit und im Glauben der Heiligen auszuwurzeln. Die meisten Bäume in den Tropen, wenn sie bloß umgehauen werden, schlagen wieder aus; was mühsamer ausgerodet, bleibt rein für die Entwicklung des Neuen, Bessern. Wo Jesus die Herzen gewinnt, da fällt der Balum von selbst; dagegen durch unzeitiges Eifern gegen das „Lügensystem" des Balum könnten wir leicht dem sel. Evangelio die vom Herrn bereits geöffneten Wege versperren. Das ist keine verwerfliche Akkommodation, sondern ein gehorsames Achten auf die Weise und Wege des Herrn. Nicht bei der öffentlichen Predigt vor den Heiden und nicht beim Unterricht der unmündigen Kinder ist der Balum zu stürzen, sondern erst beim Taufunterricht ist der Ort. Kirchliche Mitteilungen, Nördlingen 1906, S. 6.

---

110. Selwyns Urteil über die verschiedenen Missionen.

Selwyn sagte, als er einst in Cambridge die Studenten für den Missionsberuf zu begeistern suchte: „Ich sehe auf meinen Rundreisen das Werk Gottes in jedem Stadium seines Wachstums: wie der anspruchslose Lehrer erst gelandet ist unter einem Volk von fremder Sprache und wilden Sitten; und nach etlichen Jahren finde ich denselben Mann von seinen Bekehrten umringt seine Kapelle und sein Wohnhaus von ihren Händen erbaut, seinen Unterhalt durch ihre Gaben gedeckt. Ich habe diese Inseln in den Tagen ihrer Finsternis gesehen und freue mich daher des jetzt hervorbrechenden Lichtes, wer auch immer seine Träger sein mögen. Ich fühle, daß es einen Episkopat der

Liebe so gut wie der Autorität gibt, und daß diese schlichten, über den weiten Ozean zerstreuten Lehrer meinem Herzen so nahe stehen, wie einst Apollos dem Aquila. Ich sehe sie mit den Wegen des Herrn vertraut, brünstig im Geist, fleißig, sein Werk zu treiben; und dabei fühle ich, daß, wenn ihre Erkenntnis noch lückenhaft ist, es uns obliegt, nicht als Herren über ihren Glauben aufzutreten, sondern als Gehilfen ihrer Freude ihnen brüderlich den Rat des Herrn noch vollständiger zu erklären. Vor allem aber ist es unsere Pflicht, ihnen den Fluch kirchlicher Streitigkeiten zu ersparen, damit nicht jedes Inselchen des Weltmeers ein Abklatsch der Zerrissenheit unsrer heimischen Kirche wird. Schon die natürliche Beschaffenheit dieses Missionsgebiets erleichtert das. Jede von ihrem Korallenriff umschlossene Insel ist eine kleine Welt für sich, in der jeder Missionar sein Werk treiben oder durch von ihm gebildete Gehilfen seine Pläne ausführen kann, ohne seinem Nachbar in den Weg zu kommen. Es ist unsere feste Regel, die Glaubenseinfalt dieser jungen Christen in keiner Weise zu stören, und ich kann es aus meiner über die Hälfte des südwestlichen Teils des Großen Ozeans reichenden Erfahrung bezeugen, daß, wo immer diese Einigkeit des Geistes durch das Band des Friedens gewahrt wird, das Evangelium seine Gotteskraft beweist, und die eingeborenen Christen zur Erkenntnis Eines Herrn, Eines Glaubens, Einer Taufe, Eines Gottes und Vaters unser aller kommen."

Paul, Mission in unsern Kolonien IV, S. 133 f.



53. Die Grundlagen der Heidenmission.

(1. Tim. 2, 3—7.)

III. Der Zusammenbruch der Geisterfurcht auf Neu-Guinea.

Eines Tages fuhr Missionar Bergmann von Siar nach Ruo. Ein Mann namens Talad bat ihn, mitfahren zu dürfen. Er trug einen geschmückten Speer. Das bedeutet nach Papuasitte, daß er den Leuten auf Ruo eine Botschaft zu überbringen hatte. Man sprach auf der Hinfahrt nicht davon. Während

der Heimreise aber sagte der Bote: „Bergmann, wir haben in Siar gestern abend beschlossen, den Messiab aufzugeben und dafür deinen Jesus anzunehmen. Die Ruoleute geben den Messiab auch auf; ebenso die von Seg und Jab, von Ragetta und Jabob, Bilibili, Bogadjim und Bongu." Der Missionar glaubte zu träumen; so überraschte ihn die Freudenbotschaft. Er drang in den Mann, ihm weiteren Aufschluß zu geben. Der aber antwortete nur, die Männer von Siar würden bald in sein Haus kommen und es ihm sagen. Wirklich stellten diese nach Verlauf von einigen Tagen sich ein und erklärten in Gegenwart der Frauen, vor denen doch sonst der ganze Geheimkult mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllt wird, der Messiab sei schlecht, sie wollten jetzt Jesum dafür haben.

Zum vollständigen Zusammenbruch der alten Geisterfurcht aber mußte noch eine wunderbare Erscheinung, eine Art Vision oder Traumgesicht helfen, wie sie auch sonst auf den Missionsfeldern wohl vorkommen, wo das Alte stürzt. Nach Bongu drang eines Tages das Gerücht, weit hinten im Lande sei ein Himmelsmann mit seinem Kinde auf die Erde gekommen und habe alle Speere, Pfeile, Bogensehnen und Zaubergeräte zerbrochen. Diese Gegenstände hätte er in mehrere Körbe gepackt, sein Kind aber in einen besonderen Korb. Er habe gesagt, der Ai sei erlogen; die Männer sollten die beim Geheimkult gebrauchten Instrumente den Frauen und Kindern zeigen, dann aber verbrennen. Alles dagegen, was der Missionar den Bonguleuten und anderen von der Gottesrede gesagt habe, sei gut und wahr. Mit dieser hier nur verkürzt wiedergegebenen Botschaft, die von Dorf zu Dorf gegeben worden war, hatte man 10 wohlverwahrte Körbe an die Küste gebracht. Die erschreckten Bonguleute kamen zu ihrem Missionar und fragten, ob von dieser Geschichte auch etwas in seinem Buche stünde, oder ob er schon vorher Nachricht bekommen habe. Er mußte beides verneinen, knüpfte aber die ernstliche Mahnung daran, daß sie doch endlich den ganzen heidnischen Betrug fahren lassen und den christlichen Glauben annehmen sollten.

Das geschah Mitte November 1906. Einen Monat später wurden die vier Erstlinge von Bongu getauft. Drei von ihnen waren seit anderthalb Jahren im Taufunterricht gewesen. Die heilige Handlung hatte ein denkwürdiges Vorspiel. Man

brachte die oben erwähnten Körbe mit den zerbrochenen Waffen und Zaubergeräten, um sie zu verbrennen. Als die gefürchteten Dinge zum Vorschein kamen, — ein Kind war übrigens nicht in den Körben zu finden — wich zuerst alles scheu zurück. Nun wurden die Flammen ihres Scheiterhaufens geschürt. Sobald sie emporloderten, stimmte der Missionar mit den Schülern an: „Gotoiga al biniëba d. h. „Nun danket alle Gott." Unter diesem Gesang und einem sich anschließenden Gebet erfolgte die Verbrennung. Dann ging man in die Kirche zur Tauffeier.

Einige Tage später brachten die Männer von Bongu ihren eigenen Zauberkram herzu. Es war eine für die Bewohner dieses Dorfes bedeutsame Stunde, als sie noch einmal auf den Instrumenten bliesen, um sie dann zu zerschlagen und ins Feuer zu werfen. Die herbeigerufenen Frauen zitterten vor Furcht am ganzen Leibe. So tief saß der alte Aberglaube in ihren Herzen. Erleichtert atmete alles auf, als die Flammen die Wahrzeichen der alten Spukgeschichten verzehrten. Nur eine besonders schöne Maske „Ai gate", d. h. Kopf des Ai genannt, behielt der Missionar zurück, um sie an das Museum des Missionshauses in Barmen zu schicken. Alles übrige aufzubewahren, hätte keinen Zweck gehabt, da die genannte Sammlung und andere ethnographische Museen bereits genügende Proben besitzen.

Paul, Die Mission in unseren Kolonien IV, S. 167 f.

---

112. Jetzt ist es mit dem Kriegen und Totschlagen aus.

Neulich fand wieder ein kleines Versöhnungsfest statt, zu welchem Br. Zwanzger sie verschiedentlich ermuntert hatte, und zwar zwischen den Leuten des erschlagenen Alisi und solchen aus dem hinteren Wamoro, deren Haupt der alte Wabilu ist. Dieser erschien mit einigen seiner Leute und Frauen erst im Dorf des Ermordeten und kam dann mit den Dorfleuten auch herauf auf die Station. Hierauf setzten sich alle in größter Eintracht in das Jungenhaus und begannen aus Leibeskräften Betel zu kauen. Ein Fremder hätte glauben mögen, die Leute hätten einander noch nie ein Härlein gekrümmt, und sie waren doch Mörder. Dem Wabilu muß es auch innerlich gar nicht so behaglich zumute gewesen sein, als er sich äußerlich den An-

schein gab; denn trotz der kühlen Witterung standen ihm die Schweißtropfen auf der Stirn. Daß jener vor der Ankunft unserer Brüder geschehene Mord nicht weitere Bluttaten nach sich gezogen hat, darf man getrost auch der Missionsarbeit zuschreiben. Denn so haben schon öfter Alte zum Missionar gesagt: Jetzt seid ihr, Missionare, da, jetzt ist es mit dem Kriegen und Totschlagen aus. Kirchliche Mitteilungen, Nördlingen 1904, S. 71.

Warneck, Missionsstunden I, 171 f.: Eine Paulinische Missionsstunde. Allg. Missions-Zeitschrift 1877, B., 81 f.: Warum treiben wir Mission?

54. Heidenchristliche Gemeindevorsteher.

(1. Tim. 3, 1—7.)

113. Nationalhelfer auf Alaska.

Unter den Christen gewordenen Eskimo auf Alaska fanden sich seit Beginn der Missionsarbeit durch die Brüdergemeine treue Nationalhelfer, die den Missionaren unschätzbare Dienste leisteten. Da die älteren von ihnen nicht lesen und darum die Bibel nicht benutzen konnten, so behalfen sie sich bei ihren Vorträgen mit den aus Amerika gesandten Wandbildern, die sie sich vom Missionar eingehend erklären ließen. Es wurde auch den Missionaren bald klar, daß es für sie eine der wichtigsten Aufgaben ist, für eine ordentliche Schulung der jungen Christen zu sorgen. So wurde denn alsbald in Bethel eine Missionsschule oder vielmehr ein Missionspensionat errichtet. Es zeigten sich keine Schwierigkeiten, Schüler für dasselbe zu gewinnen, ja die Anmeldungen waren eher zu zahlreich als zu wenige. Auch zeigten sich die Eltern willig, nach Kräften zur Unterstützung der Schule beizutragen. Sie brachten Fische und Felle, so viel sie konnten. Die Schwierigkeit lag nur darin, daß die guten Leute nicht verstanden, daß zur Erziehung Zeit gehört; sie verlangen meist schon nach kurzer Frist ihre Kinder zurück und meinen, sie müßten nun genug gelernt haben. Aber auch diese Schwierigkeit beginnt sich dadurch zu heben, daß frühere Zöglinge ihren Kindern eine gründliche Erziehung angedeihen lassen wollen. Die Schule ist mit allerlei Unterricht in wirtschaftlichen

und kulturellen Arbeiten verbunden. So werden die Kinder nachmittags im Fischfang und dergleichen unterrichtet. Mit besonderem Verständnis kommen die Schüler den Bestrebungen der Regierung zur Einführung der Renntiere entgegen. 9 Zöglinge unsrer Schule sind bei den aus Norwegen hierher übergesiedelten Lappländern in der Lehre, und im März dieses Jahres werden 2 von ihnen ihre Lehrzeit beendet haben. Dann erhält jeder von ihnen 50 Stück Renntiere als persönliches Eigentum und kann damit seine eigene Wirtschaft beginnen. Der Hauptvorteil der Schule ist aber der, daß aus ihr tüchtige und gediegene Nationalhelfer hervorgehen. Missionsdirektor Hamilton gewann bei seinem Besuch im Jahre 1905 von den älteren Helfern, mit welchen er vielfach in Berührung kam, einen ungemein günstigen Eindruck, und die Missionare erkennen es mit großem Dank an, welche Hilfe sie an ihnen haben. Als am letzten Abend vor seiner Abreise vom Kuskokwim Direktor Hamilton sich von der Gemeine verabschiedete, leitete der Helfer David Skuviuk den Gottesdienst. Dies ist ein Mann, der auch einige Zeit eine Ausbildung in den Vereinigten Staaten genossen hat. Mit voller Aufmerksamkeit folgten die Eskimogeschwister seiner Rede. David hatte als Thema das Gleichnis vom barmherzigen Samariter gewählt. In seiner Anwendung verglich er sein Volk mit dem armen, von den Räubern überfallenen Mann. „Ja," sagte er, „die Zauberdoktoren haben uns in den Zeiten des Heidentums völlig ausgebeutet. Sie ließen uns in unserer Unwissenheit und Stumpfheit geistig tot am Boden liegen. Wo und was würden wir sein, wenn unsere lieben Missionare nicht erschienen und uns Samariterdienste geleistet hätten! Ja, wenn gute Freunde in weiter Ferne nicht unsrer gedacht und auch diesen Bruder zu uns gesandt hätten! Das mindeste, was sie von uns erwarten können, ist, daß wir in aufrichtiger Dankbarkeit die süße Botschaft annehmen und den Ermahnungen unsrer Missionare gemäß als treue Nachfolger Jesu zu wandeln suchen." Wie oft hat man gesagt, daß solche armen, tiefstehenden Völker wie die Eskimo kaum imstande seien, das Evangelium wirklich zu verstehen und anzunehmen. Und nun zeigt hier die Erfahrung, daß sie nicht allein das können, sondern daß schon im Anfang der Tätigkeit unter ihnen aus

ihrer Mitte heraus Verkündiger des Evangeliums erwachsen sind, die ihren Landsleuten oft viel eindringlicher das Evangelium bringen können als die weißen Missionare.

Evangelische Missionen 1906, S. 152 f.

---

114. Ein chinesischer Patriarch.

Missionar Zehnel in Tschichin schreibt: In Tschin fo hi, 20 Stunden von Tschichin entfernt, wohnt der alte und angesehene Ortsvorsteher Schim thai ya. Wie ein Patriarch regiert er seine eigene Familie und sein Dorf nach christlichen Grundsätzen; denn seit zwei Jahren ist er ein lieber und frommer Christ. Auch 2 seiner Söhne sind längst getauft und besuchen unsere Missionsschule. Jedoch der größere Teil seiner Familie (noch 13 Personen) lebte noch in heidnischer Weise; das tat dem Alten im Herzen weh. Der Umstand, daß die nächste evangelische Kapelle über 3 Stunden weit entfernt ist und nicht alle Familienmitglieder dieselbe erreichen können, bewog ihn, in seinem Hause regelmäßige Lehrstunden einzurichten, die sich an die Abendandacht anschließen. Mit viel Fleiß hat der Alte seine ganze Familie über 1 Jahr lang zur Taufe vorbereitet. Im August 1905 bat er mich, die Seinen zu prüfen und sie womöglich zu taufen. Am 13. August reiste ich hin; der Evangelist Lu koi sin, welcher dort den ersten Grund gelegt hat, begleitete mich. Klein und groß freute sich über meine Ankunft; denn ich war ihnen ein schon längst bekannter Gast. Die Antworten, welche die Taufbewerber im Taufexamen gaben, zeugten davon, daß Schim thai ya seines Amtes als Lehrer wohl gewartet hatte. Am selben Abend konnten seine Frau, seine zwei noch nicht getauften Söhne, 5 Schwiegertöcher und 5 Enkel, im ganzen 13 Personen, durch die heilige Taufe in das Reich Gottes aufgenommen werden. Das war ein Freudentag für das ganze Haus und die Familie.

Jahresbericht Berlin I, 1905, S. 167 f.

55. Vom Amt der „Helfer“ in den heidenchristlichen Gemeinden.

(1. Tim. 3, 8—13.)

115. Tungane in Port Moresby.

Missionar Chalmers auf Neu-Guinea gewann in Ruatoka einen sehr brauchbaren Gehilfen, der immer mehr seine rechte Hand wurde. Er begleitete ihn viel auf seinen Predigtreisen hin und her und teilte zu Wasser und zu Lande seine Gefahren. Unterdessen versah in Port Moresby Tungane, die Ehefrau des Gehilfen Ruatoka, nach bestem Vermögen den Schulunterricht und den Gottesdienst. Wie gut sie das verstand, das beweist die Tatsache, daß durch ihr Zeugnis der erste Papua zum Christentum bekehrt wurde. Das ging so zu. Missionar Chalmers und Ruatoka waren auf einer Predigtreise abwesend. Frau Tungane hatte, wie gewöhnlich in diesem Falle, am Sonntagmorgen einen schlichten Gottesdienst gehalten, nachmittags einen zweiten. Am Vormittag hatte sie über die große Liebe Gottes gesprochen, der uns seinen lieben Sohn geschenkt hat, nachmittags davon, daß wir den heiligen Geist nötig haben, um unsere Herzen neu zu machen, damit wir Jesus lieben lernen. Es war fast Mitternacht; Tungane hatte sich mit den bei ihr wohnenden Schulmädchen längst zur Ruhe begeben. Da klopfte es an die Tür. „Wer ist da?“ — „Ich bin es.“ — „Wer bist du?“ — „Ich.“ — Kein Papua pflegt seinen Namen zu nennen. Aber die aufgewachten Mädchen erkannten die Stimme und sagten zu ihrer Pflegemutter: „Es ist Aruadaera.“ — „Bist du Aruadaera?“ — „Ja.“ — „Was willst du?“ — „Öffne die Tür und laß mich ein, dann will ich es sagen.“ — „Es ist jetzt zu spät, wir schlafen alle; komm morgen wieder.“ — „Nein, jetzt. Ich kann nicht bis morgen warten.“ Tungane machte Licht und ließ den späten Gast ein. „Nun, was ist dein Begehr?“ — „Ich weiß nicht; aber ich bin so voll Unruhe. Ich glaube, der Geist, von dem du heute sprachst, ist in mir. Ich kann nicht ruhig liegen. Ich fürchte, ich muß sterben, und fühle, daß ich böse bin.“ Tungane erzählte ihm mehr von Jesus und betete mit ihm. Es wurde Aruadaera schwer, fortzugehen.

Schließlich ging er auf Tunganes Drängen. Aber vor Tagesanbruch war er schon wieder da und wartete geduldig, bis ihm geöffnet wurde. Begierig nahm er das Evangelium an, und als er in der Vergebung seiner Sünden Frieden gefunden hatte, wich die Unruhe wieder aus seinem Herzen. Er wurde ein von Grund aus umgewandelter Mensch und hat in der Folgezeit manchen von seinen Landsleuten zum Glauben bekehren helfen.

Saat und Ernte 1906, S. 11 f.

---

116. Treue Helfer in Labrador.

Wie für den Pfarrer brave, tüchtige Kirchenälteste, so sind für den Missionar treue, zuverlässige Nationalhelfer oder Diener von unschätzbarem Wert. „Haben wir solche, die gesegnete Arbeit tun," schreibt einer unsrer Labradormissionare, Br. Jannasch, „so ist, menschlich gesprochen, unsre Arbeit nur halb so schwer." Und gottlob, Leute, die zu diesem Berufe taugen und ihn sich ernst nehmen vor dem Angesicht des Herrn, finden sich immer wieder in vielen unsrer Missionsgemeinen.

So wurden am 6. Januar 1893, am Heidenfest, zu Okak (Labrador) in einem feierlichen Gottesdienst, an dem die ganze Gemeine teilnahm, 3 neue Helfer (oder Diener) und 3 neue Helferinnen in ihr Amt eingesetzt, nämlich Lukas Ketura, Josef Mathilde und Jonas Juliane, ebenso Klara Eduard, Sara Simeon und Johanna Simeon. Lukas und Josef gehören, soweit man das überhaupt von armen Eskimo sagen kann, zu den wohlhabendsten in der Gemeine, und das danken sie ihrem Fleiß, ihrer Rührigkeit und Sparsamkeit. Schon dadurch ein Vorbild für ihre Landsleute, und von ihnen wegen ihrer übrigen Charaktereigenschaften hoch geschätzt, zeichnen sie sich auch durch ihre Liebe zum Herrn und zu Gottes Haus wie durch Anhänglichkeit und Dankbarkeit den Missionaren gegenüber aus. Letzteren suchen sie bei jeder Gelegenheit sich dienstfertig und gefällig zu zeigen, ohne ein Entgelt dafür zu erwarten, anzunehmen oder zu bedürfen. Jonas, der dritte im Bunde, ist mit Glücksgütern weniger gesegnet. Neben verschiedenen anderen guten Charaktereigenschaften und einer gewissen Redegewandtheit besitzt er ein sehr entwickeltes Gerechtigkeitsgefühl und unerschrockenen Mut. Was er für recht erkannt hat, dazu steht er, unbeirrt durch die entgegen-

gesetzten Äußerungen und Urteile auch einer zahlreichen Majorität — ein Lob, das man einem Eskimo nicht häufig spenden kann. Das die drei Neuerkorenen! Wie nahmen sie nun aber die auf sie gefallene Wahl auf? Alle drei wollten ihr zuerst nicht Folge leisten angesichts ihrer eigenen Unwürdigkeit und der Verantwortlichkeit des Amtes. Am schwersten fiel es Josef und Jonas. Der letztere brachte mit seiner Frau, einer Tochter des Abia und ihrer Art nach sein ganzes Ebenbild, eine ganze Nacht in Gebet und Tränen zu, und beide erschienen dann am Morgen im Missionshaus. Dort entwarf er ein ganzes Bild seines Lebens, damit die Missionare doch ja wüßten, was für einen schlechten Menschen sie sich zum Gehilfen ausersehen hätten, damit sie ja doch einsehen möchten, daß er zum Helfer nicht tauge. Sie freilich erblickten in dieser aufrichtigen Demut nur einen weiteren triftigen Grund für die Richtigkeit ihrer Wahl. Josef besuchte das Missionshaus dreimal in dieser Angelegenheit. Er fühlte einerseits, daß er eingedenk all der Gnade und Barmherzigkeit seines Gottes nicht „nein" sagen dürfe; andrerseits kam ihm jedoch die Verantwortlichkeit einer solchen Stellung zu groß und schwer vor. Er wand und krümmte sich förmlich unter der Bürde des Antrages und bekannte nachträglich, die Woche, bis er mit sich darüber ins reine gekommen, daß er Folge leisten müsse, sei wohl die schwerste in seinem ganzen Leben gewesen. Als die Missionare ihn wie die andern beiden fragten, ob er sich vor seinen Landsleuten fürchte, wenn er ihnen vielleicht einmal bei Gelegenheit entgegentreten müsse, lachte er einen Augenblick, fiel aber dann in den vorigen Ernst zurück und erwiderte: „Nein, vor meinen Landsleuten fürchte ich mich freilich nicht. Ach, wenn es nur das wäre! Aber vor dem Herrn fürchte ich mich, und wie ich in meinem Unvermögen ein solches Amt besorgen soll!" — Nicht bloß die Missionare, sondern auch der alte, treue Abia halfen indes mit Wort und Tat, ja mit ernstem Gebet den Dreien ins klare kommen. Zu einem der Missionare sagte Abia einmal in dieser Zeit: „Ich freue mich so über meine neuen Mitknechte. Wohl sind sie ganz zerbrochen, ja der Josef ist sogar wie krank. Aber das ist gerade recht. Ehe wir nicht ganz klein werden, kann uns auch der Herr nicht brauchen in seinem Dienst!"

So übernahmen sie denn endlich ihr Amt. Es ist ihnen wichtig, sie versehen es mit Eifer und Treue. Einmal in der Woche versammeln sie und ihre älteren Amtsbrüder sich während der Wintermonate bei dem Missionar, der der Vorsteher und Hausvater der Station ist. Es wird gebetet, gesungen, ein Bibelabschnitt betrachtet; dann folgt eine freie brüderliche Besprechung über das Wohl und Wehe der ganzen Gemeine wie einzelner Personen. Es sind reich gesegnete Zusammenkünfte und von den Helfern selber sehr hoch geschätzte, wie hoch, das beweist ein kleiner Zug. Josef mußte auf eine Woche Okak verlassen und sich an einer weiter entfernten Bucht aufhalten, um dort Holz zu fällen. Aber die Teilnahme an jenem Abend im Missionshaus — nein, die wollte er nicht missen. Die 6 Stunden Weges, die er zurückzulegen hatte, scheute er also nicht, sondern fand sich ein. Am nächsten Morgen kehrte er dann wieder auf seinen Holzplatz zurück.

Missionsblatt der Brüdergemeine 1895, S. 258 f.

Missions-Freund 1896, 50 f.: Timotheus Sello, der schwarze Pastor. Berliner Missions-Berichte 1901, 156: Ein Helfer, der drei Sprachen beherrscht.

56. Von der Herrlichkeit und Würde einer Christengemeinde.

(1. Tim. 3, 14—16.)

117. Der Empfang Williams auf Raratonga.

Auf Raratonga, der größten Insel der Hervey-Inseln, wollte John Williams nur kurz verweilen. Hier ward ihm aber ein solcher Empfang bereitet, daß er sich doch zu längerem Bleiben entschloß. Er war noch nicht lange gelandet, als sich ihm ein Schauspiel bot, wie ein Missionar es sich nicht schöner wünschen kann. Die Eingebornen kamen in feierlichem Zuge daher. Die Vorangehenden schleppten ungeheure Götzenbilder, vierzehn an der Zahl, die sie zu seinen Füßen legten. Es waren lange Hölzer, an deren oberen Ende Gesichter mit groben Zügen eingeschnitzt waren, während der untere Teil in eine scheußliche Figur auslief. Sie hatten bisher als die Heiligtümer der Insel gegolten; nun wurden sie verspottet und zerschlagen.

Paul, Mission in unsern Kolonien IV, S. 83.

118. Erfreuliches aus Maneromango.

Der Besuch der Gottesdienste und der Andachten auf Maneromango (Deutsch-Ostafrika) war gut und hat sich gegen Ende des Jahres noch gehoben. An Festtagen reichte die Kirche nicht aus. Bei der Abendmahlsanmeldung trat manches zutage, was unzweifelhaft beweist, daß Gottes Geist an den Herzen arbeitet. So brachte ein Mann unaufgefordert ein Beil, das er sich einst aus einem entwendeten Stück Eisen geschmiedet hatte, und ein anderer die hohe Summe von 48 Rupie (67,20 M.), weil er auf der Station vor zwei Jahren unentdeckt einen Ballen Zeug gestohlen habe. Freilich kam auch Betrübendes vor. Ein Ehepaar mußte wegen Unfriedens in Zucht genommen werden. Ein Mann, der sich ungebührlich betragen hatte und von dem Missionar zurecht gewiesen wurde, verließ im Trotz die Station. Seine Frau folgte ihm, und beide sind noch nicht zurückgekehrt. Doch erfuhren solche Ausschreitungen deutliche Mißbilligung seitens der Gemeinde. Als eines Sonntags Bruder Wentzel von Armut und Elend in der Heimat und besonders von der Not einer Witwe in Deutschland, von der er gehört hatte, in der Predigt erzählte, kamen zu seiner freudigen Überraschung am Nachmittage zahlreiche Gemeindeglieder, um ihm Gaben für die Witwe einzuhändigen, welche er, obschon die Gemeinde unter der Hungersnot selbst litt, doch nicht zurückweisen mochte, weil ihm die Gesinnung der schwarzen Christen zu wertvoll war. Jahresbericht Berlin I, 1904, S. 148.



57. Ein guter Diener Jesu Christi.

(1. Tim. 4, 6—11.)

119. Exzellenz D. Dr. von Jakobi.

Als Exzellenz D. Dr. von Jakobi seinen siebzigsten Geburtstag feierte, sprach ihm der Präsident der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft die herzlichsten Segenswünsche im Komitee aus. Der Gefeierte erwiderte etwa folgendes: „Meine Herren! Ich habe nie in meinem Leben nach vornehmem Umgang getrachtet; aber ich muß doch bekennen, daß ich mich, solange ich Mitglied des

Komitees war, immer in vornehmer Gesellschaft befunden habe. Das macht die Heidenmission selbst, welche ich für das vornehmste Werk unsers Herrn Jesu Christi halten muß. — Ein Freund sagte mir gestern: Jakobi, du willst ja immer für dich nichts haben, da werde ich dir etwas für die Mission schenken. — So kann ich dem Direktor heut 1000 Mark für die Missionskasse übergeben." Dann fuhr er in vollem Ernst also fort: „Als ich noch jung war im Komitee, habe ich mich immer sehr schüchtern und schweigsam verhalten; in der letzten Zeit habe ich mir das Reden so angewöhnt. Aber ich verspreche, daß ich mich bessern werde."

Wer erlebt hat, wie aufmerksam jedes Wort von Exzellenz von Jakobi im Komitee aufgenommen wurde, wird verstehen, wie dringend Herr Präsident von Gerlach ihn bat, sich nach der entgegengesetzten Seite zu bessern und uns noch viel mehr zu sagen.

Exzellenz von Jakobi sprach im Komitee meist leise, immer sehr ruhig. Wie oft hat er, wenn die Geister etwas erregt waren, mit seinem stillen überlegten Wort die Ruhe wiederhergestellt.

Als Exzellenz von Jakobi zum 70. Geburtstage mit der Ernennung zum Doktor der Theologie durch die theologische Fakultät der Universität Greifswald überrascht wurde, beglückwünschten ihn die Geistlichen des Missionshauses mit einem im Stil der Doktor-Urkunde gehaltenen lateinischen Anschreiben.

Exzellenz von Jakobi antwortete etwa so: „Ich stimme darin ganz mit Ihnen überein, daß Sie die mir zuteil gewordene Ehrung für den honor praestantissimus (die ausgezeichnetste Ehre) erklären, aber ich bin gewiß, daß sie nicht meiner Person gilt, sondern dem vornehmen Werk der Heidenmission, welchem meine ganze Liebe gehört. Übrigens habe ich gegen Sie, daß Sie sich einiger zu hochgetragener Ausdrücke bedienen, wo Sie von meiner Mitarbeit sprechen. Ich will aber gern ein gut Teil derselben mit der superlativischen Ausdrucksweise des lateinischen Stils entschuldigen."

Als der Direktor sich auf seiner Visitationsreise in der Kriegszeit oft in großer Bedrängnis befand, waren die regelmäßigen Briefe von Exzellenz von Jakobi ihm oft in schwerer Zeit eine von Gott gesandte Erquickung. Er wußte zu jeder

Zeit, wie er weise und wohlwollend, mit kraftvollem aus der Tiefe seines Glaubenslebens fließendem Zuspruch trösten mußte. Niemals nannte er in diesen Briefen die Missionare und ihre Frauen anders als „unsere Geschwister.“ Er hat es nie erfahren, wie wohltuend die Ausrichtung seiner Grüße gewirkt hat.

Berliner Missions-Berichte 1903, S. 485 f.

---

120. Der chinesische Schullehrer Sung.

Ein besonders großes Gnadenwerk hatte der Herr an einem 46jährigen Schullehrer, mit Namen Sung, ausgeführt. Derselbe war früher ein unglückseliger Sklave des Opiumrauchens gewesen und auf dem Wege, durch dies Laster an Leib und Seele zu verderben, sich und seine Familie ins größte Unglück zu bringen. Oft hatte er versucht, von dieser üblen Gewohnheit zu lassen; aber es fehlte ihm die Kraft dazu, der bösen Lust und dem heftigen Verlangen nach diesem Genuß zu widerstehen. Da lernte er durch das Evangelium die Erlösung kennen, die unser Heiland für uns durch Leiden und Sterben am Kreuz vollbracht hat. Diese Liebe Jesu ging ihm durchs Herz, und er fing an, den Herrn ernstlich um Kraft und Beistand im Kampf wider die Sünde anzurufen; und der treue Heiland half ihm, den Sieg gewinnen. So ist er durch den Glauben an Christum ein neuer, glückseliger Mensch geworden. Es war für alle höchst erbaulich zu sehen, wie dieser früher so hochmütige, gelehrte Bücherleser jetzt als ein bescheidener, demütiger Mann vor dem Altar saß und dann seinen Glauben an Christum bekannte und die Gnade Gottes pries, die an ihm Großes vollbracht hat. Seine schönen Gaben stellte er nun alsbald in den Dienst des Herrn und richtete eine christliche Schule ein, die von 20 Knaben besucht wird. Es sind dies meist Kinder von Christen und Taufbewerbern. Diese werden dadurch dem Einfluß des Heidentums, das in einer heidnischen Schule gelehrt wird, entzogen und in die christliche Wahrheit eingeführt. Der Lehrer Sung hält auch darauf, daß seine Schüler mit ihm am Sonntag zum Gottesdienst gehen. Berliner Missions-Berichte 1902, S. 174 f.

Berliner Missions-Berichte 1903, 514 Moritz Görcke. Missions-Freund 1901, 73 f. Ein europäischer Heide und ein christlicher Südseeinsulaner.

58. Ein Pastoralspiegel für den Missionar.

(1. Tim. 4, 12—16.)

121. Der Missionar und die Anfänger im Christentum.

Missionar Hoh in Tami: Bei den Getauften ist zu beachten, daß es junge Leute sind, die eine reifere Lebenserfahrung noch nicht hinter sich haben: es sind Anfänger im Christentum. Daß man nach der Taufe noch kein fertiger Mann ist, daß Welt und Fleisch und Teufel immer wieder aufs neue anficht, und daß deshalb fortgehend ein Kampf der Selbstverleugnung zu führen ist, das werden diese jungen Christen nun allmählich und besser gewahr. Und an ihnen sehen wir Missionare gleich jetzt, daß es uns nicht nur daran zu liegen hat, große Zahlen von Christen zu bekommen, sondern daß eine treue Leitung und Pflege der Gesammelten ein gleichwichtiges Werk ist. Da wir nun die nächste Zeit von Tami abwesend sein werden, richtete ich es so ein, daß am letzten Sonntag vor unserer Wegfahrt Beichte und hl. Abendmahl mit unsern Christen stattfinden konnte. Außer den fünf Erstgetauften wurden auch die Neugetauften nach gemeinsamer Unterweisung mit den anderen zum Sakrament zugelassen. Einer der ersteren meinte, daß er diesmal besser vom Abendmahlsgang zurückbleibe. Er war seit längerer Zeit mit krankhafter Eifersucht gegen zwei der anderen Christen erfüllt. Jedoch, da er seinen Fehler einsah, bekannte und Besserung gelobte, so hielt ich es für besser, daß er am Sakrament teilnahm. Auch unter ihnen selbst kam es vorher zu einer versöhnlichen Aussprache. Wir ermahnen unsere Christen nach apostolischem Beispiel und Vorbild, auch gegenseitig aufeinander acht zu haben, untereinander sich zu vermahnen. Sie bedürfen auch sehr unserer treuen Fürbitte.

Kirchliche Mitteilungen, Nördlingen 1906, S. 36.

---

122. Dobers Bekenntnis.

Dober hat in heißer Arbeit den Acker aufbrechen müssen; kein Wunder, wenn sich die Frucht seiner Arbeit nur in Gestalt von 4 Pfleglingen zeigte. Aber der Wert seiner Arbeit ist nicht nach dem sichtbaren Erfolg zu bemessen, sondern nach der Größe seines Heldenmutes, seines Eifers, seiner Glaubenseinfalt, Treue und Standhaftigkeit. Er selbst dachte von seiner Arbeit gering und dankte dem Heiland, daß er seine Hoffnung nicht hatte fehl-

schlagen lassen. Wie sehr ihm das Heil der armen Negersklaven am Herzen gelegen, ersehen wir recht deutlich aus seinen Worten: „Ich habe in St. Thomas bei den armen Negern die seligste Zeit und keine andere Betrübnis gehabt, als wenn es mit denen, die ich mit dem Evangelio bediente, nicht gut gegangen ist.“

Evangelische Missionen 1906, S. 210.

59. Ratschläge für die Amtsführung junger Missionare.

(1. Tim. 5, 1—3.)

123. Aus einer Abordnungsrede des Missionsdirektors D. Gensichen.

Keiner ist unter euch, der nicht für den Sohn seines himmlischen Herrn die Braut werben sollte. Das aber ist anders: Ihr sollt die Braut für den Heiland suchen unter den Kindern der Kananiter. Gerade unter den Heiden ist sie zu finden, um die ihr so lange mit der Verkündigung des Kreuzes Christi werben sollt, bis sie sprechen lernt mit der Braut im Hohenliede:

Ihr Töchter meiner Mutter,
Schwarz bin ich ganz und gar
Und dennoch Braut des Königs,
Das ist gewißlich wahr.

Die Sorge tragt ihr heute schon im Herzen, ob sie euch folgen wird, d. h. ob die Volksseele der Wasaramo, der Wahehe, der Baßuto, der Nord-Chinesen eurer mit lockender Liebe ausgesprochenen Bitte: „Komm mit zum Herrn Jesu!“ folgen wird. Ihr wißt ja, zum Teil aus alter Erfahrung, wieviel Widerstand die Heiden eurer Botschaft entgegenstellen. Aber ihr, Bruder Priebusch und Bruder Wentzel, habt es auch erfahren, daß noch kein Volk in unseren Kolonien dauernd der freundlichen Bitte widerstanden hat: Einer ist da, der gesagt hat: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid.“ „Gehet zu ihm und legt eure Lasten bei ihm nieder.“ Und ihr, liebe Schwestern, die ihr schon als Gehilfen eurer Männer mit Freundlichkeit und Güte namentlich die schwarzen Frauen angeredet habt, ihr wißt es längst, daß ein Freudenschein aus dem düsteren, verstörten

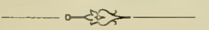
Auge der unsteten Heiden hervorleuchtet, wenn sie spürten die Liebessprache, die alle Welt versteht.

Dir, mein junger Bruder Hermann, soll es eine heilige Aufgabe sein, zugleich mit den Heilmitteln für den kranken Leib die Arzenei für die Seele den Hilfe suchenden, lieben Menschenkindern darzureichen. Gott segne dir deine medicina pastoralis.

Euch, ihr lieben Bräute, deren Ziel ist Deutsch-Ostafrika (Inland und Küste) und Nordchina und Mphome in Transvaal, soll über der Sehnsucht nach den Männern eurer Wahl das heilige Verlangen nicht verdunkelt werden, daß ihr gerade denen, die eure Seele liebt, Gehilfinnen werdet bei der köstlichen Arbeit, Seelen für das Lamm zu werben. Ihr seid auch innerlich darauf gerüstet, in seinem Dienst zu sterben, wenn es der Herr haben will, daß euer Los soll sein wie das von Schwester Helene Schiele, die vor kaum zwei Jahren an dieser Stätte stand und nach wenigen Monaten als Bruder Heeses geliebte Gattin durchs Kreuz des Todes hinauf zur Krone ging. Dir, liebe Schwester Anna Böhlau, wird es zum Teil als erste der vom Njaßabund ausgesandten Schwester gut gehen. Du wirst die Erstlinge, die besondere Kraft der Fürbitte aller Mitglieder eures schönen Bundes erfahren.

Auch Dir, lieber Bruder vom Handwerk, das einen goldnen Boden hat, haben wir es nicht nur in den Kontrakt geschrieben, sondern hoffentlich in Deine Seele, daß Du den schwarzen Arbeitern nicht bloß Erzieher zur Kulturarbeit, sondern Vorbild im Wandel, und soviel, wie es Dein Beruf erfordert, auch Prediger der Gerechtigkeit werden sollst.

Berliner Missions-Berichte 1907, S. 198 f.



60. Die Heranziehung weiblicher Kräfte zum Gemeindedienst.

(1. Tim. 5, 5—10.)

124. Jungfrauenvereine im deutschen Togolande.

In Lome ist im Anschluß an die dortige 1903 begründete Diakonissenstation ein Jungfrauenverein ins Leben getreten, der sich hoffentlich ebenso kräftig und eigenartig entwickelt wie der

Jungfrauenverein in Keta. Die dortigen Schwestern hatten sich selbstverständlich der schulentlassenen, konfirmierten Mädchen angenommen und sie wöchentlich zu einer Bibel- und Gesangstunde, sowie vor dem jemaligen Abendmahlsgange zu einer kurzen Besprechung versammelt. Die Gründung eines eigentlichen Vereins erfolgte ganz ohne Zutun der Schwestern, da die Mädchen selbst die Satzungen des Vereins feststellten. Aus diesen Bestimmungen sei folgendes hervorgehoben. „Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Schwestern einträchtig beieinander wohnen. Deshalb kommt und laßt uns wandeln in dem Lichte Jehovas. Dieser Jungfrauenverein ist am 26. Januar 1899 gegründet. Es ist der Wunsch der christlichen Jungfrauen in Keta, einen Verein, zu gründen, in welchem man die Liebe zu Gott und die Liebe zu den Nächsten lernen kann." Als Pflichten der Jungfrauen werden der Reihe nach aufgeführt: Pünktliches Erscheinen zum Verein, anständige Kleidung, Ehrerbietung gegen jedermann, Vermeidung von Streit, Verabschiedung bei allen Mitgliedern bei Übersiedelung in eine andere Stadt und vorsichtiger Wandel daselbst; jede Jungfrau soll ferner zu Hause fleißig Gottes Wort lesen, abends nach 10 Uhr nicht mehr auf die Straße gehn und sich im Verkehr mit Jünglingen vorsehen. „Wenn eine Jungfrau an einer anderen einen Fehler entdeckt, so soll sie sich nicht fürchten, ihr denselben zu sagen, aber mit Sanftmut und Liebe." Bessere Regeln kann sich auch kein deutscher Jungfrauenverein geben. Den Wert dieser Frucht der Missionsdiakonissenarbeit kann aber nur der ermessen, der da weiß, welchen ungeheuren Tiefstand das weibliche Geschlecht unter dem Ewevolke einnimmt. Gelingt es aber, christliche Jungfrauen heranzuziehen, so wird sich auch die Zahl der christlichen Frauen und Mütter mehren und eine sittliche Wiedergeburt des Familienlebens angebahnt werden können. Evangelische Missionen 1906, S. 16 f.

---

125. Frauen im Dienste der Norwegischen Missionsgesellschaft.

Ausgezeichnete Frauen haben sich in Norwegen in den Dienst der Missionssache gestellt — schreibt Pastor Wendebourg in Kl. Mahner (Hannover). — Ich will nur an zwei einfache

Frauen aus dem Volke erinnern, deren Treue und Eifer vorbildlich sind. Helga Petersdatter Vormeland, eine durch die Haugianer beeinflußte Ackermannsfrau in Hjelmeland, im südlichen Norwegen, gründete im Jahre 1847 mit vier anderen Frauen den ersten Missionsfrauenverein Hjelmelands für die Norwegische Missionsgesellschaft. Sie war dessen Seele. Das einzige Blatt, das sie bis zu ihrem Tode hielt und las, war die Norwegische Missionszeitung. Sie las aber gründlich und kannte die Missionsverhältnisse daheim und draußen besser als mancher Pfarrer. Von den Missionaren redete sie immer mit der Liebe einer Mutter zu ihren liebsten Kindern. Als der Frauenverein sein fünfzigjähriges Jubiläum feierte, wurde die alte Helga von jung und alt in mancherlei Weise geehrt. Sie ging im Jahre 1904 im Alter von 92 Jahren heim. — Von einer anderen missionseifrigen Frau erzählt die Norwegische Missions-Zeitung folgendes: Sie leitete einen Frauenverein, dessen monatliche Zusammenkünfte, nachdem der Reiz der Neuheit verflogen war, allmählich immer schlechter besucht wurden, da die Herzen nicht bei der Sache waren. Eines Tages erschien niemand. Die treue Frau aber las wie gewöhnlich Gottes Wort, betete und setzte sich dann hin, um für die Mission zu arbeiten. Es sprach sich bald herum, daß niemand zu der Versammlung erschienen sei, und die anderen Frauen hätten gern gewußt, wie die Leiterin sich wohl dabei verhalten haben mochte. Eine Frau ging daher bald darauf zu ihr und — indem sie tat, als wüßte sie nicht, daß niemand gekommen war — fragte sie, wie viele beim letzten Missionsabend anwesend gewesen wären. „Wir waren zwei," antwortete die Gefragte. — „Wer waren diese zwei?" — „Das waren unser Herr und ich, und wir hatten es gut beieinander." Dieses Wort wurde bekannt und schlug durch. Mit einer Frau, die die gute Sache nicht aufgab, auch wenn alle anderen wegblieben, sich zu vereinigen, das war doch der Mühe wert! Eine nach der andern kam wieder, und nun blühte der Verein.

Missions-Magazin 1907, S. 264.

61. Würdige und unwürdige Gemeindevorsteher.

(1. Tim. 5, 17—22.)

126. Missionare sind nichts ohne die farbigen Helfer.

So wie in Nordamerika Booker Washington seinen Blutsbrüdern unablässig die große Lehre vorhielt, daß sie nicht Rechte fordern, sondern Leistungen aufweisen sollen, weil Leistung schließlich von selbst auch zu Achtung und Recht führt, so müssen alle, die den schwarzen Mann in Südafrika lieb haben, ihn vor der Verblendung zu behüten suchen, als ob er für Freiheit und für Gleichstellung mit dem Weißen schon reif wäre, und ihm dazu helfen, daß er allmählich etwas werde, was den Respekt des Weißen ohne Agitation und hohle Schreierei von selbst erzwingt. Das Wort des Berliner Missionars Brune gilt heute in besonderem Maße: „Wir Missionare sind nichts ohne unsere farbigen Helfer, unsere Helfer aber sind erst recht nichts ohne uns.“ Daher verwenden gerade jetzt einsichtige Missionen viel Kraft und Zeit auf die Heranbildung tüchtiger eingeborener Lehrer und Prediger. Gerade angesichts der äthiopischen Bewegung ist die Berliner Mission dazu übergegangen, bewährte Helfer zum geistlichen Amt zu ordinieren. Auch die allgemeine Konferenz südafrikanischer Missionen in Johannesburg hat einstimmig empfohlen, die farbigen Christen, soweit sie irgend dazu befähigt sind, an der Arbeit und Leitung der Missionskirchen zu beteiligen. Man hat sogar beschlossen, bei der nächsten Tagung der Konferenz den eingeborenen Geistlichen Sitz und Stimme neben den Weißen zu gewähren. Die Praxis gemeinsamer Arbeit kann als gute Lehrerin von Verstiegenheit zu Nüchternheit zurückführen. Evangelische Missionen 1905, S. 62.

---

127. Die Entstehung des Äthiopismus.

Im Jahre 1892 sagte sich ein wesleyanischer eingeborner Prediger, Mangena Mokone, welchen man wohl zu schnell befördert hatte, von seiner Kirche los, weil er mit seinem Gehalt nicht zufrieden war und es als unter seiner Würde ansah, daß er einem an Jahren jüngeren weißen Missionar unterstellt sein sollte. Er forderte daher zur Gründung einer „äthiopischen“,

d. h. einer nur aus Afrikanern bestehenden und nur von Afrikanern geleiteten Kirche auf. Den Namen entnahm er Apostelgeschichte 8,2 7: In dem Kämmerer aus Äthiopien (Luther übersetzt: Mohrenland) sah er gleichsam den Vertreter des christlichen Afrika in der apostolischen Zeit. Schon der Name sollte den Anspruch auf die religiöse Besitzergreifung des ganzen Erdteiles aussprechen. Zur Ausbreitung und Kraftentfaltung gelangte diese äthiopische Kirche erst durch den Beitritt eines ebenfalls der wesleyanischen Kirche bisher angehörigen Predigers von außerordentlicher Begabung, aber auch unbegrenztem Dünkel: James Matta Dwane.

Um in der englischen Heimat das Interesse für die Arbeit in Südafrika zu verstärken, hatten die Wesleyaner Dwane nach England gesandt. Die hinreißende Beredsamkeit des Farbigen erregte größtes Aufsehen. Man feierte ihn als den Apostel seines Landes, und der reichlich gestreute Weihrauch stieg ihm zu Kopfe. Als er mit großen Geldsummen und enthusiastischen Briefen ausgestattet heimkehrte, kam es ihm auf dem Dampfer in den Sinn, diese Briefe zu öffnen, und als er da las, was für ein außerordentlicher Mensch er sei, war es um den Rest seiner Demut und Selbstzucht geschehen: Auf afrikanischem Boden erklärte er, die Geldsummen habe er für sich erhalten und gebe sie nicht heraus, er bedürfe nicht mehr der Aufsicht der Weißen, seine Aufgabe sei es, seinen schwarzen Brüdern die Augen zu öffnen, daß sie sich nicht länger die schmachvolle Beherrschung durch die Weißen gefallen lassen. Nachdem er eine Zeit lang als Redakteur an einer Negerzeitung gearbeitet hatte, schloß er sich Mokone an. In den Augen der Schwarzen aber und für ihre Stellung gegenüber den Behörden fehlte ihnen noch die Anerkennung seitens irgend einer bestehenden Kirchengemeinschaft. Da kam Dwane auf den Gedanken, sich an eine der großen Negerkirchen Nordamerikas zu wenden. Auch diese Reise hatte Erfolg. Die amerikanisch-bischöflich-methodistische Kirche fand sich bereit, die äthiopische Kirche Südafrikas als afrikanisch-bischöflich-methodistische Kirche in sich aufzunehmen, und ernannte Dwane zu ihrem Generalsuperintendenten für Südafrika. 1898 entsandte sie den Negerbischof Turner, um die Organisation der neuen Kirche durchzuführen und ihre Geistlichen zu weihen. Seine Fahrt durch Südafrika wurde zum Triumphzug. Unzufriedene Glieder

von Missionsgemeinden, hochmütige oder unter Kirchenzucht gestellte eingeborene Helfer fielen der neuen Gründung zu. Wahllos wurde alles aufgenommen, und ohne Prüfung wurden unfähige und unwürdige Leute zu Geistlichen ordiniert.

Evangelische Missionen 1905, S. 57 f.



62. Heiden als Vorbilder für manche Christen.

(1. Tim. 5, 8.)

128. Kindesliebe heidnischer Chinesen.

Eine Missionsarbeiterin in China macht folgende Mitteilung über ein Begräbnis: „Eine alte Dame, die mir grade gegenüber wohnt, ist gestorben. Ihre Söhne sind reich und glauben, daß sie mit ihrem Gelde der Mutter Seligkeit verschaffen können. Sie verbrennen Scheingeld, welches aus Gold- und Silberpapier nachgemacht ist, und glauben, daß es in der jenseitigen Welt zu Gold und Silber wird, was sie gebrauchen kann. Ich kann die Dinge nicht alle aufzählen, die für sie verbrannt wurden. Ein Papierpferd wurde auch verbrannt, damit sie in der andern Welt reiten könne, obwohl sie auf Erden zu furchtsam war, selbst einen Esel zu besteigen. Eine Karre mit einem Maulesel wurde ihr nachgeschickt, ebenso papierne Diener für die verschiedenen Zweige des Hauswesens, Papierhäuser, Blumen, Tische, ein Schwein und selbst ein Bild ihrer Lieblingskatze. All diese Dinge wurden verbrannt und im Rauch ihr nachgesendet, in dem Glauben, daß sie ihr dorthin nachfolgten, wo sie jetzt sei. Selbst verschiedene Schüsseln mit wirklichen Speisen, die sie am liebsten gegessen hatte, wurden verbrannt. Häßliche Papierlöwen wurden verbrannt; die sollten an ihrer Tür Wache halten und Diebe verscheuchen, denn die Chinesen haben keine Schätze im Himmel, da die Diebe nicht nach graben, noch stehlen. An ihrem Grabe wurden zwei gewaltige Papierriesen verbrannt, der eine war schwarz, der andere war weiß. Diese hatten die Bestimmung, böse Geister von dem Orte fernzuhalten."

Missions-Freund 1898, S. 40.

129. Heidnisches Urteil über die Christen.

Der Helfer Samuel Mabitula auf Kreuzburg (Nord-Transvaal) war durch die hereinbrechende Nacht genötigt worden, im Hause eines alten Heiden zu übernachten. Als er mit der Familie am Feuer saß, begann das junge Volk über die Christen zu spotten. Als Samuel eben seinen Mund zur Entgegnung auftun wollte, nahm ein alter Graukopf das Wort für die Verspotteten: „Hört, ihr Knaben, was diese Christen anbetrifft, ihre Reden überzeugen mich. Was mich überzeugt, ist dies: Ich weiß auch, sie lieben das Gute, das, was ihnen hilft, wie wir. Trotzdem habe ich unter ihnen Menschen gesehen, die waren arm, hatten keine Rinder und Ziegen. Ihr wißt, wenn einer unter uns so arm ist, macht er sich nichts daraus, denn er hofft, daß er Töchter bekommen wird, mit denen wird er Rinder und alles erwerben. Nun aber diese Christen, ich habe sie gesehen, sie entlassen ihre Weiber, behalten nur eins. Ihre Töchter verkaufen sie nicht. Da sehe ich, daß die Christen doch wirklich das haben, was sie suchen. Sie haben etwas, das besser ist als Rinder und Ziegen." Diese Rede schloß den Spöttern den Mund.

Berliner Missions-Berichte 1903, S. 661.

---

63. Grundsätze bei der Auswahl von Gemeindeältesten.

(1. Tim. 5, 24—25.)

130. Helfer aus den Eingebornen.

Eine höchst erfreuliche Tatsache ist das immer lebhaftere Erwachen des Missionstriebes bei den eingebornen Helfern. Eine besonders tüchtige Kraft scheint der frühere Helfer, jetzige Vikar Salomon Maqina in Bethel zu sein, ein Mann, der von den Methodisten erzogen, später das evangelisch-lutherische Bekenntnis annahm, in die Gemeinde zu Bethel eintrat und sich durch besonderen Eifer auszeichnete, „die Heiden aufzusuchen und sie zum Heiland zu bringen." Die Brüder in Kafferland erkannten seine Brauchbarkeit und schlugen dem Komitee vor, ihn nach Absolvierung der erforderlichen Prüfungen zu ordinieren. Dem Vorschlag wurde Folge gegeben. Er erhielt zunächst auf Grund

einer am 17. Januar 1905 abgelegten Prüfung die Erlaubnis, zu predigen und in Notfällen zu taufen. Dann wurde er am 11. Juli 1906 von den Brüdern Beste und Markötter zum zweiten Male geprüft. Vorher hatte er einen vollen Gottesdienst halten müssen.

Charakteristisch ist, was über seine Predigt berichtet wird:

„Er predigte über Apg. 8, 21. Das vor Gott nicht rechtschaffene Herz hält

1. das Christsein (Glauben) für ein irdisches Ding,
2. meint die Gabe Gottes durch Geld erwerben zu können,
3. hofft durch die Gebete anderer errettet zu werden und
4. so der ewigen Strafe zu entrinnen.

Es war eine sehr ernste Predigt, die an die Gewissen ging."

Maqina wurde dann am 15. Juli in einem lieblichen und ergreifenden Gottesdienst ordiniert. Teils allein, teils mit den andern Helfern zusammen hat er vor und nach der Ordination eine eifrige Tätigkeit entfaltet, und seine Predigt scheint sich durchweg als eine „sehr ernste und die Gewissen anfassende" bewährt zu haben.

„In Endumangeni, das zu Wartburg gehört, begann der Helfer Kaleb Schweni Erweckungsversammlungen zu halten und bat die Helfer von Bethel, besonders S. Maqina, für eine Zeit zu Hilfe. Der Herr segnete sein Bemühen, denn es haben sich drei Männer und vier Frauen bei mir zum Unterricht gemeldet," heißt es im Bericht von Wartburg, und D. Kropf schreibt über dieselbe Arbeit:

„Heute sind unsere Helfer von Wartburg zurückgekommen, die dort seit Donnerstag voriger Woche Erweckungspredigten gehalten hatten. Sie kamen zurück mit Freuden und sagten: „Die Abgefallenen von Wartburg werden alle wiederkommen," was ich freilich noch stark bezweifle. Es erinnerte mich aber der Vorgang an Luk. 10, 17."

Berliner Missions-Berichte 1907, S. 225 f.

Jahresbericht Berlin I 1906, S. 167 f.: Bericht des Missionssuperintendenten Voßkamp über die chinesischen Gehilfen.

——o—<>—o——

64. Die soziale Frage in den heidenchristlichen Gemeinden.

(1. Tim. 6, 1—2.)

131. Sklavenleben bei den Bataks.

Anfang der neunziger Jahre im vorigen Jahrhundert brach in dem kleinen Batakstaate Tano Djawa ein Bürgerkrieg aus. Ein holländischer Beamter war auf der Reise von einem der Unterfürsten dieses Landes überfallen worden. Der Landesfürst ergriff die Gelegenheit und züchtigte den Unterfürsten durch einen siegreichen Krieg. Aber der Sieger war seiner Sache zu sicher; eines Tages gelang es dem unterlegenen Feinde, eine erfolgreiche Überrumpelung auszuführen. Mehrere Leute wurden gefangen. Darunter auch der Sklave des Oberfürsten, Lambei. Dieser wurde gefesselt und greulich mißhandelt, man legte ihn in einen Block, peinigte ihn mit Feuerbränden und ließ ihn fast verhungern. Täglich sprach man davon, ihn aufzufressen, aber man ließ ihn leben und, vermutlich um Geld herauszuschlagen, verkaufte man ihn ins Innere auf die Insel Samosir im Tobasee. Er wurde nun hin und her verkauft, bis er endlich einen Herrn fand, der ihn behielt und ihm sein Vertrauen schenkte. Der schlaue Lambei legte sich nämlich aufs Zaubern, und bald wurde er ein sehr wertvolles und gewinnbringendes Faktotum seines Herrn. Dieser ließ ihm freie Hand, und Lambei durfte immer mehr weitere Reisen unternehmen. So kam er auch an die Südküste der Insel. Dort hatte 1892 der Missionar Warneck die erste Missionsstation auf der Insel angelegt, und ein reger Verkehr mit dem unter holländischer Herrschaft stehenden Festland hatte sich entfaltet. Bald war Lambeis Plan gefaßt, er entfloh. Er gewann die Freundschaft einiger Häuptlinge, begleitete sie auf ihren Zügen und kam so nach Silindung. Hier hielt gerade das Christentum seinen Siegeszug, Lambei bekam davon einen tiefen Eindruck. Er bezog mit einem Christen ein neu angelegtes Dorf und kam in lebendige Berührung mit den Missionaren und den batakschen Christen. Er stand im Begriff, auch wirklich ein Christ zu werden, da erreichte ihn die Nachricht, daß sich sein Heimatland der holländischen Regierung unterworfen habe und daß nun Friede sei. Er beschloß — daran sieht man das Patriarchalische der hiesigen Sklaverei besonders deutlich — zu

seinem alten Fürsten zurückzugehen. Auf weitem Umweg, das Land seiner Feinde umgehend, langte er eines Tages daheim wieder an. Alles staunte, der Fürst sprach: „Ich glaubte, du seist tot, und du lebst noch; du darfst kein Sklave mehr sein, du bist frei! Du bist freiwillig zurückgekehrt, ich sehe, man kann dir vertrauen, ich ernenne dich hiermit zu meinem offiziellen Botschafter!" Damit wurde Lambei ein Vertrauter des Fürsten, und dessen Sohn erlaubte ihm sogar, ein eigenes Dorf anzulegen. Wenn das erst gelungen ist, dann wird er auch wohl noch in den „Herrenstand" erhoben werden. Als die Mission ins Land kam, hat sich Lambei als Christ zu erkennen gegeben. Bei ihm sind seine Sklavenschicksale in Gottes Hand das Mittel gewesen, um ihn mit seinem Wort in Berührung zu bringen.

Evangelische Missionen 1906, S. 280 f.

Missions-Magazin 1903, S. 444 f.: Die Sklaverei als Rechtsinstitution.
Saat und Ernte 1904, 89 f.: Eine denkwürdige Weihnachtsfeier in der Mission.



65. Der Missionar als Christ.

(1. Tim. 6, 11—16.)

132. Bethanien.

Im Oranjekreis ist die älteste Station Bethanien, zu deutsch Elendshausen. „In Bethanien ist der Tod im Topf", sagten sogar Missionsfreunde, als die Arbeit an den in faulem Stolz verkommenden Koranna so gar keine Frucht bringen wollte. Ein Sachverständiger aber, Robert Moffat, urteilt über diese Arbeit: „Ich bewundere die Zähigkeit, mit welcher Ihre Gesellschaft die Koranna festhält, und die Geduld der Missionare, die sich an diesem Volk zerarbeiten, da andere Gesellschaften nach kurzer Arbeit zu der Ansicht kamen, dies Volk aufzugeben." Wir verstehen die Freude unserer Missionare, mit der sie stets die Korannataufen verzeichnen.

Indessen schon vor 1875 hatte das geistliche Leben in Bethanien sich stärker geregt; jetzt sind aus den 540 Getauften 1600 geworden, freilich wie im ganzen Freistaat vornehmlich Betschuanen. — Bruder Grützner schreibt aus Bethanien Ende 1900: „Eine ganze Anzahl der Gemeindeglieder können als

fromme und gläubige Christen bezeichnet werden. Die Ältesten helfen treulich. Abgesehen von einigen Unzuchtsfällen führte die Gemeinde einen ehrbaren Wandel."

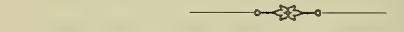
Berliner Missions-Berichte 1903, Beilage, S. 3.

---

133. Die ersten Nöte im Lande der Herero.

Im Jahre 1842 trafen die Missionare Hahn und Kleinschmidt von der Rheinischen Missionsgesellschaft (Barmen) bei Jonker Afrikaner in Windhuk ein. Er nahm sie freundlich auf, jagte sie aber bald wieder fort, ohne sich jedoch feindlich gegen sie zu stellen. Sie gingen zu den Herero und wurden ihre ersten Missionare. Aber die Arbeit war furchtbar schwer. Die Herero schienen kein Verständnis zu haben für geistliche Dinge. Sie stahlen und bettelten bei den Missionaren auf die unverschämteste Weise. Die Sprache war schwer zu erlernen. Mit unsäglicher Mühe kamen die Missionare hinter die Laut- und Bildungsgesetze der Hererosprache. Selbst der Lebensunterhalt machte Schwierigkeiten. Zur Nahrung hatten die Missionarsfamilien in der Regel nur frisches Wild, ohne jede Zuspeise. Das sandige, wasserarme Land mit seinem ziemlich raschen Abfall zur Küste hin ist nur zur Regenzeit fruchtbar und trägt auch dann nur Weidegras. Baum- und Strauchgruppen sind selten. Fruchtbäume fehlen fast ganz. Einst schickte man den jungen Missionar Rath mit einem Ochsengespann nach der Kapkolonie, Nahrung zu holen. Auf den ungebahnten Wegen dauerte die Reise sechs Monate, und was er von den eingehandelten Waren auf dem schwierigen Transport glücklich heimbrachte, war nicht eben viel. Ein andermal schickten sie einen zuverlässigen Bastard, den sie aus der Kapkolonie mitgebracht hatten, an die Küste zur Walfischbai. Ein Schiff sollte eingetroffen sein mit Mehl. Das Mehl — teuer bezahlt — kam auch nach drei Wochen glücklich bei den Missionaren an. Als man aber backen wollte, gab es bitteres, ungenießbares Brot. Das Mehl war verfälscht! — An Wasser war so großer Mangel, daß die Missionarsfrauen monatelang auf alles Waschen verzichten mußten. Bei der schlechten Verbindung mit der Heimat war an neue Kleidungsstücke nicht zu denken. Man mußte sie sogar bei den Missionarsfrauen durch genähte Felle ersetzen. Als

die Frau des schon genannten Missionars Rath an einer im Hererolande sehr häufigen, gefährlichen Augenentzündung erkrankte, mußte er sie mit den Kindern nach Kapstadt schicken. Nach vier Monaten konnte er sie geheilt wieder abholen. Aber in der Nacht strandete das altersschwache Schiff an der Küste der Walfischbai, die treulosen Schiffsleute schwammen heimlich ans Ufer, und Missionar Rath mußte seine Frau und vier Kinder in einem fürchterlichen nächtlichen Kampf mit Wind und Wellen allmählich ermatten und schließlich ertrinken sehen, ohne helfen zu können. Im Morgengrauen rettete er endlich mit knapper Not das eigene Leben. Das waren Missionsnöte im Hererolande! Gern hätten die tapfern Zeugen Christi noch länger auf ihren Stationen Okahandja, Otjikango und Otjimbingue treu standgehalten, aber sie hatten in 15jähriger Tätigkeit (1844—1859) auch nicht eine einzige Seele aus den Herero gewonnen. Die Missionare blieben der Arbeit der Mission treu, zerstreuten sich aber auf andere südafrikanische Missionsfelder. Uns interessieren hier besonders die beiden ersten Missionare: Hahn und Kleinschmidt. Hahn kehrte mit einem in seinem Hause von klein auf erzogenen, getauften Herero-Mädchen nach Deutschland zurück, um für die Mission neue Wege zu öffnen, Kleinschmidt ging nach Rehoboth zu einem Stamm von Nama-Hottentotten, gewissermaßen den Zugang zu den Herero offen haltend. Missions-Magazin 1897, S. 29 f.



66. Ein gesegnetes Missionarsleben.

(2. Tim. 1, 3—10.)

134. Patons Vater.

In einem Pachthof bei Dumfries im südlichen Schottland lebte Patons Vater als Strumpfwirker. Seine zahlreichen Knaben und Mädchen wurden in jeder Hinsicht kärglich gehalten. Nur in einem Stück war das Elternhaus reich: Im Gebetsleben. Gar häufig hörten die Kinder ihren Vater durch die verschlossene Tür seiner Kammer beten, und zwar so innig und inbrünstig, als ob es ihr Leben gelte. Die übrigen Menschen ahnten wahrscheinlich nicht, woher die Strahlen von Glück und Freundlich-

keit, das liebevolle Lächeln in des armen Mannes Züge kamen. Die Seinigen aber wußten es. Es war der Widerschein der Nähe Gottes, in deren Bewußtsein er stets lebte. —

Als der Sohn in der Stadtmission zu Glasgow angestellt wurde und dorthin ging, begleitete ihn der Vater ein Stück des Weges. Der Sohn schildert das mit ergreifenden Worten: „Die letzte Zeit gingen wir fast schweigend nebeneinander. Mein Vater hatte den Hut in der Hand; seine langen blonden Locken, die später schneeweiß wurden, hingen über seine Schultern. Seine Lippen bewegten sich in stillem Gebet für mich, und seine Augen waren voll Tränen. Am bestimmten Orte, wo wir uns trennen wollten, standen wir still. Er hielt meine Hand fest, blickte mir stumm in die Augen und sagte dann feierlich und liebevoll: „Gott segne dich, mein Sohn! Deiner Väter Gott geleite dich und bewahre dich vor allem Übel!" Unfähig, mehr zu sprechen, bewegten sich seine Lippen wieder in leisem Gebet; in Tränen umarmten wir einander und schieden. Ich lief, so schnell ich konnte, und als ich an einer Biegung des Weges mich umsah, stand der gute Vater noch, wo ich ihn verlassen hatte."

Paul, Mission in unsern Kolonien IV, S. 118 f.

---

135. John Coleridge Patteson.

Aus einer hochangesehenen Londoner Juristenfamilie stammend, lief Patteson mit der Blüte der englischen Jugend durch die Schule von Eton und die Universität Oxford. Eine Studienreise durch Mitteleuropa, die mit einem längeren Aufenthalt in Deutschland schloß, sollte die Ausbildung des jungen Mannes vollenden. Man wählte Dresden zum dauernden Aufenthaltsort. Es ist bezeichnend, daß der künftige Missionsmann sich hier in das Studium des Hebräischen und Arabischen vertiefte und damit seinen Geist für die späteren Sprachstudien schärfte. Neben den Freuden und Genüssen der an Kunstschätzen reichen Stadt ging der Verkehr mit angesehenen Theologen, wie dem Oberhofprediger Harleß, einher. Dieser machte den Jüngling mit der besten theologischen Literatur Deutschlands bekannt. Wenn Patteson später auf seinen Fahrten durch die Südsee die stillen

Stunden gern zu einem eingehenden Studium der Prophetenbücher an der Hand des Kommentars von Prof. F. Delitzsch benutzte, so hat er dieses vorzügliche Hilfsmittel zum Verständnis des Alten Testaments ohne Zweifel in der Dresdner Zeit kennen gelernt.

Im Jahre 1853 kehrte der Sechsundzwanzigjährige in die englische Heimat zurück. Ein kurzer Aufenthalt in Oxford, das Anstellungsexamen in Exeter und die Ordination in der dortigen Kathedrale leiteten zum ersten geistlichen Amt über, das er in einer Dorfpfarrei fand, die unmittelbar neben Feniton, dem elterlichen Landsitz, lag. Er wußte sich bald die Liebe seiner Gemeindeglieder zu erwerben, aber festwachsen konnte er nicht. Im Sommer 1854 kam Bischof Selwyn aus Neu-Seeland. Er war mit den Eltern befreundet und hatte schon bei seinem Abgang in die Südsee die Seele des jungen Patteson mit dem Wunsche erfüllt, später auch einmal auf Missionswegen zu gehen. Jetzt redete der Bischof mit dem Feuer eines Mannes, der ganz für eine große Aufgabe lebt, von den großen Aufgaben der christlichen Kirche in der Südsee.

Der Funke zündete. Patteson entschloß sich, mit Selwyn zu ziehen. Die Eltern gaben unbedenklich ihr Jawort, so sehr auch der Auszug des geliebten Sohnes in die Ferne ihre eignen Pläne durchkreuzte. —

Die Mittel erhielt Patteson von lieben Händen. Sein Vater erinnerte sich, daß sein Sohn während der Studienzeit viel weniger Geld verbraucht hatte als der jüngere Bruder, und stellte die auf diese Weise ersparte Summe ihm jetzt zur Verfügung. Dazu kam eine reiche Beisteuer von der auch in Deutschland wohlbekannten Schriftstellerin Charlotte Yonge, seiner Verwandten. Sie hatte in eines ihrer vielgelesenen Bücher so viel aus Pattesons Missionsberichten aufgenommen, daß sie das Honorar, das sie für das Werk empfing, der Melanesischen Mission schuldig zu sein glaubte. So hatte Patteson leichtes Bauen. Paul, Mission in unseren Kolonien IV, S. 98 f. u. 103.

67. Die Berufsleiden in der Mission.

(2. Tim. 1, 11—15.)

136. Die gegenwärtige Sichtungszeit in China.

In der gegenwärtigen Krisis ist es dringend nötig, auf neue Mittel bedacht zu sein, um unser Werk zu fördern. Durch mehr als einen Bericht unserer Brüder klingt die Klage, daß es schwere Zeit sei für die Christen, eine Zeit der Sichtung und des Abfalls vieler. Am schlimmsten steht es in dem schwer heimgesuchten Kwuischenkreise und in Yin fa, schlimm auch in Nam chiung. Trotzdem daß die Missionare nicht den mindesten Zweifel darüber lassen, daß das Christenwesen keinerlei äußere Vorteile verbürgt, sind zu allen Zeiten Leute in der stillen Erwartung Christen geworden, daß ihnen damit etwas von dem Rechtsschutz und der Sicherheit der Ausländer zuwachsen müsse. Wozu wären denn die Missionen in den Verträgen genannt? Ist es aber schon immer eine nicht unbedenkliche Sache für einen Missionar gewesen, einen chinesischen Christen vor Gericht zu vertreten, so ist das nunmehr fast unmöglich geworden. Die Zeit ist unwiederbringlich dahin, wo der Mandarin vor jedem Stirnrunzeln des Europäers zu Kreuze kroch. Die chinesischen Beamten wissen, daß die europäischen Konsuln froh sind, wenn sie Konflikte mit der chinesischen Regierung vermeiden können, und daß sie nicht geneigt sind, die Sachwalter chinesischer Christen zu sein, wenigstens so weit sie evangelisch sind. Es ist der Stolz vieler Mandarinen, daß sie auch den evangelischen Christen ihre Macht fühlen lassen können. Schon darum würde in vielen Fällen das Eintreten der Missionare die Lage ihrer Schutzbefohlenen nur verschlimmern. Also tut der Missionar lieber nichts, nur um die Sache nicht völlig zu verfahren, ganz abgesehen davon, daß auch der Konsul den direkten Verkehr zwischen Missionar und Beamten, der nicht nur der kürzeste, sondern auch der noch am ehesten Erfolg versprechende Weg wäre, nicht liebt und nicht duldet. Bezeichnenderweise urteilt gerade Br. Wohlgemuth, und er allein, ganz entschieden, daß es verkehrt sei, sich nicht in Rechtshändel einzumischen, das sei bequem, aber unrecht. Vielmehr gelte es den Kampf gegen die Ungerechtigkeit der chinesischen Gerichte. Er steht nämlich mit den chinesischen Behörden des Nam on-Bezirks so gut, daß er nicht zu fürchten braucht,

sein Eintreten könne eine Sache vollends verfahren. Im benachbarten Nam chiung wird über Rückgang des kirchlichen Lebens geklagt, weil die Mission nicht genug irdische Hilfe gewähre. Da dort unter den Beamten und Gelehrten eine dem Christentum feindliche Strömung herrscht, so kann die Mission eben gar nicht irdische Hilfe gewähren. Ebenso urteilt Bruder Greiser in Yin fa: Die Stimmung ist dem Christentum nicht günstig. „Die Kapelle bringt keinen Nutzen", so sagen die lau gewordenen Christen. Sie haben es dem Missionar ins Gesicht gesagt: „Wir haben geglaubt, von dem Eintritt in eure Gemeinde Nutzen zu haben; aber du, Ka muk tz, hilfst uns ja nicht, wenn wir eine Sache haben." Br. Giesel in Fui dschu, der allerdings mit den strengen Beamten zu tun hat, die im Kwuischen-Kreise den Schrecken verbreiten, sagt: „Die Missionare können für ihre Christen nichts tun, sie würden deren Lage nur verschlimmern." Und der arme Br. Scholz in Dschu tong au sieht einen nach dem andern in dieser Zeit der Sichtung abfallen, weil der Missionar nicht helfen kann. Auf die Vorstellung des Missionars sagt ein alter Christ: „Wenn du nicht helfen kannst, dann hat es ja keinen Zweck, daß wir Christen werden, denn dann haben wir ja kein men (Ansehen) mehr bei den Heiden." Noch deutlicher ist die Antwort eines anderen: „Euren Gott habe ich nie gewollt, aber eure Macht!"

Also das vielberufene Reischristentum! Nun, gottlob, es ist nicht die große Masse der Christen, die sich so zum Christentum stellt. Größer als die Zahl dieser räudigen Schafe ist doch immer noch die Zahl derer, die für ihren Glauben mit Gut und Blut einstehen. Die Zeit der Sichtung ist schwer zu tragen für den Missionar, der an jedem einzelnen seiner Täuflinge Freude hat, und der sich nun in manchem bitter getäuscht sieht. Im ganzen muß auch solche Zeit heilsam sein. An innerem Wert kann die Gemeinde so nur gewinnen. Die Missionare sind auch je länger je vorsichtiger geworden. Auf der Grenze von Fa jen und Tsiang jen bei Fun schui hätte man ganze Dörfer taufen können. Es ist dies nicht geschehen, weil man fürchtete, daß jene in erster Linie nur Schutz vor den Räubern suchten. Auch das ist zu bedenken, daß keineswegs gesagt ist, daß jemand, der um äußerlicher Vorteile willen zur Taufe kam, nun immer auf diesem traurigen Standpunkt verharren müßte. Als in Tschak

schaf die von den Römischen ausgeraubten und gefangen gesetzten Leute durch den Missionar keine volle Hilfe erlangen konnten, da antworteten sie auf die Frage des Missionars, ob es ihnen nicht sehr schwer werde, also unrecht leiden zu müssen: „Damit sind wir fertig. Gott hat es so gewollt. Anfangs ist es uns ja auch etwas schwer geworden, wir hätten gern mehr Ansehen bei den Leuten gehabt. Aber um dieser Sache willen den Glauben wegzuwerfen, war uns doch nicht möglich. Denn wir haben inzwischen gefunden, daß uns das Christentum mehr bietet und gebracht hat, als wir anfangs begehrt haben."

Was diese Leute erst „inzwischen" gefunden haben, das gilt es durch alle sich bietenden Mittel der Wortverkündigung und des lebendigen Vorbildes, durch die überzeugende Macht der Erfahrung, schon den Taufbewerbern klar zu machen, damit es ihnen keine Redensart, sondern heiliger Ernst ist mit dem Gelübde, alles um Christi willen daranzugeben, wenn es nötig ist.

Jahresbericht Berlin I, 1906, S. 133 ff.

---

137. Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!

Welch eine Wendung durch Gottes Fügung! möchte man auch ausrufen, wenn man liest, daß am Ostersonntage der Sohn Lubas, des Mörders des Bischofs Hannington in Uganda, die heilige Taufe empfangen hat, und zwar empfangen hat von der Hand des Sohnes des ermordeten Bischofs, des Missionars J. Hannington. Der Täufling empfing den neuen Namen Timotheus. Sein Vater Luba ist noch am Leben und noch ein Heide, wenn er auch gelegentlich den Gottesdienst besucht.

Evangelische Missionen 1906, S. 238.

Merensky, Erinnerungen S. 342 f.: Der gefangene Sekukuni. Saat und Ernte 1906, S. 24.: Die Leiden in der Ovambomission im Jahre 1900.

---

68. Zweierlei Brüder unter den Heidenchristen.

(2. Tim. 1, 15—18.)

138. Der abtrünnige Lim in Dschu tong au.

In Tsiang tong pu ist der reiche Lim chi tim abgefallen, der einst die Kapelle bauen half. Die Römischen hatten in

einem Plakat ihre Religion im Gegensatz zur evangelischen empfohlen. Br. Scholz hatte mit einem Gegenplakat geantwortet. Lim aber setzte einen Preis aus auf die Entdeckung des Verfassers des römischen Plakates. Der Mann wurde entdeckt, und Lim sollte zahlen. Nun forderte Lim aber, daß der Verfasser des römischen Plakats erst bestraft werden sollte, ehe er zahlte. Das war natürlich nicht möglich, denn der Mann hatte sich keiner gesetzwidrigen Handlung schuldig gemacht. Da Lim nun zahlen mußte, ohne seine Absicht durchsetzen zu können, glaubte er um sein Ansehen gekommen zu sein und kehrte der Gemeinde den Rücken. Er ist wieder ein eifriger Geomant geworden.

Jahresbericht Berlin I, 1906, S. 142.

---

139. Zweierlei Hindu.

Zu Missionar Leupolt in Benares kam jahrelang ein vornehmer und reicher Hindu, Babu Davi Dayal, um sich von ihm im Christentum unterweisen zu lassen. Der Mann hatte wirklich einen lebendigen Drang nach Erkenntnis der Wahrheit, er war nicht fern vom Reiche Gottes. Dennoch ist er nicht in dasselbe eingedrungen; er gewann nachher die Welt wieder lieb, ergab sich der Trunksucht und ist elend zu Grunde gegangen. Es war dies eine der schmerzlichsten Erfahrungen, die Missionar Leupolt in seiner 40 jährigen Wirksamkeit gemacht hat.

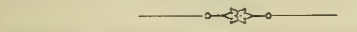
Jener Babu Davi Dayal war bei seinen Besuchen regelmäßig von einem andern Brahmanen Betschen begleitet, der sein Haushalter war. Als nun der Babu von dem Missionar wegblieb, kam auch Betschen nicht mehr. „Wie der Herr, so der Knecht," sagt ja das Sprichwort. Aber diesmal sollte es doch nicht recht behalten. Groß war Leupolts Überraschung, als eines Sonnabends unvermutet Betschen wieder zu ihm ins Zimmer trat und ihn bat, ihn doch zu taufen. Er erklärte: „Der Babu ist zwar zurückgegangen. Aber obgleich er stets gut mit mir gewesen ist, kann ich doch seinem Beispiel nicht folgen. Ich muß meine eigene Seele retten. Ich glaube an Jesum Christum. Ich bin ein Sünder, und er ist mein Heiland. Bitte, taufen Sie mich ohne Verzug. Ich kenne mein Herz. Wenn ich den Schritt aufschiebe, möchte ich vielleicht wieder schwach

werden und dem Beispiel des Babu folgen. Meine Angehörigen werden mich nach meiner Taufe verfolgen und aus der Kaste stoßen, aber ich bin dann sicher."

Missionar Leupolt stellte ein Examen mit seinem Besucher an, und dasselbe gab ihm die Überzeugung, daß es Betschen ein Ernst war. Er war offenbar dem Unterricht, den der Missionar dem Babu erteilt hatte, mit reger Aufmerksamkeit gefolgt und wußte über die Hauptlehren des Christentums gut Rede und Antwort zu stehen. So willfahrte er seiner Bitte und taufte ihn. Wie zu erwarten, brach damit für Betschen eine Zeit bitterer Verfolgung und Anfeindung herein. Aber Betschen ließ sich nicht irre machen. Auch der Babu kam zu Leupolt und schuldigte Betschen an, er sei ein Dieb, er habe seinen eigenen Herrn bestohlen. Natürlich erschrak Leupolt darüber; er untersuchte die Sache; aber es stellte sich heraus, daß nicht Betschen der Dieb gewesen war, sondern ein anderer Diener des Babu. Dieser sah auch selbst seinen Irrtum ein und konnte im übrigen Betschen nur das beste Zeugnis ausstellen.

Saat und Ernte 1906, S. 55.

Ev. Missionen 1906, 285: Dankbare Eskimo.



69. Dankbare Heidenchristen.

(2. Tim. 1, 16—18.)

140. Ein dankbarer Indianer.

Im Jahre 1886 hielt Bischof Whipple in dem Städtchen Duluth am Oberen See eine Synode (Kirchenversammlung). Unter den Vertretern der christlichen Indianer, die zu dieser Versammlung nach Duluth gekommen waren, war auch Madwaganonint zugegen. Der Bischof stellte ihn den weißen Mitgliedern mit den Worten vor: „Dies ist der Häuptling der Indianer vom Roten See, unser Bruder in Christo. Sein Dorf ist, so viel ich weiß, das einzige im Staate Minnesota, wo jeder Mann, jede Frau, jedes Kind Christen sind." Sämtliche Anwesende ehrten den wackeren Mann durch Erheben von den Plätzen. Der Häuptling wandte sich an den Bischof: „Erwarten die Herrn, daß ich einige Worte sage?" Er antwortete: „Ich denke, alle

werden es gern hören, wenn du es tust.“ Da erhob sich Madwaganonint und stand da mit einer Würde, wie ein römischer Senator und redete die Versammlung an: „Freunde, ich freue mich, daß ihr einen Mann zu eurem Vater erwählt habt, dessen Herz auch für mein Volk Raum hatte. Ich danke euch, daß ihr ihm gestattet, neben aller Arbeit, die er unter euch hatte, auch zu mir und meinem Volke zu kommen und uns zu verkündigen, daß wir einen Heiland haben. Ich bin ein alter Mann und werde bald daheim sein. Wollt ihr für mich beten? Ich habe gesprochen.“

Seine Ahnung war recht gewesen; bald sollte er daheim sein. Wenige Monate später schrieb der Missionar am Roten See an den Bischof: „Madwaganonint ist zu seiner Ruhe gekommen.“ Saat und Ernte 1903, S. 14.

---

141. Am Krankenbett einer Christin.

Missionar Hoppe auf Wartburg (Britisch-Kafferland): Anna Mbende ist vor zwei Jahren getauft. Seit der Zeit nagt ein bedenkliches Brustleiden an ihrer Gesundheit. Schon monatelang liegt sie auf dem Krankenlager und kann nicht mehr zur Kirche und zum Tisch des Herrn kommen. So brachte ich ihr das heilige Abendmahl ins Haus. Es war an einem Sonntag Nachmittag (28. September). Als ich in ihre Hütte trat, fand ich sie bereits im schwarzen Abendmahlskleid auf ihrem Lager wartend. Die Hütte war sauber ausgefegt. Ein Tisch mit einer schwarzen Decke belegt stand in der Mitte. Einige Christenfrauen kamen hinein und setzten sich auf die bereit liegenden Binsenmatten. Da die Kranke noch stark genug war, konnten wir mit ihr singen und einen kleinen Gottesdienst halten. Dann reichte ich ihr das heilige Sakrament. Sie war sichtlich bewegt. Als ich ihr die Hand zum Abschied bot, kam es wie eine höhere Kraft über sie. Sie hielt meine Hand fest und sprach mit erhobner Stimme: „Ich danke dir, lieber Lehrer, für die Gabe Gottes, die du mir gebracht, du hast mich gespeist mit Brot und Wein, du Knecht Gottes hast mir das Brot vom Himmel gebracht, habe vielen Dank.“ Alle Anwesenden weinten.

Als ich sie gesegnet hatte und gehen wollte, holte sie ein altes Tuch hervor, in welchem 6 Mark eingebunden waren. Dies Geld gab sie als ihre letzte Gemeindeabgabe, „weil sie nun bald sterben würde." Berliner Missionsberichte 1903, S. 471.

Ev. Miss. 1905, S. 10: Gebet des Königs von Toro bei der Kirch-einweihung.



70. Der Beruf des Missionars unter einem dreifachen Bild.

(2. Tim. 2, 3—6.)

142. Missionar Howe.

Karl Heinrich Leopold Howe wurde am 14. Mai 1832 zu Regenwalde als jüngstes von vier Kindern eines braven Schuhmachers geboren. Zwei Jahre später starb sein Vater. Die Witwe setzte ihre Hoffnung auf Gott, und Er half ihr, sich mit ihren Kindern ehrlich durchzubringen und die letzteren christlich aufzuerziehen. Heinrich wuchs heran. Nach seiner Konfirmation trat er bei einem Schuhmacher in die Lehre. Hier kam er in leichtsinnige Umgebung, und dies blieb bei ihm nicht ohne Einfluß; er fand Gefallen an den Ergötzungen der Welt; doch führte er stets einen sogenannten moralischen Wandel. Die Bitten der Mutter, mit ihr in die Versammlungen der Gläubigen zu gehen, fanden kein Gehör. Nachdem aber sein älterer Bruder erweckt worden, ließ er sich eines Sonntags von einem Kameraden bereden, nach der Versammlung zu gehen, nicht zur Erbauung, sondern zum Scherz. Es fanden sich noch zwei andere Lehrlinge dazu. Nachdem sie die Versammlung wieder verlassen, hatten Heinrichs Genossen ihren Spott darüber; er aber fühlte sich nicht zum Spott aufgelegt, sondern machte den Kameraden Vorwürfe wegen ihrer Spöttereien. Und den folgenden Sonntag ging er allein wieder nach der Versammlung. In derselben hörte er eine Predigt vorlesen über die Worte: „So jemand kämpfet, so wird er doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht." Diese Worte und ihre Auslegung machten einen tiefen Eindruck auf ihn; er erkannte, daß es mit ihm anders werden müsse, und er fing an um Vergebung der Sünden zu beten und kam nach

und nach zum Frieden im Glauben an seinen Heiland. Nach beendeter Lehrzeit trat er dem Jünglingsverein bei; in diesem wurde er nun durch Missionsschriften näher mit der Mission bekannt, und der Gedanke erwachte in ihm, ein Bote des Evangeliums unter den Heiden zu werden. Lange trug er sich mit diesem Gedanken, mochte ihn aber niemandem offenbaren, weil er sich für untauglich zu dem Werk hielt. Doch der Drang dazu wurde immer stärker, so daß Howe oft zehn bis zwölf Meilen weit reiste, um an einem Missionsfeste teilzunehmen. — Nachdem er im Berliner Missionshause ausgebildet war, wurde er 1858 nach dem Kaplande ausgesandt, um das von Amalienstein aus in Ladismith begonnene Missionswerk in geordnete Bahnen zu bringen. Frisch ging er ans Werk, das innerlich und äußerlich gedieh. 1862 konnte er eine neugebaute Kirche einweihen. Im folgenden Jahre verheiratete er sich mit Auguste Schwantes, die wie er aus Regenwalde war. Die Ehe blieb kinderlos. 1867 eröffnete Howe die Außenstation Büffelsdrift. 1869 errichtete er auf Ladismith ein stattliches Schulhaus; auf dem Außenplatz Grootrivier baute er ein Kirchlein. Nach ungefähr siebzehnjähriger gesegneter Arbeit wurde er 1876 nach Anhalt-Schmidt versetzt; seinem Nachfolger auf Ladismith, Bruder Karl Prozesky, übergab er ein Gemeindlein, das von fünfzehn Gliedern aus dem Jahre 1859, die inzwischen verstorbenen nicht gerechnet, auf 261 Seelen gewachsen war; die Schule zählte 67 Kinder. Auf Anhalt-Schmidt fand Howe bereits eine Gemeinde von etwas über 400 Seelen vor, welche in den 25 Jahren seiner dortigen Arbeit bis auf beinahe 1000 Glieder heranwuchs. 1880 konnte er auch in Anhalt-Schmidt Kirchweihe halten. Im Jahre 1884 machte er, nachdem er 25 Dienstjahre hinter sich hatte, eine Urlaubsreise nach Deutschland, von welcher er im Februar 1885 wieder zurückkehrte. Wie bei Ladismith, so eröffnete er auch bei Anhalt-Schmidt Außenstationen, und zwar Vlügt, Avontüür und Diepriviér. 1891 baute er ein neues Schulhaus, brach die bisherige Kirche, die nicht mehr genügte, ab und baute sie größer und viel schöner wieder auf. Das Jahr 1895 brachte für Howe die große Trübsal, daß der Herr seine Gefährtin von ihm nahm, mit der er 32 Jahre in glücklicher Ehe gelebt. Nach einem Jahre verheiratete er sich zum zweitenmal, und zwar mit der Witwe des 1894 infolge eines

Unglücksfalls verstorbenen Bruders Markötter. Dieselbe führte ihm neun Stiefkinder zu, so daß Howe nun mit einem Male zum Vater einer großen Familie wurde. Niemand ahnte, daß ihm nur noch wenige Jahre beschert waren. Im Laufe des Jahres 1901 stellten sich die Vorboten des Endes ein in Gestalt von Leiden innerer Organe, und am 8. Januar 1902 rief der Herr ihn ab, nach 43jähriger treuer und gesegneter Arbeit. Sein Alter hat er auf 69 Jahre, 7 Monate und 25 Tage gebracht. Gönnen wir ihm die Ruhe der Heiligen, zu der wir ihn eingegangen wissen! Berliner Missionsberichte 1902, S. 135 f.



71. Warum wir im Missionsdienst zu leiden willig und bereit sind.

(2. Tim. 2, 8—18.)

143. Bekehrungsgeschichte des Chinesen Yang.

Wie wunderbar Gott die Seinen, die er sich erwählt hat, führt, davon legt die Bekehrungsgeschichte des Chinesen Yang ein beredtes Zeugnis ab. Im Jahre 1894, als der Krieg Chinas gegen Japan ausbrach, war Yang, damals noch Heide, auf der Insel Formosa Militärbeamter. Mit den andern chinesischen Truppen floh er und kam bei der Meerfahrt in große Lebensgefahr. Sein Schiff ward von den widrigen Wellen hin und her getrieben, aus Furcht wagte man an der chinesischen Küste nicht zu landen, die Lebensmittel wurden knapp, und schließlich warf sich Yang verzweifelt ins Meer. Eine Fischerdschunke nahm den bewußtlosen Mann, der an einen Felsen angetrieben war, auf. In dieser wunderbaren Rettung sah Yang das Eingreifen einer höheren Hand. Seitdem hatte er ein Verlangen danach, diese höhere Hand kennen zu lernen. Das wurde ihm zu teil, als er bald darauf mit Christen in Berührung kam und aus deren Zeugnis und aus christlichen Büchern, die er sich kaufte, das Evangelium von Christo Jesu kennen lernte. Nun wurde er gläubig an den Herrn, verwarf die Götzen und besuchte die Gottesdienste der Christen. Dafür traf ihn bald schwere Verfolgung der Heiden. Das bewog ihn

zur Auswanderung nach der westlichen Nachbarprovinz Schansi, wo er in der Nähe der Hauptstadt Tai yüen fu eine neue Heimat fand. Die kleine Christengemeinde daselbst nahm ihn freundlich auf, und er konnte nun ungestört seines Glaubens leben, voll Dank gegen die gute, gnädige Hand Gottes, die ihn hierher geführt hatte.

Da kam das Jahr 1900 heran und mit ihm die Boxerbewegung mit ihren Christenverfolgungen. Auch die Hauptstadt Tai yüen fu blieb nicht davon verschont. Wilde Räuberbanden umstellten Yangs Haus, schon brannte das Dach, von Boxerhand entzündet. Da nahm ein ausgetrockneter Brunnen Yang und die Seinen schützend auf. Zwei Tage und zwei Nächte blieben sie in der Tiefe; dann konnten sie unbemerkt entfliehen. Gottes Hand hatte wiederum sein Leben gerettet. Nach unsäglichen Leiden und Gefahren kamen sie endlich im Frühling 1901 in die alte Heimat Yangs, nach dem Dorfe Nan yüen bei Kingtschi. Hier war eine andre Zeit angebrochen, man dachte nicht mehr daran, die Christen zu verfolgen, sondern nahm die Flüchtlinge freundlich auf. Endlich fanden sie Ruhe und Frieden, und dies nicht nur für den Körper allein, sondern auch für ihre Seele. Denn kurze Zeit nachher lernte Yang den Missionar Voskamp kennen, der sich seiner annahm. Pfingsten 1902, nachdem Bruder Voskamp mit kurzen Worten der versammelten Gemeinde die Leiden Yangs erzählt hatte, empfing dieser nach fröhlichem Bekenntnis seines Glaubens die heilige Taufe und dabei den Namen Mungen, d. h. verlangend nach Gnade.

Berliner Missions-Berichte 1903, S. 475 f.
Allgemeine Missions-Zeitschrift 1901, S. 445: Chinesische Märtyrer.



72. Gottes Wort ist nicht gebunden.

(2. Tim. 2, 9.)

144. Etwas von der Bibel.

Vor etwas länger als 100 Jahren hatten Missionar Carey und Ward die Übersetzung der Bibel in der bengalischen Sprache, eine der ersten indischen Bibelübersetzungen vollendet; mit Frohlocken rief da der letztere aus: „Nun senden wir 2000 Missionare

aus, an deren Erfolg wir nicht zweifeln.“ Nach evangelischer Anschauung ist die Bibel die beste Waffe, mit welcher die Missionare ihren heiligen Krieg gegen das Heidentum führen, ist sie doch „schärfer als ein zweischneidiges Schwert und dringt durch, bis daß sie scheidet Seele und Geist“ (Hebr. 4, 12). Ein Hindu, ein Heide, sagte einmal: „Wenn ich ein christlicher Missionar wäre, ich wüßte, was ich täte; ich würde, anstatt viel zu streiten und zu debattieren, die Bibel übersetzen und sie meinen Landsleuten in die Hand geben und zu ihnen sprechen: Leset dies!“ Nun die Missionare haben nicht erst auf den Rat des Hindu gewartet, sie haben auch ohne ihn die Bibel in allen wichtigeren indischen Sprachen übersetzt. Etwas Ähnliches wie jener Hindu nannte ein Negerhäuptling in Akkra an der Goldküste, als Missionare die Bibel in das Tschi, die dort gesprochene Sprache, übertragen hatten; er sagte nämlich: „Jetzt fangen wir an, euch zu fürchten. Ehedem, als ihr mit der Bibel in einer fremden Sprache kamt, fürchteten wir euch nicht. Die Axt war wohl gut, aber ihr Handgriff war nicht stark genug, um damit unsere Fetischbäume abhauen zu können. Nun habt ihr euch auch einen Handgriff aus dem Holz des Landes gemacht, unsere heiligen Bäume werden nun niedergeschlagen und unsere Götzenhaine verwüstet werden.“ Aber doch nicht bloß darum, weil die Bibel ihre stärkste Waffe ist, tun die Missionare viel Fleiß, sie in die Sprachen der Völker, denen sie das Evangelium verkündigen, zu übersetzen, sondern noch mehr darum, weil sie diesen Völkern damit die allergrößte und unvergänglichste Wohltat erweisen; sie erschließen ihnen damit den Zugang zu dem Wasser des Lebens. Ein armenischer Christ, der dem Missionar Dr. Goodall bei der Übertragung der Heiligen Schrift in die armenisch-türkische Sprache geholfen hatte, lag auf dem Sterbebette; da auf die Arbeit seines Lebens zurückblickend, flüsterte er in heiliger Freude: „Es ist mir vergönnt gewesen, einen Brunnen zu graben; und Millionen werden zu ihm kommen und trinken.“

Saat und Ernte 1904, S. 17 f.

---

145. Mackays Abschiedsworte.

Als Mackay mit sieben andren Missionaren am 25. April 1876 nach Uganda zum König Mtesa abgeordnet wurde, hielt jeder Missionar eine Ansprache. Mackay, der als der jüngste

zuletzt an die Reihe kam, sagte: „Eins ist, was meine Brüder nicht gesagt haben, und was ich deshalb sagen will: ich möchte das Komitee darauf aufmerksam machen, daß in dem nächsten Halbjahr wahrscheinlich die Nachricht von dem Tode eines oder des andern von uns eintreffen wird.“ Überrascht und in tiefem Schweigen hörte die Versammlung diese Worte. Nach einer Weile fuhr Mackay fort: „Ist es denn wahrscheinlich, daß von acht Engländern, die nach Innerafrika abreisen, nach einem halben Jahr noch alle am Leben sein werden? Einer von uns, vielleicht ich selbst, wird gewiß sterben, ehe diese Zeit herum ist. Doch, was ich sagen wollte, ist das: Wenn die Todesnachricht kommt, so verzagen Sie nicht, sondern schicken Sie gleich einen, der in die Lücke tritt.“ Mackay hatte wahr gesprochen, denn nur zu bald kam eine Todesbotschaft nach der andern.

Afrika in Wort und Bild, S. 360 f.



73. Was Paulus von einem Heidenmissionar fordert.

(2. Tim. 2, 15.)

146. Alfred Sakers Tätigkeit in Kamerun.

Im Juni 1846 schrieb Saker: „Ich habe mir das Studium der Sprache zur besonderen Aufgabe gemacht, und obgleich ich über die Fortschritte, die ich dabei gemacht habe, nicht viel sagen kann, so hoffe ich doch vorwärts gekommen zu sein, und mehr noch hoffe ich, daß ich so lange leben werde, bis ich die ganze Bibel in die Duallasprache übersetzt habe. Mit Gottes Beistand habe ich meinen Entschluß dahin gefaßt, und ich hoffe, meine Arbeit nicht eher aufzugeben, bis das Werk vollendet ist.“

Das war ein kühnes Wort. Aber es war Prophetie: Das Ziel wurde erreicht. Die Arbeit an seiner Bibelübersetzung war sein großes Hauptanliegen. Ihr lag er ob, auch wenn das Fieber ihn ans Lager bannte; in ihr fand seine Energie ihren Mittelpunkt.

Das erste biblische Buch, welches in der Duallasprache erschien, waren die Psalmen (November 1859). 1861 folgte das ganze Neue Testament, 1872 war auch das Alte vollendet.

Revisionsarbeiten beschäftigten Saker bis an sein Ende. Es verdient Erwähnung, daß bis auf die durch seine Tochter Emily in England geleitete Herausgabe des Neuen Testaments (1882) alle seine zuvor in Dualla gedruckten Schriften in Kamerun selbst hergestellt wurden, durch eingeborne Drucker, welche Saker sich mit größter Mühe heranbildete. Man kann sich denken, in welchem Maße alle diese Arbeiten den durch Fieber heimgesuchten Mann in Anspruch nahmen. Einer seiner jungen Mitarbeiter schilderte seine Tätigkeit mit folgenden Worten:

„Inmitten körperlicher Schwächen und Gebrechen kennt er kein Einhalten. Wie ein Uhrwerk ist er Tag für Tag im Gange, um der großen Sache unsers Herrn zu dienen. Ich will seine Arbeit nur flüchtig skizzieren. Früh am Tage ist er bei Übersetzungsarbeiten anzutreffen. Nach einiger Zeit steht er in der Schmiede und arbeitet am Ambos. Dann kann man ihn in der Druckerei vor dem Setzkasten beschäftigt sehen. Darauf entwirft er vielleicht Pläne von auszuführenden Arbeiten. Man findet ihn wieder am Arbeitstisch, wo er Hebräisch treibt, um irgend eine wichtige Stelle möglichst richtig zu übertragen. Dann macht er sich auf, um den Eingeborenen in ihrer Sprache zu predigen. Es ist mir unmöglich, die verschiedenartigsten Pflichten, welchen er täglich obliegt, alle zu nennen."

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1903, Beiblatt S. 103.



74. Der Knecht Christi im Verkehr mit seinen Mitmenschen.

(2. Tim. 2, 22—26.)

147. Lerne Gottes Wort, da es noch Zeit ist.

Bruder Sander in Gerlachshoop schreibt unter dem 10. Juni 1906: Nach dem Gottesdienst hier besuchte ich Mphage; ich nahm ihm ein Exemplar der Basutozeitung, Mogoera oa Babaso (Freund der Schwarzen) mit. Diesmal machte der Kopf der Zeitung mit dem Spruche: „Go boifa Morena ke mathomo a bochlale" d. h. „Fürchten den Herrn ist Anfang der

Weisheit, Eindruck, und Mphage selbst las ihn den versammelten Männern vor und sagte zu mir: „Ja, das ist Wahrheit.“ So hatte ich denn gleich einen schönen Anknüpfungspunkt. — Nach einiger Zeit kam ein älterer Mann herbei; ich knüpfte mit ihm ein Gespräch an und fragte ihn u. a., wann er denn beginnen wolle, zu lernen und nach dem Worte Gottes zu leben. „Ach,“ sagte er, „ich bin schon zu alt.“ Ich: „Ja, warum hast Du denn nicht früher begonnen?“ Er: „Als ich jung war, wollte ich bei Mynheer Grützner lernen, aber mein Vater ließ mich nicht, und jetzt bin ich zu alt.“ Ich: „Siehe, wenn Du das Wort Gottes lieb hast und lernen willst, dann gibt Dir der Herr auch Weisheit; denn siehe, hier steht Gottes Wort,“ dabei zeigte ich ihm die mitgebrachte Zeitung. „Ich aber möchte Dich fragen,“ sagte ich weiter, „was wirst Du antworten, wenn Du nach Deinem Leben hier auf Erden in das Gericht des Herrn kommen wirst, und er Dich dann fragen wird: „„Warum hast Du mein Wort nicht gelernt und darnach gelebt?““ Jetzt hatte er wieder von etwas anderem angefangen zu reden und wollte fortgehen, als er mit der Sache fertig war. Ich aber hielt ihn an und sagte, daß er mir noch die Antwort auf meine Frage schuldig sei. Er schwieg stille. Da sagte ich: „Ich werde Dir die Antwort geben: Der Herr Jesus wird Dir sagen: „Als Du auf Erden lebtest, hatte ich meine Boten, die Missionare, zu Dir gesandt, daß Du mein Wort lernen solltest und darnach leben, um nun in das ewige Leben einzugehen. Du aber hast mein Wort verachtet, obgleich es Dir nahe gebracht war; so muß ich Dich nun auch verachten und kann Dich nicht in mein Reich der Herrlichkeit aufnehmen, sondern Du mußt in die ewige Verdammnis.“ So lerne nun jetzt noch Gottes Wort, da es Zeit ist, nachher ist es zu spät.“ Jetzt sagte er: „Mynheer, Du hast mich besiegt“ und verschwand eilig. Missionsberichte Berlin I, 1907, S. 37 f.

---

148. Willem Geel in Pretoria.

Missionar Sack in Pretoria schreibt am 11. Dezember 1902: Heute nachmittag 2½ Uhr rief der Herr seinen getreuen Knecht, unsern Gehilfen von Pretoria, Willem Geel, in sein ewiges Reich heim. Gehorsam und demütig, treu in allen

Dingen, war er mir in der Seelsorge die rechte Hand. Ob in der Gemeinde oder im Gefängnis, in der Schule oder im Taufunterricht, immer zeigte er denselben Eifer, das Reich Gottes bauen zu helfen. Seine Ausbildung war ja mangelhaft, aber sein Glaube an seinen Heiland war fest und recht. Die Trauer ist allgemein. Berliner Missions-Berichte 1903, S. 37.

75. Die echten Pauliner.

(2. Tim. 3, 10—11.)

149. Das Sirampurer Trio.

Es erscheint fast wie ein Wunder, daß allen Schwierigkeiten zum Trotz die Mission bis 1813 in Kalkutta und Bengalen nicht allein festwurzelte, sondern sogar zu einer respektablen Macht wurde, vor der schließlich aller Widerstand der Kompanie verstummte. Das Hauptverdienst an diesem Umschwunge hat das berühmte „Sirampurer Trio", Dr. Carey und seine beiden treuen Gefährten Marshman und Ward. Man muß es als eine besondere gnädige Fügung preisen, daß Gott dieses Kleeblatt tüchtiger Missionare zusammengeführt und an den Anfang der indischen Mission gestellt hat; sie sind die Bahnbrecher derselben geworden. Die Vorbildung ließ bei allen dreien zu wünschen übrig: Carey war von Haus aus Flickschuster, Ward Schriftsetzer und Marshman Armenschullehrer. Aber sie waren alle drei self made men, wie man solchen in der englischen Geschichte so häufig begegnet, Männer von unersättlichem Lerneifer und praktischem Geschick, welche vor keiner Schwierigkeit zurückschreckten und in Fleiß und Geduld ausharrten. Besonders Carey war von geradezu heroischem Fleiße. Es bewährte sich an allen drei, daß der Missionsberuf wie kaum ein andrer eine hohe Schule ist, in der Charaktere gestählt und Gaben entfaltet werden, die daheim vielleicht für immer geschlummert hätten. Dazu waren sie glücklicherweise alle drei von einer unbegrenzten Hingabe an ihren Beruf, von heiliger Entschlossenheit, ihr ganzes Sein, alle ihre Einkünfte und alle Kraft Leibes und der Seele an die Mission zu setzen. Und sie ergänzten sich in so harmonischer Weise, daß ihr Zusammenleben ihre Kraft verdreifachte.

Sie haben bis zu ihrem Tode in Sirampur einen gemeinsamen Haushalt geführt und haben in Freud und Leid, auch in den Jahren der schwersten Anfechtung, unzertrennlich zueinander gestanden. Richter, Indische Missionsgeschichte, S. 135 f.



76. Drei wertvolle Stücke im Leben eines Missionars.

(2. Tim. 3, 14—17.)

150. Missionar Nebe.

1901 wurde auf dem Friedhofe zu Bogadjim ein neues Grab gegraben. Anderthalb Monate nur war der junge Missionar Nebe im Lande. Er fühlte sich „angenehm enttäuscht" durch die Verhältnisse, die er vorfand. Nur protestierte er lebhaft dagegen, wenn die Papua das b in seinem Namen in das ihnen mundgerechtere p verkehrten. Aber all sein Protestieren half ihm nichts. Er hieß nun einmal Nepe und nicht Nebe .Aber dem alten Missionar Hoffmann war diese Namensverdrehung ein Predigttext. Denn nepe hieß in der Bogadjimsprache „der Morgen." „Seht," sagte er zu den Papua, „er heißt zwar Nebe; aber er ist gekommen, den nepe zu bringen in eure Herzen und Häuser, in denen es bis jetzt noch finstere Nacht ist." Da packte Nebe das Fieber. „So schwer hätte ich mir die Fieber doch nicht gedacht; davon kann man sich zu Hause gar keine Vorstellung machen", sagte er auf seinem Krankenbett. So ist er hinübergeschlummert, der Nebe, der so gern den Papua geholfen hätte, daß ihnen der nepe aufginge. Sein Vater aber schrieb damals an den Barmer Missionsinspektor u. a. ergreifend: „Wenn der Herr unsern Sohn nicht länger dort gebrauchte und ihn so bald schon heimholte, wer kann es ihm wehren? Wenn er Menschen nötig hat, die armen Papua zu bekehren, wird er sich schon den rechten Mann dazu ausersehen. Man sollte meinen, den armen Papua müßten doch endlich die Augen aufgehen, wenn sie sehen, daß so mancher aus Liebe zu ihnen hinkommt und so früh sein Leben lassen muß. Der Herr unser Gott wolle endlich die Herzen der Papua

öffnen und ihnen Durst geben nach dem Wasser des Lebens.“ Rührend war auch ein kleiner Brief, den ein Papuaknabe an die Eltern Nebes schrieb und der in Übersetzung lautet: „Euer lieber Sohn ist gestorben. Wir haben ihn zum Grabe geleitet. Wir haben am Grabe gebetet. Weil der gute Nepe gestorben ist, hat unser Herz eine Wunde empfangen, eine sehr tiefe Wunde. Hoffmann ist nicht allein traurig und betrübt. Auch wir sind es. Nepe war ein sehr lieber Mann. Deshalb hat Jesus ihn in die schöne Himmelsstadt hinaufgetragen. Darum dürft ihr nicht zu sehr weinen. Ich bin Auschua.“

Evangelische Missionen 1905, S. 26 f.



77. Das Werk eines evangelischen Predigers.

(2. Tim. 4, 1—5.)

151. Der heidnische Goliath muß überwunden werden.

Missionar Christian Keyßer schreibt von der heidnischen Finsternis in der Umgebung des Sattelberges: Zwei wirkliche Freunde habe ich hier nicht gefunden, es traut keiner dem andern, nicht einmal der Bruder dem Bruder in allen Fällen. Es geschah schon, daß „Freunde“ zum Besuch kamen und im Dorfe übernacht blieben. Bei Tagesgrauen, wenn ihre Genossen, die das Dorf umstellt hatten, den Kriegsruf ausstießen, fielen sie über ihre zum Tode erschrockenen Gastgeber her. So geschah es voriges Jahr in Kwata. — Oder ein Mann macht einen Besuch in einem befreundeten Dorf. Während er nachts sich zum Schlafen niederlegen will, haut ihm sein „Freund“, ein gedungener Mörder, die Axt zwischen die Rippen mit solcher Wucht, daß er sie nur mit Mühe herauszuziehen vermag. Das geschah vor ca. 8 Wochen in Gaetama. Hatte denn der so schmählich Gemordete keinen Freund unter seinen „Freunden?“ Nein, keinen. Sie wußten alle um den Anschlag, aber keiner wagte den Unglücklichen zu warnen. — Und warum ließ man ihn erschlagen? Die alte Geschichte: Zauberei war der Grund, Weiberverführung der Anlaß.

Es gibt hier keine Freundschaft, es gibt keine Treue und deshalb auch kein Vertrauen. Allenthalben ist Lüge, Furcht,

Verstellung, Verleumdung, Verrat. Um einen Eberhauer ist jeder zu einer Schandtat fähig. — Die Mission soll diese traurigen Zustände ändern, eine gewaltige Aufgabe. Man könnte zuweilen wahrhaftig den Mut verlieren. Aber nur getrost! Die Aufgabe wird doch gelingen. Der gewaltige heidnische Goliath wird doch überwunden werden.

Kirchliche Mitteilungen aus und über Nordamerika, Australien und Neu-Guinea 1902, S. 65.

---

152. Eine Katechisation mit Heiden.

Missionsdirektor D. Gensichen: Auf Mpangile hielt Missionssuperintendent Schumann eine sehr interessante Katechisation mit Heiden. Ich zeichnete dieselbe gleich nach dem Gottesdienst auf. Schumann: „Was wollen wir bei euch?" Antwort: „Ihr seid nicht zum Vergnügen gekommen, sondern ihr wollt uns die Sache sagen." Schumann: „Sind noch andere Weiße hier?" Antwort: „Nein, nein, ihr seid die Großen; ein anderer: „Ja, es gibt noch andere." Schumann: „Was wollen die?" Antwort: „Die ziehen Steuern ein." Schumann: „Wie gehen die? (d. h. wie verhalten sie sich?)" Antwort: „Sie gehen mit Soldaten." Schumann: „Gehen wir auch mit Soldaten?" Antwort: „Nein." Schumann: „Was wollen wir?" Antwort: „Ihr sprecht von Gott." Schumann: „Kennt ihr diesen Gott?" Antwort: „Nein, woher sollen wir ihn kennen?" Schumann: „Nun, paßt auf, so will ich euch hinführen. Wenn ihr zu den Gräbern geht, zu wem geht ihr da?" Eine Frau: „Zu den Manguluvi," d. h. zu den Geistern der Abgeschiedenen. Schumann: „Was bringt ihr dahin?" Ein Jüngling: „Opfer." Schumann: „Woraus besteht dies Opfer?" Eine Frau: „Kafferkorn, Mehl, ein Schaf, eine Ziege." Schumann: „Weshalb bringt ihr dies Opfer?" Eine Frau: „Wir wollen, daß Gott uns humosa (d. i. Glück) gebe." Schumann: „Ihr habt recht: Es gibt übernatürliche Wesen. Aber es gibt nur einen Gott; der hat uns geschickt u. s. w."

Es ist nicht nötig, auf die bedeutsamen Dinge, die in dieser kurzen Besprechung vorkamen, denjenigen aufmerksam zu machen, der die Verhältnisse kennt. Aber auf die Gefahr hin, den lästigen Cicerone zu spielen, will ich doch hervorheben, daß Bruder Schumanns Absicht, trotz der wegen Schüchternheit nur

sparsam gegebenen Antworten, doch vollkommen erreicht war. Es kam heraus, daß die Schwarzen mit richtigem Gefühl den Weißen, der ihnen „die Sache“ d. h. die richtige Sache Gottes sagt, genau von den andern zu unterscheiden wissen, welche irdische — wenn auch sehr notwendige — Geschäfte treiben, und daß sie die vornehme Sache Gottes, will sagen deren Vertreter, höher schätzen als alle andern Dinge. Denn „es gibt sonst keine Weißen“ bei der ersten Antwort, soll heißen: Ihr seid die einzig großen Leute. — Wir werden damit nicht groß, sondern die Ehre des großen Herrn, dem wir dienen. — Übrigens ist auch hier die Verehrung der Abgeschiedenen, der Manguluvi, geradeso der Kern des heidnischen Götzendienstes wie bei den Zulu die Verehrung der Amahlozi und bei den Vakalanga die der Medzimo.

Berliner Missions-Berichte 1901, S. 479 f.

78. Das Schwanenlied eines alten Missionars.

(2. Tim. 4, 6—8.)

153. Missionar Greiner.

Wir haben allen Grund, dem Missionar Greiner, einem alten Chrischonabruder, der schon 20 Jahre im Süden und Abessinien gearbeitet hatte, zu danken, daß er mit selbstloser Treue und unermüdlichem Fleiß die Missionsstation Daressalaam so geräumig und zweckmäßig ausgebaut hat. Zweimal hat er anfangen müssen. Als der erste Aufbau beinahe fertig war, ging im Kampf mit Buschiri das ganze Anwesen in Flammen auf. Greiner, der selber nur wie durch ein Wunder dem Kreuzfeuer der Araber und der deutschen Kriegsschiffe entging, schrieb damals — es war am 11. Januar 1889 — in sein Tagebuch: „Ich möchte jetzt in meinem 47. Jahr, 23 Jahre in Ostafrika, wohl mit Elias ausrufen: „Es ist genug; so nimm nun, Herr, meine Seele!“ Aber, solange der treue Gott das Leben schenkt, hat der arme Mensch auch seine Aufgabe. Gerade die gestrige wunderbare Errettung verpflichtet mich, darüber nachzudenken, was weiter zu tun ist.“ Was er weiter getan hat, genießen wir jetzt. Er hat den Grund zu allem gelegt, was seine Nach-

folger fortsetzten, als er 1892 nach Kisserawe übersiedelte, wo er dann blieb, bis er 1896 aus dem Missionsdienst ausschied.

Berliner Missions-Berichte 1903, S. 609.

---

154. Die Sterbensbereitschaft des Missionar Beuster.

Am 15. August 1901 ging der Missionar Beuster in Ha Tschewaße heim. Wir wissen, daß er sterbensbereit war. Schon 1893 zeigte er dem Superintendenten Merensky seinen Sarg, den er selber verfertigt hatte. Er stand auf dem Balkon seines Hauses über seinem Studierzimmer. Er wartete auf seines Leibes Erlösung. Und darum wissen wir, daß über seinem Ende leuchtet die Verheißung: „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich." Missions-Freund 1902, S. 14.

Missions-Freund 1900, S. 23: Jänickes Tod.

---

79. Dreierlei Erfahrungen in Verfolgungszeiten.

(2. Tim. 4, 14—17ª.)

155. Ich lasse nicht vom Herrn.

Missionar Voßkamp: An einem Abend erzählte ich beim Unterricht auch von den schweren Verfolgungen und Trübsalen der chinesischen Christen, von denen viele Tausende grausam hingemordet sind. Dann wandte ich mich an den alten Lin, der schon lange um die Taufe bat, mit den Worten: „Was wirst Du nun tun? Vielleicht besinnst Du Dich noch, ob Du den christlichen Glauben annehmen willst; Du siehst, was Dir bevorstehen kann: Verfolgung und Tod." Da schüttelte der Alte den grauen Kopf und sprach: „Wenn der Herr Jesus mein Leben haben will, so nehme er es; ich lasse nicht von ihm." Wir aber beteten: „Lieber Heiland, laß Du nicht von uns; hilf, daß wir Dir Treue bewahren bis in den Tod!"

Berliner Missions-Berichte 1901, S. 238.

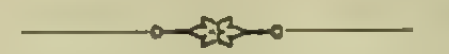
---

156. Abtrünnige in China.

Missionar Martin Maier schreibt in einem Briefe aus Phiang thong: Leider sind auch viele unserer Christen von dem neuen Geist, der sich in China allenthalben bemerkbar macht, angelockt. Wer aus irgendwelchen unlauteren Gründen Christ geworden war, der zieht sich heute zurück. „Es hat jetzt keinen Sinn mehr, sich zu den Missionaren zu halten, denn sie haben ja keine Macht mehr, und wer weiß, wie es in Zukunft noch gehen wird. Vielleicht müssen die Missionare noch ganz weg, und dann geht es den Christen schlecht.“ So denkt heutzutage mancher und hält daher für geraten, sich beizeiten zurückzuziehen. Es hat etwas Betrübendes und tief Schmerzliches für den Missionar, unter diesen Abtrünnigen auch Leute zu sehen, auf die er früher große Hoffnungen setzte. So begegnete ich erst in letzter Woche auf dem Wege nach Hinnen einem Manne, der mich früher fast jeden Sonntag besuchte und von dem man hoffte, er werde einmal ein wackerer Kirchenältester werden. Als er mich erkannte, bedeckte er sofort die Augen mit der Hand, als ob er die Sonne abhalten wollte. Sobald er aber vorüber war, ließ er den Arm wieder sinken. Dieses Beispiel steht nicht vereinzelt da. Ich bin seit meiner Rückkehr nach China schon mit manchem zusammengetroffen, der mich verleugnete. „Hinter sich gegangen“ sind namentlich auch viele Taufbewerber oder uns sonst befreundete Heiden der besseren Stände. Der eine und andere von ihnen ist jetzt Lehrer an einer der neuen Schulen und kennt uns nicht mehr. Ein typischer Vertreter dieser Leute ist unser heidnischer Freund in der Kreisstadt, ein besser situierter Kaufmann. Er ist bei uns unter dem Namen „Pharao“ bekannt, weil einer der Missionare eine große Ähnlichkeit zwischen ihm und einem gewissen Pharaonen-Bildnis entdeckt haben wollte. Nun, dieser Pharao war seit Jahren mit uns befreundet. Kein Missionar betrat die Stadt, ohne ihn zu besuchen, und auch er versäumte nicht, uns von Zeit zu Zeit seine Aufwartung zu machen und die Beamten und sonstigen Notabeln des Kreises bei uns einzuführen. Heute nimmt er eine andere Stellung ein. Von Besuchen bei uns ist keine Rede mehr, und wenn man zu ihm kommt, ist er zwar äußerlich immer noch freundlich, aber man merkt ihm an, wie es ihm unangenehm

ist, in dieser kritischen Zeit noch als unser Freund zu gelten. Missions-Magazin 1907, S. 293 f.

Berliner Missions-Berichte 1901, S. 308: Wie es in Bethanien beim Burenkriege aussah.



80. Ein schönes Bekenntnis am Abschluß einer Missionslaufbahn.

(2. Tim. 4, 17.)

157. Letzte Tagebuchseite eines heimgegangenen Missionars.

Missionar Maiwald in Tschichin († 1902) schrieb auf der letzten Seite seines Tagebuches: „Getauft wurden in Matzeau am 2. Adventssonntage von mehr als 120 männlichen Taufbewerbern nur 4, die übrigen wußten zu wenig über Taufe und heiliges Abendmahl Bescheid. Frauen wurden 7 getauft. Aus Ku luk hi waren die Taufbewerber nach Matzeau bestellt, und von ihnen wurde eine Auswahl von 7 Männern getauft. Ein älterer Mann, der schon lange, lange zum Unterricht kommt, kein einziges chinesisches Zeichen kennt, also weder schreiben noch lesen kann, weinte, als er wieder zurückgestellt wurde. Das tat mir leid. In Rücksicht auf sein hohes Alter, sein treues Bekenntnis und sein gutes Zeugnis von außen taufte ich ihn.

Am dritten Advent wurden 28 Chinesen in die Gemeinde aufgenommen. Davon gehören 14 nach Lopa und 14 nach Tschuso. Aus Tschinkong wurden am vierten Advent drei Chinesen getauft.

Am ersten Weihnachtsfeiertage war unsere Kirche in Tschichin ganz gefüllt, trotzdem von den Außenstationen kein Christ und kein Gehilfe gekommen war. Nach dem Vormittagsgottesdienst wurden 21 Männer, 3 Frauen und 2 Kinder getauft. Nachmittags wurde das heilige Abendmahl gefeiert. Es bleiben noch 80 bis 90 Chinesen, die eigentlich Weihnachten hätten getauft werden sollen, ungetauft. Es war mir bei der vielen Arbeit und meiner körperlichen Schwachheit unmöglich, die Außenstationen, auf denen sie wohnen, zu besuchen. Taufbewerber bleiben für nächstes Jahr 600 bis 700 und mehr, da ihre Zahl

täglich wächst. Welch eine gewaltige Arbeit. Lange kann ich diese täglich wachsende Arbeit nicht mehr leisten, ohne große Schädigung meiner Gesundheit. Missionar Leuschner wird, hoffe ich, mit Hilfskräften im Frühjahr von Deutschland zurückkommen und seine Arbeit übernehmen. Schon jetzt bitte ich, mir dann eine Erholung zu gewähren. Getauft wurden in diesem Jahr 171 Chinesen. Möge Gott, der Dreieinige, sein Werk in Gnaden behüten und im Fortgang segnen."

Berliner Missions-Berichte 1903, S. 139 f.

---

158. Der Tod des Missionars Held.

Als der Missionar Held in Kaiser Wilhelms-Land fühlte, daß seine Sterbestunde nahte, ließ er die sämtlichen Stationsschüler vor sein Zimmer rufen und in ihrer Sprache das Lied singen: „So nimm denn meine Hände." Hierauf mußten die Jungen an sein Bett treten. Während sie in feierlicher Stille vor ihm standen, sagte der Sterbende mit fester Stimme: „Napali, ai yana Yesuni", d. h. „Ihr Jungen, ich gehe hin zu Jesu." Dann fuhr er fort: „Und ihr, hört sein Wort, glaubt es, haltet seine Lehre! Dann werdet ihr auch dahin nachfolgen." Sie mußten ihm darauf alle der Reihe nach die Hand geben und gingen dann zu ihrem täglichen Unterricht. Einem Alten von Simbang, der zugegen war, traten bei dieser Szene die Tränen in die Augen. Paul, Mission in unsern Kolonien IV, S. 176.
Evangelische Missionen 1899, S. 139 f.: Israel und Feder.

---

81. Vom Vorsteheramt in den heidenchristlichen Gemeinden.

(Tit. 1, 5—9.)

159. Theus Blum, ein Kirchenältester unter den Koranna-Hottentotten.

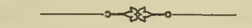
Der im Jahre 1900 in Pniel verstorbene Kirchenälteste Theus Blum zog 1852 an der Spitze von 70 Mann gegen einen räuberischen Kaffernstamm ins Feld und nahm von den Brüdern Abschied mit den Worten: „Betet für mich, mein Amt ist schwer, und der Versuchungen sind viele!" In späterer Zeit sorgte er als

Vertreter des Häuptlings für Ruhe auf der Station; er vertrieb die zeitweilig dort auftauchenden Branntweinhändler. Vor allem aber half er mit an der Fertigstellung der Kirche. Immer fanden die Brüder Theus bereit zu großer und kleiner Hilfe; mit der Tat bewies er sein Christentum. Als die Kirche am 11. Jan. 1852 geweiht wurde, da war das Wundern groß bei denen, die gesagt hatten: „Hum ap la dóxosa," d. h. das Haus wird nicht fertig werden. Groß war aber auch die Freude bei den treuen Christen, die gearbeitet und geopfert hatten, wenn auch oft mit Zweifeln. Gemäß der nun auch aufgestellten Gemeindeordnung wurde Theus unter allgemeiner Zustimmung als Kirchenältester erwählt.

Theus war ein Feind des Branntweins; ja, er rauchte und schnupfte nicht bis an sein Ende. Das allein gab dem nüchternen Mann schon ein Übergewicht; aber auch sonst war er in allen Stücken erprobt. Sein Rat war gut, seine Tapferkeit mustergiltig, sein Gerechtigkeitssinn über jeden Zweifel erhaben, er war ein Koranna und ein Christ. Bei Gelegenheit eines Besuches auf dem Außenplatz Secretaris, in viel späterer Zeit, erzählte er einem jungen Koranna, der ihm seine Zweifel gebeichtet hatte, aus dieser alten Zeit ein Jagderlebnis, welches ihm das dritte Gebot eindrücklich ins Herz geschrieben hatte. Er war im Jagdfelde. Theus war Führer. Wochenlang war man schon auf der Reise und hatte noch keine Elefantenherde zu Gesicht bekommen. Ein solcher Zug aber war kostspielig und voller Gefahren. An einem Sonntage brachte einer der streifenden Leute die Botschaft „eine Herde Elefanten in Sicht!" „Es ist Sonntag," hieß es bei den einen, „ach was, es ist Jagdfeld", bei den andern! Man wartete auf Theus. Er sollte die Entscheidung treffen. Derselbe war unwillig und meinte, sie wären doch selber alt genug, ja zum Teil noch älter wie er und hätten längst entscheiden können. Er hätte sich lieber selbst einer Entscheidung unterworfen. Schließlich aber meinte er, man müsse die Gelegenheit benutzen. Die Jagd begann. Sie hätte aber für Theus einen unglücklichen Ausgang gehabt, wenn ihn nicht noch rechtzeitig die Kugel eines durch Gottes freundliche Hilfe zugeführten Genossen von einem durch ihn angeschossenen und wütend angreifenden Elefanten errettet hätte. Mit Mühe hatte sich Theus auf einen Baum gerettet, und in seiner Not war ihm das dritte

Gebot in den Sinn gekommen: „Du sollst den Feiertag heiligen!" „Niemals wieder am Sonntag jagen," so war sein Gelöbnis an diesem Tage. Und jenen jungen Koranna mahnte er: Niemals den Ruf zum Gotteshause und zur Predigt zu mißachten.

In jener Zeit, nach seiner Rückkunft aus dem Jagdfeld begann er öfters mit den Christen Umzüge auf den Wohnplätzen der Heiden zu machen an Sonntagen. Manch einer ist durch die Gesänge und die sich daran schließenden Zusammenkünfte zur Erbauung auf den Werften der Kirche nahe gebracht. So zeigte sich Theus als ein rechter Kirchenältester, als ein Führer der jungen Christengemeinde. Missions-Freund 1902, S. 59.



82. Seelsorgerarbeit an verschiedenen Ständen.

(Tit. 2, 1—10.)

160. Ein Zeugnis für die Mission aus heidnischem Munde.

Über die Arbeit der Mission unter den niederen Kasten Indiens heißt es in der heidnischen indischen Zeitung „The Hindu": „Es ist eine Tatsache, daß nur die Missionare die Holzhauer und Wasserträger als menschliche Wesen ansehen. Weder Brahmanen, Kshatrya, Weishya noch die Sudrakasten wollen irgend etwas für sie tun, und darum findet sich Rettung für sie nur im Christentum. Wenn die Missionare ihre Anstrengungen auf diese überaus verachteten Wesen konzentrieren und es ihnen glückt, sie zu gewinnen, so wird um ihretwillen der Name des wohltätigen und selbstlosen Jesus Christus hundertmal mehr verherrlicht. Wie weit Christi philosophische Idee (?) mit der modernen, wissenschaftlichen oder Vedanten-Denkweise übereinstimmen, ist eine Frage, welche wir den philosophischen und scharfsinnigen Geistern zur Entscheidung überlassen. Für gewöhnliche Menschen, welche das Praktische für wichtiger ansehen als Vorschriften, muß das Christentum als die am meisten praktische Religion erscheinen. Die Arbeit, welche das Christentum ausgeführt hat und die es jetzt

ausführt durch Schultätigkeit, ärztliche Pflege und durch Rettung und Besserung von Indiens verbrecherischen Volksklassen, wird als ein immerwährendes Denkmal echter christlicher Menschenfreundlichkeit dastehen. Leute, welche ganz kürzlich in jeder Beziehung die niedrigste Stellung einnahmen, sind durch ihre Bekehrung zum Christentum unter bildende und veredelnde Einflüsse gekommen. Ihre Frauen sind schnell in gebildete Frauen verwandelt worden, welche ein nützliches und ehrenwertes Leben leben. Ihre Kinder werden tüchtig und wert, in ihren Prüfungen mit den Kindern der höheren Kasten um Preise zu wetteifern. Wir fragen allen Ernstes: Kann der Hinduismus die niederen Kasten erheben und ihre Stellung verbessern? Kann er irgend etwas für das in der Tat niedergetretene Volk tun? Was für Missionen und Einrichtungen haben wir für die Erziehung der Kinder aus den niederen Kasten? Was haben wir in der Vergangenheit getan, und was denken wir in der Zukunft zu tun? Ohne an diese Dinge zu denken, sind viele Menschen sofort bereit die Arbeit der christlichen Missionare in diesem Lande zu verurteilen!

Evangelische Missionen 1898, S. 117.



83. Die Heidenchristen in ihrem Verhalten zur heidnischen Obrigkeit.

(Tit. 3, 1.)

161. Durch Tatsachen widerlegt.

Vor kurzem, schreibt der amerikanische Missionar Ridgely, hatte der Postgehilfe des kaiserlich-chinesischen Postamts in Hankau ein Zwiegespräch mit seinem Vorgesetzten, das bezeichnend ist für manches Urteil, das aus Unwissenheit über die Mission selbst an Ort und Stelle gefällt wird.

Der Postmeister, ein Schotte, äußerte sich gegenüber seinem Gehilfen über die chinesischen Christen und ihr Verhalten im Berufsleben in ganz wegwerfender Weise. „Sobald ich nur höre“, sagte er u. a., „daß der Mann ein Christ ist, so habe ich schon genug. Da will ich nichts mehr von ihm wissen; denn in diesem Fall taugt er nichts.“

Der Postgehilfe, ein Engländer, war zufällig nicht nur ein guter Christ, sondern auch mit den Tatsachen, soweit sie die eingebornen Christen betrafen, gut bekannt. Er wußte deshalb seinem Vorgesetzten zu antworten. „Was halten Sie wohl von unserm Kassierer Liu?" fragte er den Postmeister.

„O, das ist ein prächtiger Mann," erwiderte dieser, „ein ganz vortrefflicher Beamter, ohne den wir gar nicht sein könnten." (Tatsächlich geht jeder Pfennig im Postamt durch seine Hände.) „Gut," sagte der Gehilfe; „der ist ein Christ, ein römischer Katholik."

„Hm!" war alles, was der Postmeister darauf zu erwidern wußte.

„Wie denken Sie über Yang?"

„Thomas Yang in der Registratur-Abteilung?" — „Ja, derselbe."

„Nun, das ist ein tüchtiger Mensch; wir haben ihn ja eben erst in seiner Stellung befördert und ihm das ganze Departement überwiesen." — „Gut", sagte der Gehilfe, „das ist auch ein Christ."

„Aber, was halten Sie von Tsang?"

„Sie meinen John Tsang, den stämmigen Burschen, der ebenfalls in der Registratur angestellt ist." — „Ja den meine ich." —

„Nun, das ist ein Arbeiter ersten Ranges und dazu höchst zuverlässig."

„Ganz recht; das ist ebenfalls ein Christ. Er und Yang haben die Missionsschule besucht und sind beide abendmahlsberechtigte Mitglieder der amerikanischen Mission." — „So," sagte der Postmeister gedehnt. — „Sie kennen doch auch den Josef Tsai in Hanyang?" — „Gewiß; wir haben ihm ja dort das ganze Postamt zur Besorgung anvertraut." — „Nun, das ist gleichfalls ein Christ, der zur amerikanisch-bischöflichen Mission gehört."

„Wirklich!" meinte der Postmeister.

„Und dann möchte ich Sie auf Tsen aufmerksam machen. Sie erinnern sich doch seiner?" — „O ja; Sie meinen doch Tsen Hua-Pu, den wir vor kurzem nach Hunan geschickt haben, um die dortige neue Poststelle in Hsiangtau zu versehen? Was ist mit dem?"

„Nun, der ist auch ein Missionsschüler und gehört ebenfalls der amerikanisch-bischöflichen Mission als Abendmahlsgenosse an."

„Jetzt hören Sie aber damit auf," sagte der Postmeister; „das genügt, was Sie da zur Rechtfertigung der Leute gesagt haben."

Diese Tatsachen, die für sich selbst sprechen, erhalten noch dadurch ihre Beleuchtung, daß von den acht chinesischen Beamten, die auf dem Postamt in Hankau angestellt sind, vier Christen sind, und daß diese vier die einzigen sind, die regelmäßig befördert wurden. Sie nehmen nun die höchsten Stellungen ein und sind anerkanntermaßen die tüchtigsten Arbeiter im Postamt. Auch ist nicht zu übersehen, daß die Leute, die von da aus an andere Orte versetzt worden sind, um verantwortungsvolle Posten zu übernehmen, allesamt Christen sind. Auch auf dem Postamt in Wutschang sind von vier Briefträgern zwei Christen, wogegen die vier chinesischen Bureau-Arbeiter alle Heiden sind. Aber der erste derselben hat neulich um ein Neues Testament gebeten und liest es. Missions-Magazin 1903, S. 90 f.



84. Wie das Christentum aus der alten eine neue Welt gemacht hat und noch macht.

(Tit. 3, 3—7.)

162. Ein heidnisches Urteil über den Missionar Macintyre.

Gerade in den Tagen des Friedens von Portsmouth, am 1. September 1905, starb in Peitaiho, dem Norderney Chinas, der schottische Missionar Macintyre an Herzschwäche. Macintyre war 1874 der Gehilfe des Dr. John Roß, des Pfadfinders der mandschurischen Mission, gewesen und hat die drei langen Jahrzehnte seiner Missionswirksamkeit in Haitschöng zugebracht. Welchen Wandel der Dinge hat er erleben dürfen! Wenn er in den ersten Jahren durch die Straßen der Stadt ging, grüßte ihn noch nicht einmal ein Armer. Der Name Jesu brachte

seinem Träger nur Schande. Der Missionar wurde mit Haß und schlecht verhehlter Verachtung angesehen. Macintyre mußte an den Straßenecken predigen, denn niemand wollte oder wagte ihm ein Haus zur Kapelle zu vermieten. Erst nach Jahren bekam er in einer abgelegenen Seitenstraße einen Raum, wo er je und dann versuchte, einem armen, einsamen Auswürfling Christum bekannt zu machen. „Ich erinnere mich noch des Tages", schreibt Miss. J. Webster, „wo ich und der verstorbene A. Westwater durch diese selben Straßen gingen und hinter uns her eine höhnende Menge, die uns mit Schmutz und Steinen verfolgte und uns zwang, in dem Yamen Zuflucht zu suchen, und selbst dort wurden wir trotz unserer Pässe nur äußerst unhöflich aufgenommen." Und jetzt? Die letzte Freude Macintyres war, daß er eine neue, von den Christen selbst erbaute Kirche in Haitschöng einweihte. Dazu sandte der heidnische Magistrat der Stadt, Kuan Fengho, ein paar der in China üblichen Wandschmuckrollen, auf denen er Macintyre für alles Gute pries und den Wunsch aussprach, daß sein Werk mehr und mehr fortschreiten möge und das Evangelium von Jesus Christus bald über die ganze Welt ausgebreitet werde! Und nach Macintyres Tode verfaßte und verbreitete derselbe hohe heidnische Beamte eine Lobschrift auf ihn, in der es unter anderem heißt: „Pastor Macintyre lebte fast 30 Jahre in Haitschöng, und nun er gestorben ist, beklagen die Bürger aller Klassen seinen Heimgang, so tief war sein Einfluß auf das Leben der Menschen. Als Missionar war er in seinen Arbeiten unermüdlich; in Dörfern und Weilern errichtete er Freischulen und legte den Leuten dringend den Wert der Erziehung dar und prägte ihnen die Grundsätze der Rechtschaffenheit und Wahrheit ein. Vom Anfang seines Pastorates in unserer Mitte sind seine Schüler zahlreich gewesen, und ihr Leben ist zum Guten beeinflußt worden. Es war durchaus sein Streben, neue Kreaturen hervorzubringen, und diesem Zwecke weihte er sich mit Anstrengung aller Kräfte Leibes und des Geistes. Infolge davon hat er seinen Lohn gehabt in den wohltätigen Früchten, die jetzt so offenkundig sind — seinem unvergänglichen Denkmal. Darin liegt Stoff zum Nachdenken für spätere Geschlechter. Ich habe diese Tatsachen und Reflexionen der Zeitfolge nach zusammengestellt, damit alle Bürger von Haitschöng, hohe und niedere, die Christen zu sein beanspruchen,

die edlen Grundsätze und das fleckenlose Leben ihres Pastors John Macintyre zur Regel ihres Lebens machen. Sorget dafür, daß euer Glaube und eure Religion überall der Welt Achtung einflößen und nirgends verspottet oder geringgeschätzt werden. So werdet ihr euch dem nicht undankbar erzeigen, der mit soviel Eifer für euch gewirkt hat." In der Tat ein einzigartiges Eulogium für einen evangelischen Missionar aus eines Heiden Munde!

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1907, S. 337 f.

---

163. Manitus Gabe, des weißen Mannes Gabe, Gottes Gabe.

Hart an der Quelle des Mississippi hat sich ein kleiner Indianerstamm vom Volke der Tschippewas angesiedelt; sein Gebiet heißt White Earth, zu deutsch „Weiße Erde." Als Bischof Whipple ihn das erste Mal besuchte, predigte er ihm in derselben Weise, wie er gewohnt war vor weißen Christen zu predigen. Aber das nahmen die stolzen Indianer sehr übel, unwillig erklärte ein Häuptling: „Was will der weiße Mann, daß er mein Volk schmäht und uns Sünder heißt? Wir sind keine Sünder. Wir wissen, seine Landsleute sind Sünder. Sie bringen das Feuerwasser und viel Böses zu meinem Volke und seinen Töchtern. Es wäre besser, wenn er seine Worte an sie richtete." Auch dieser Häuptling hat es mit seinem Volk gelernt, demütig zu Jesu Füßen zu sitzen und zu lauschen auf das Evangelium von der Liebe Gottes; die Zeit kam, daß auch hier eine christliche Gemeinde entstand. Eine schöne Kirche wurde erbaut, zu ihrer Einweihung war der Bischof gekommen, er hatte einen Missionsfreund aus Europa mitgebracht, der gern etwas von der Mission unter den Indianern sehen wollte. Als der Gottesdienst vorüber war, lud der Häuptling Wahbonaquot die beiden Weißen ein, einem Pantomimenspiel beizuwohnen, wie die Indianer es lieben; er wendete sich an den Bischof: „Dein Freund kommt von jenseits des großen Wassers; möchte er wohl etwas von der Geschichte meines Volkes hören?" Mit Freuden bejahte es der Gast, und so fuhr Wahbonaquot fort: „Ehe der weiße Mann kam, waren unsere Wälder und Prärien voll Wild, unsere

Seen und Flüsse voll Fische, unsere Fluren voll wilden Reis: das waren Manitus Gaben an seine roten Kinder. Ich will euch zeigen, wie die Kinder meines Volkes aussahen, bevor der weiße Mann kam." Er klatschte in die Hände, die Tür des gegenüberliegenden Blockhauses öffnete sich, ein Mann und eine Frau traten heraus, zwei prächtige Gestalten von freigebornen Indianern, gekleidet in Felle, geschmückt mit den gefärbten Stacheln des Stachelschweins und farbenschillernde Federn im Haar.

„So war mein Volk, ehe der weiße Mann kam", hob Wahbonaquot wieder an. „Soll ich nun zeigen, was der weiße Mann aus uns gemacht hat? Er sagte uns, wir hätten noch keine Häuser, keine Feuerpferde (Lokomotiven), keine Feuerschiffe (Dampfer), keine Bücher; wenn wir ihm unser Land gäben, wolle er uns lehren zu werden wie der weiße Mann. Er hatte eine gespaltene Zunge. Dies ist's, was er für uns tat" — dabei klatschte er zum zweiten Male in die Hände: in der offenen Tür erschien ein verkommener Indianer, barfuß, nur bekleidet mit einem zerrissenen Hemd, und an seiner Seite ein elendes Weib mit zerlumptem Rock. „O Manitu!" klagte der Häuptling schmerzlich bewegt. „Ist das mein Volk? Wie ist's dahin gekommen?" Der zerlumpte Indianer holte eine Flasche aus seinem Hemd hervor, hielt sie hoch und rief aus „Isch-ko-te-wabo (Feuerwasser), des weißen Mannes Gabe!"

Wahbonaquot wandte sich wieder an seine Gäste und fuhr fort: „Entschuldigt, daß ich euch auch dies gezeigt habe. Doch ich habe noch mehr zu erzählen. Vor vielen Monden kam ein Bleichgesicht zu uns. Wir haßten die weißen Männer und wollten daher auf seine Worte nicht hören. Aber alljährlich, wenn die Sonne hoch stieg, kam das Bleichgesicht wieder zu uns durch den Wald. Eines Tages hielt ich Ratsversammlung, ich sprach: „Warum kommt dies Bleichgesicht zu uns? Er ist kein Händler; er fordert nichts von uns. Sollte der große Geist ihn vielleicht gesandt haben? Wir wollen unsere Ohren für ihn offen stehen lassen. — Wir hörten seine Geschichte, wir nahmen sie zu Herzen. Und dies ist's, was er für uns getan hat." Ein männlicher junger Indianer, von einem dritten Klatschen gerufen, wurde sichtbar; er war in ein priesterliches Gewand gekleidet, ihm zur Seite schritt eine liebliche Frau in

reinlichem grauen Kleide. „Meine Freunde", schloß Wahbonaquot, „es gibt nur eine Religion, die den Menschen vom Staube erheben und ihn lehren kann, den großen Geist „Vater" zu nennen, und das ist die Religion Jesu Christi."

Saat und Ernte 1903, S. 17 f.

Maier: Die Aufgaben eines Missionars in China S. 54: Früher Vagabunden, jetzt geachtete Christen. Ev. Missionen 1897, S. 261: Was ist das Sehenswerteste in Indien?

85. Eine notwendige Glaubensfrucht in den heiden-christlichen Gemeinden.

(Tit. 3, 8—15.)

164. Die Missionserfolge in wirtschaftlicher Hinsicht.

Von Obstpflanzungen und wohlgepflegten Gärten umgeben liegt in der Kapkolonie die erste afrikanische Niederlassung der Brüdermission, Gnadental, unter allen evangelischen Missionsstationen auf Afrikas Boden dem Alter nach die erste. Vor 114 Jahren von zwei Herrnhuter Missionaren in der südafrikanischen Steinwüste angelegt, wurde sie eine Zufluchtsstätte für viele der im Lande versprengten, besitz- und heimatlosen Abkömmlinge der Hottentotten und Buschmänner, die sich unter das Sklavenjoch der Buren nicht zwingen ließen. Planmäßig bauten die Missionare die Station aus, wobei sie die Eingeborenen zur Mitarbeit anleiteten, vergrößerten sie bald durch eine Tischlerei, Stellmacherei, Wassermühle und eine im ganzen Land um ihrer Gartenmesser willen berühmt gewordene Messerschmiede, und schon im Jahr 1800 zählte die Station 228 Häuser mit 1234 farbigen Bewohnern. Der Boden, welcher von der englischen Regierung der Mission überlassen und von dieser den Stationsbewohnern in Erbpacht gegeben wurde, ist urbar gemacht, eine kunstvolle Wasserleitung, eine solide, stattliche Brücke über den Sonderendfluß unter Leitung eines technisch gebildeten Missionars von den Eingebornen gebaut, in einer Einöde ein wirtschaftlich blühendes Dorf mit sauberen Wohnungen und guten Straßen und aus Nomaden eine Gemeinde von fleißigen, ordentlichen Ackerbauern und Handwerkern geschaffen.

Gnadental zählt jetzt 3000 farbige Gemeindeglieder und hat vorbildlich für die gesamte evangelische Missionsarbeit in Südafrika gewirkt. Denn außer den Herrnhutern besitzen auch die Rheinische, die Berliner I und Hermannsburger Mission in Südafrika größere oder kleinere Landkomplexe, auf denen sie Hottentotten, Betschuanen, Kaffern, Sulu oder wie die Rheinische Mission ganze Scharen der durch die Sklavenemanzipation 1838 frei aber auch brotlos gewordenen Sklaven ansiedelten und zu arbeitsamen, selbständigen Bürgern erzogen. Wo die Erwerbung oder Urbarmachung von Ackerflächen untunlich war, wurden die Missionsstationen Bildungsstätten für eingeborne Handwerker, die durch besondere zu dem Zweck ausgesandte Werkmeister und durch Einführung neuer Erwerbszweige, wie Wagenbau, Schmieden, Mühlen, Gerbereien, Schuhmacher- und Sattlerwerkstätten, Buchbindereien und Druckereien Anleitung und lohnenden Verdienst gefunden haben. Überall aber, sowohl in den ackerbautreibenden als auch in den von Gewerbe lebenden Gemeinden herrschen feste Ordnungen, überall werden die Farbigen an eine dem Klima angepaßte Kleidung, an Reinlichkeit und geregelte Haushaltung unter völligem Ausschluß des Branntweins gewöhnt, die Frauen durch Missionsfrauen oder besondere Missionsschwestern, zum Teil sogar schon durch eingeborene Hilfskräfte im Nähen, Kochen, Waschen und anderen häuslichen Pflichten unterwiesen. Und was als ein tatsächlicher Erfolg der Kulturarbeit und als eine Wohltat für die Missions-Gesellschaften hervorgehoben zu werden verdient: ein sehr großer Teil der südafrikanischen Gemeinden, namentlich der älteren, ist finanziell selbständig. Missions-Magazin 1906, S. 138 f.

165. Der Stand guter Werke in Kamerun.

Über die kulturellen Wirkungen der Mission schreibt der Kameruner Missionar Schuler (von der Basler Missions-Gesellschaft) folgendes: „Noch vor zehn Jahren waren die schwarzen Handwerker, Schreiner und Handlungsgehilfen in Kamerun fast ausschließlich Fremde, namentlich Akraer. Heute findet man, obwohl sich deren Zahl vervielfacht hat, nur hin und wieder unter diesen Berufsarten einen Fremden. Ja wir

haben Überfluß an Handwerkern. Man frage doch diese Leute, wo sie ihre Kenntnisse erworben haben, und man wird hören, daß die erdrückende Mehrheit ihre Ausbildung der Mission verdankt. Vor zehn Jahren traf man selten einen Eingeborenen, der einige Worte Deutsch konnte, heute ist es anders. Ist das nicht der Arbeit der Mission zu verdanken? An der Anleitung der Eingebornen zur Arbeit von seiten der Mission durch Wort und Beispiel hat es bis jetzt nicht gefehlt, und es ist ein Unrecht und beruht auf Unkenntnis, den Missionen einen diesbezüglichen Vorwurf zu machen." Es wäre gut, wenn diese Tatsachen von Kritikern der Mission mehr beachtet würden. Auf der Goldküste hat die Mission entsprechend ihrer längeren Arbeitszeit in kultureller Hinsicht noch weit mehr geleistet.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1905, S. 250.

Evangelische Missionen 1904, S. 165: Ein Götzenbild zur Glocke umgegossen. Missionsberichte Berlin I, 1907, S. 123 f.: Ein chinesischer Fischerknabe.

86. Die soziale Frage in heidenchristlichen Gemeinden.

(Philemon.)

166. Die Sklaverei und die Missionspraxis.

Die Stellung des Neuen Testamentes zur Sklavenfrage gibt Veranlassung, eine andere Stellung zu suchen, als die des schroffen Abolitionismus. Es ist bekannt, daß Paulus im Philemonbriefe die äußere Rechtsordnung der Sklaverei anerkennt, den entlaufenen Sklaven Onesimus seinem Herrn zurücksendet, und mit keiner Silbe ausdrücklich andeutet, daß er eine Freilassung des Sklaven für das Richtige halte. Soll doch jeder Christ getrost in dem Stande bleiben, darinnen er berufen ist. Die ganze Sklaverei ist ja im Christentum etwas prinzipiell Überwundenes, nicht wert, daß man noch viel Kraft an das Brechen ihrer veralteten Formen wende. Die werden zu ihrer Zeit schon von selbst hinfallen. Inzwischen mögen sie bestehen. Sie können dem neuen Geiste christlicher Bruderliebe ja doch nicht wehren, der wie ein frischer Frühlingswind sieghaft durch die Welt daherfährt, und ein für allemal das Vorurteil

zerstört, als seien Sklaven eine geringere Sorte von Menschen, denn Freie.

Wenn wir alles beiseite lassen, was den Standpunkt des Paulus unserm Gefühle näher bringt, so begegnen wir jedenfalls der auffallenden Tatsache, daß der Apostel trotz seiner hohen sittlichen Anschauungen die Institution der Sklaverei, die so viel Sünde zur Voraussetzung, so viel verkehrtes sittliches Urteil über den Wert eines Menschen zur Bedingung hat, mindestens zeitweilig als Adiaphoron ansieht, an das man sich akkommodieren könne, ohne der sittlichen Höhe des Christentums etwas zu vergeben.

Also doch ein Paktieren mit der Sünde! Wenn wir vorhin mit gutem Grunde gefordert haben, daß der sittliche Schild des Christentums ja blank erhalten werden müßte, so stürzt uns nun nicht eine praktische Schwierigkeit, sondern die Schrift selbst in einen argen Konflikt. Wie in aller Welt ist solche laxe Stellung zur Sünde zu rechtfertigen?

Von vornherein sei es gesagt: nicht so, daß man zwischen Form und Geist scheidet, und daß man sagt: wenn nur ein neuer Geist zur Herrschaft kommt, mag die alte Form geduldet werden. Als ob ein Geist sich irgendwo und irgendwann anders offenbaren könnte, als in ihm angepaßten Formen; als ob sich nicht in der geduldeten alten Form der alte Geist geduldet fühlen würde; als ob man den Geist bekämpfen könnte, wenn man ihm nicht in seinen Erscheinungsformen zu Leibe ging! Man versuche einmal dem indischen Kastenmenschen klar zu machen, daß die niedere Kaste keinen Menschen verunreinige, wenn man duldet, daß der nunmehr angeblich mit neuem Geiste erfüllte Heide nach wie vor vor jeder leiblichen Berührung mit der niederen Kaste zurückscheut. Diese Scheu ist ja die Widerlegung der Rede von dem neuen Geiste! Man lehre einmal den Sklavenhalter Menschenrechte achten, wenn man ihm erlaubt, seinen Sklaven wie einen Ochsen zu Markte zu führen! Im Namen des neuen Geistes wird mit den alten Formen gebrochen werden müssen. Solange wir den Geist nicht anders haben, als in seinen Erscheinungsformen, so lange wird, wer etwas von der Form einer Institution tolerieren will, auch ein entsprechendes Etwas ihres Geistes tolerieren müssen. Indem also das Christentum des Neuen Testaments die Sklaverei ertrug, ertrug es tatsächlich

mehr als eine bloße Form, ertrug es die Reste jenes Geistes, der einst diese menschenunwürdige Form geschaffen hatte. Oder was sonst war der moralische Schutz, den die Apostel dem Eigentumsbegriff liehen, auch wenn das Eigentum durch Fleisch und Knochen eines lebendigen Menschen konstituiert wurde?

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1901, S. 61 f.

Einleitung in das Neue Testament

Neu! von Prof. D. **Fritz Barth.** **Neu!**

7 M., geb. 8 M.

Inhalt: Aufgabe u. Methode der Einleitung ins Neue Testament. — Die Entstehung der Bücher des Neuen Testaments. — Die Sammlung der Bücher des Neuen Testaments. — Der Text des Neuen Testaments.

Obgleich an Einleitungen in das Neue Testament in den letzten Jahrzehnten treffliche Darstellungen erschienen sind, war doch eine fühlbare Lücke vorhanden. Die einen sind so weitläufig angelegt, daß sie für den gewöhnlichen Leser unübersichtlich und schwer zu bewältigen sind, andere eignen sich zwar vorzüglich für Bibelleser, aber für **Theologen,** insbesondere für **Theologiestudierende** gehen sie doch zu wenig auf die streitigen Fragen ein. Noch andere lesen sich zwar sehr gut, aber sie führen weniger in den Inhalt des Neuen Testaments, als in die theologischen Streitigkeiten über dasselbe ein, und die Art, wie dieselben namentlich bei Jülicher beleuchtet werden, ist eine sehr einseitige. Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, eine nicht allzu ausführliche „Einleitung" zu schreiben, welche aber wirklich zur Einleitung in das Verständnis des Neuen Testaments dienen soll.

Von demselben Verfasser erschien 1907 in **3.** Auflage:

Die Hauptprobleme des Lebens Jesu.

Eine geschichtliche Untersuchung. 4 M., geb. 4,80 M.

Ich gestehe, daß das vorliegende Buch mich gefesselt und angeregt hat, wie lange keines dieser Art. Es zwingt zum Nachdenken und Nachprüfen und selbst, wer ihm nicht zustimmt, wird's nicht ohne inneren Gewinn bei Seite legen. — Dem Theologen wird's zur praktischen Behandlung schwieriger Stellen wertvolle Dienste leisten, und auch dem denkenden und suchenden Laien wird's ein guter Wegweiser aus der Unklarheit heraus sein können.

Wiss. Beilage d. Leipz. Zeitung.

Allen suchenden, von Zweifel angekränkelten Herzen, nicht bloß den theologisch Gebildeten, kann dieses Buch bestens empfohlen werden.

Magazin für Theologie und Kirche.

Die Reden unsers Herrn nach Johannes

im Grundtext ausgelegt von Prof. D. **S. Goebel.**

1. Hälfte, Kap. 1—11. 9 M., geb. 10 M.

Ein ganz herrliches Buch, tiefe, volle, klare Ermittelung biblischer Wahrheit, frei von vorgefaßten Meinungen, moderner Ankränkelung und schwächlicher Apologetik, die Schrift nur aus sich selbst verstehend, statt sich bei Zeit- und Streitfragen aufzuhalten. Die Ewigkeitsworte, die aus dem Munde des Herrn gekommen, erlauschend und dem Verständnisse bietend in wissenschaftlich scharf bestimmter und doch auch dem denkenden Laien, zumal wenn er den griechischen Bibeltext nachzulesen vermag, nicht unfaßlicher, knapper und edelster Sprache, fortan eine unentbehrliche Fundgrube gesunder Auslegung für alle, die über johanneische Jesusworte Predigten oder Bibelstunden zu halten haben.

Kirchl. Monatsblatt für Rheinl. u. Westf.

